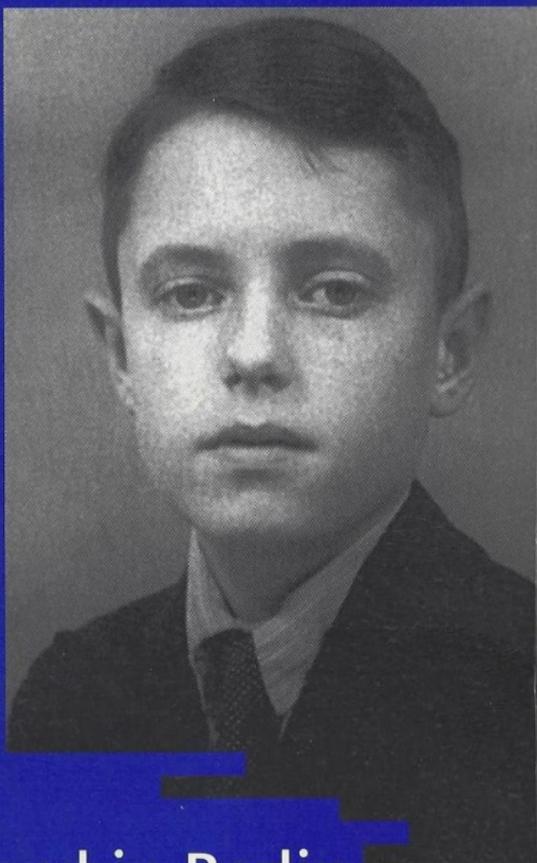


Peter Gay

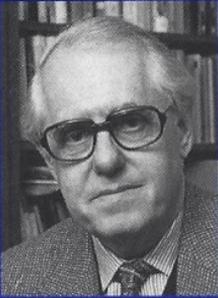


Meine
deutsche

Frage Jugend in Berlin
1933–1939

beck^lische
reihe

Geschwister
Scholl-Preis
1999



In diesem Band erzählt der renommierte Historiker Peter Gay die Geschichte seiner Jugend als assimilierter anti-religiöser Jude im Nazi-Deutschland 1933-1939.

»Die Jugenderinnerungen des emeritierten Yale Professors konzentrieren sich auf die Jahre von 1933 bis zur gerade noch geglückten Ausreise der Familie im April 1939. Mit historisch und psychoanalytisch gleichermaßen geschärftem Sinn schrieb Gay ein nuanciert erzähltes Stück Zeitgeschichte.«

Rainer Traub, Der Spiegel

»Dieses Erinnerungsbuch... ist lesenswert, weil es unser Bild vom Leben der jüdischen Bürger in der ersten Halbzeit des Dritten Reiches auf eine unprätentiöse und eben deshalb eindringliche Weise erweitert. Es macht erneut sichtbar, was die NS-Diktatur uns allen angetan hat. ... Es ehrt den Autor, daß er jedes beschönigende oder herabsetzende Klischee vermeidet, daß er weder Anklage noch Selbstmitleid Raum gibt.«

Hartmut Jäckel, FAZ

Verlag C.H.Beck

ISBN 3-406-42110-5



9 783406 421105 8s 175.--

In diesem Band erzählt der renommierte Historiker Peter Gay die Geschichte seiner Jugend als assimiliertes antireligiöses Jude im Nazi-Deutschland 1933-1939. Mit der ihm eigenen Eloquenz und analytischem Scharfsinn beschreibt Gay seine Familie, das Leben, das sie führten, und geht auf die Gründe ein, warum sie Deutschland nicht zu einem früheren Zeitpunkt verliessen. Er forscht seinen eigenen ambivalenten Gefühlen dem heutigen Deutschland und den Deutschen gegenüber nach, ohne in Selbstmitleid zu verfallen oder Anklage zu erheben.

Peter Gays Erinnerungsbuch – aufrichtig, was persönliche Fragen betrifft, und massvoll in der Beurteilung der politischen Ereignisse von 1933-1939 – eröffnet uns eine neue Perspektive der Geschichte des deutschen Judentums.

Peter Gay ist emeritierter Sterling Professor für Geschichte der Yale University und Direktor des Zentrums für Wissenschaftler und Schriftsteller, New York Public Library.

Peter Gay

Meine deutsche Frage

Jugend in Berlin 1933-1939

Verlag C.H. Beck

Titel der Originalausgabe:
My German Question
Growing Up in Nazi Berlin
Yale University Press, New Haven, & London
© 1998 by Peter Gay

Mit 13 Abbildungen im Text
Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz,
Monika Noll und Rolf Schubert

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme	
<i>Gay, Peter:</i>	
Meine deutsche Frage : Jugend in Berlin 1933-1939 / Peter Gay. – Aus dem Engli, von Ulrich Enderwitz, Monika Noll und Rolf Schubert – 2., unv. Aufl. München : Beck, 1999	
(Beck'sche Reihe; 1310) Einheitssacht.: My German question <dt.> ISBN 3 406 42110 5	

ISBN 340642110 5

2., unveränderte Auflage. 1999

Umschlagentwurf: +malsy, Bremen

Umschlagabbildung: Peter Gay, 1934

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1999

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Für Emil Busse

Why, this is hell, nor am I out of it

Christopher Marlowe,

Dr. Faustus

Inhalt

Vorwort	9
<i>Erstes Kapitel</i> Der Heimkehrer	13
<i>Zweites Kapitel</i> Im Training	33
<i>Drittes Kapitel</i> Das Opium fürs Volk	63
<i>Viertes Kapitel</i> Widersprüchliche Signale	73
<i>Fünftes Kapitel</i> Erwachen der Hormone	101
<i>Sechstes Kapitel</i> Überlebensstrategien	109
<i>Siebtes Kapitel</i> Gut geplant, aber	129
<i>Achtes Kapitel</i> Käufliches Asyl	155
<i>Neuntes Kapitel</i> Ein langes Schweigen	173
<i>Zehntes Kapitel</i> Auf Bewährung	205
Danksagung	229

Vorwort

Dies ist keine Autobiographie; es sind Erinnerungen an sechs Jahre, die Zeit zwischen 1933 und 1939, die ich als Junge in Nazi-Berlin verbrachte. Meine Absicht war es, mehr als eine platte Aufzählung der Ungeheuerlichkeiten zu liefern, deren Zeuge ich wurde, und der Beschimpfungen, die ich schlucken musste; deshalb habe ich die zentrale Handlung mit Kapiteln eingerahmt, in denen ich jene Situationen beschreibe und welche Wirkung die Erfahrung bei mir hinterliess. Das Buch schildert die Geschichte eines einzelnen Menschen, die Geschichte meiner Vergiftung und wie ich damit fertig geworden bin. Nachdem ich aber im Laufe der Jahre Dutzenden Flüchtlingen zugehört habe, bin ich sicher, dass mein Bericht allgemeinere Geltung beanspruchen kann.

Ich habe über meine Vergangenheit nicht geschwiegen. In zwei kurzen Essays habe ich bereits früher einige denkwürdige Episoden meines Lebens Revue passieren lassen, die in dieser Darstellung wieder auftauchen werden. Jetzt allerdings sind die erzählerische Spannweite und der analytische Anspruch weit ehrgeiziger als in den kleinen Vorgängern. Der Plan zu dem Buch geht auf einen zwanglosen Vortrag zurück, den ich am Davenport College in Yale auf Einladung meines Freundes und Kollegen Henry Turner, des damaligen Leiters des Colleges, vor einer Gruppe von Studenten und Doktoranden hielt. Ihre beschränkte Zahl und ihre gespannte Aufmerksamkeit machten meine Zuhörer zu einem höchst angenehmen Publikum; meine Ausführungen provozierten eine intensive Diskussion, die mich zu jener Art von autobiographischen Anekdoten anregte, wie sie einem bei solchen Gelegenheiten regelmässig einfallen. Danach kam Henry und mir der Gedanke, dass wir den Abend hätten mitschneiden können. Dass ich mich entschloss, das Versäumnis wettzumachen, und dass mich Freunde mit gutem Zureden in diesem Entschluss bestärkten – verdanke ich letztlich dieses Buch. Als Gladys Topkis, die seit langem zu diesen Freunden zählt und eine hervorragende Redakteurin ist, mich einlud, es zu schreiben, nahm die Sache Gestalt an.

Aus Gründen, die ich anfänglich nicht recht verstand, erwies sich das Unterfangen als weit schwieriger und aufrührender als erwartet. Von den Freunden, die mich dazu angetrieben hatten, war mir praktisch in die Hand versprochen worden, dass mir diese Erinnerungen zu schreiben eine längst nötige Katharsis bescheren, dass mir die Erforschung meiner Jugendjahre Seelenfrieden bringen werde. Indes, das Versprechen hat sich nicht erfüllt. Meine Gefühle bleiben gemischt, und die Frage des Seelenfriedens spielt bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Beträchtliche Befriedigung hat mir bereitet, dass ich meine Verachtung für diejenigen zu Protokoll geben konnte, die ebenso herablassend wie neunmal-klug über die deutschen Juden herziehen, weil sie versucht hätten, sich mit der deutschen Gesellschaft zu vermischen, und nicht früher emigriert seien. Dankbarkeit empfinde ich gegenüber denen, die uns in der Not der Jahre 1938 und 1939 retteten – Zorn, einen nach all den Jahren erstaunlich heftigen Zorn auf die Welt, die unser Elend mit soviel Hartherzigkeit behandelte. Mein Hass auf die Nazis von damals und heute ist im Laufe der Zeit nicht gewachsen; das hätte er auch gar nicht gekonnt, ohne dass ich gegen den ersten besten Deutschen, der mir über den Weg lief, tötlich geworden wäre. Keine Rede von Katharsis!

Dies ist, wie gesagt, keine Autobiographie – und ich lege Wert auf das Dementi. Denn der Erinnerung an jene Hölle, die ich aushalten musste, haftet zwangsläufig ein depressiver Ton an, der, für sich genommen, meiner persönlichen Geschichte nicht gerecht wird. Der Mollton, der dieses Buch beherrscht, entspricht nur einem Teil von mir. Dass meine Vergangenheit von einem hohen Mass an Leiden geprägt war, kann ich wahrlich nicht bestreiten; es gab, fürchte ich, Zeiten, wo ich andere dafür habe büßen lassen. Aber wenn ich diesen Bericht noch einmal durchlese, fällt mir auf, dass ich in grossen und in kleinen Dingen das Negative auf Kosten des Positiven betont habe. Mein Thema machte natürlich diese Akzentuierung unvermeidlich. Wollte ich meinem erklärten Vorhaben treu bleiben, musste ich viel von der Lebenslust, die ich genossen habe, beiseite lassen.

Nehmen wir etwa meinen Appetit für Musik, auf den ich hier praktisch nur anlässlich einer Anekdote über die Verlogenheit der Nazis zu sprechen komme sowie dort, wo ich die Verblüffung meiner Eltern über meine Lieblingsplattenaufnahmen erwähne.

Als Halbwüchsiger in Havanna entdeckte ich Bing Crosby und die Andrews Sisters. (Ich rechtfertige meine Vorlieben nicht, ich berichte sie nur.) In den USA entdeckte ich Glenn Miller und Artie Shaw und dann Beethovens Quartette. Diesen Sprung verdanke ich Harvey Potthoff, mein Freund für mehr als ein halbes Jahrhundert; in dem Jahr, in dem ich ihn kennenlernte, 1943, spielte er für mich das späteste dieser Meisterwerke, Opus 135. Ein anderer alter Freund, Bob Webb, heilte mich von der snobistischen Überzeugung, Brahms verdiene die Zuneigung eines ernsthaften Musikliebhabers nicht. Abgesehen davon, dass ich die flüchtige Begeisterung, die ich kurz nach meinem Eintreffen in den USA im Jahre 1941 für die Romane Ernest Hemingways entwickelte, nur erwähne, schweige ich mich in diesem Buch über mein Vergnügen an den Klassikern der modernen Literatur, Proust und Joyce und Henry James, aus; einige ihrer Werke lernte ich durch Malcolm Cowleys Beiträge in *The New Republic* schätzen – beziehungsweise überhaupt erst kennen. Cowleys Artikel waren für mich unerfahrenen, uninformierten Amerikaner eine unendlich wertvolle Quelle.

Genausowenig Worte verliere ich über meine berufliche Laufbahn. Nicht, dass ich meine Erfolge kleinreden oder verleugnen will – das wäre ein bisschen zuviel Bescheidenheit. Wenn sich hier nichts über meine Lehrtätigkeit oder meine Publikationen findet – beziehungsweise nur, sofern es ein Licht auf die schrecklichen Jahre wirft, die ich in Hitlers Deutschland verbrachte –, dann soll das natürlich nicht heissen, dass meine beruflichen Leistungen in jenen Abschnitten meines Lebens, die mit dem Dritten Reich nichts zu tun hatten, keine wichtige Rolle gespielt haben. Fast ebenso zurückhaltend zeige ich mich im Hinblick auf eine der grössten Segnungen, die ich das Glück hatte zu geniessen: die Freundschaft. Bis heute vermisse ich Richard Hofstadter und Henry Roberts, die beide im Jahre 1970 vorzeitig starben; ich wünschte, sie hätten diesen Bericht über eine Vergangenheit, über die wir so offen sprachen, noch lesen können, und ich habe Glück in der Liebe gehabt. Fast nichts von alledem hat Eingang in diese Erinnerungen gefunden.

Warum habe ich sie dann geschrieben? In einem Jahrzehnt, in dem Bekenntnisse, je hemmungsloser, desto besser, zu Bestsellern werden, ist die Frage besonders akut. Aber ich meinte, ich sollte

das Risiko eingehen, auch wenn ich keine Berühmtheiten biete, keine Ehrungen und Orden aufzähle, mit keinem sexuellen Missbrauch aufwarte – ausser mit einem misslungenen Versuch. Unbestreitbar war, dass mein Leben ein paar dramatische Episoden umfasste, die es sich lohnte, in gedruckter Form festzuhalten. Und dann war da noch die didaktische Neigung eines Professors. Ich hatte in den USA häufiger, als mir lieb war, hören müssen, wie über die deutschen Juden hergezogen wurde, gewöhnlich im Ton selbstgerechten Zorns. Die ausschlaggebende Begegnung aber hatte ich vor ungefähr fünf Jahren in Berlin, wo ich mit einem einflussreichen, intelligenten und anständigen deutschen Beamten freimütig über politische Gegenwartsfragen und Vorgänge aus frühgeschichtlicher (will heissen, Nazi-) Zeit diskutierte; diese Gespräche öffneten mir die Augen. Eines Tages gestand er mir mit dem Ausdruck sichtlicher Beunruhigung und Verblüffung, er könne nicht verstehen, warum die deutschen Juden wie die Lämmer ins Schlachthaus gegangen seien (er gebrauchte wörtlich dieses Klischee). Sein Geständnis führte mir so deutlich wie noch nie vor Augen, dass selbst Gutinformierte vom Leben der Juden unter den Nazis keine Ahnung hatten. Die meisten gaben sich zufrieden damit, billige Legenden wiederzukäuen, ohne sich bewusst zu sein, dass die Wahrheit viel komplizierter war.

Und so fragte ich mich selbst, warum wir nicht am nächsten Tag nach Hitlers Ernennung die Koffer gepackt und das Land verlassen haben. Das war eine quälende Frage, die ich auf den folgenden Seiten vielfach stellen werde. Ich war mir sicher, dass ich als Zeuge für die Verteidigung auftreten und mich zugleich einer unnachsichtigen, zufriedenstellenden Selbstprüfung unterziehen konnte – zufriedenstellend hoffentlich auch für andere. Zu entscheiden, ob mir das gelungen ist, steht mir nicht zu. Aber hielt ich den Versuch für gescheitert, hätte ich dieses Buch nicht veröffentlicht.

Erstes Kapitel

Der Heimkehrer

Am 27. Juni 1961 fuhren wir über die Rheinbrücke von Strassburg nach Kehl, und ich fand mich dem beunruhigendsten antisemitischen Imponiergehabe ausgesetzt, das ich seit der Ausreise aus Deutschland 22 Jahre vorher erlebt hatte. Nach einer mehrwöchigen vergnüglichen Ferienreise durch Frankreich waren meine Frau Ruth und ich unterwegs nach Berlin. Ein Kollege vom Deutschen Seminar an der Columbia University, Henry Hatfield, hielt an der Freien Universität in West-Berlin eine Reihe von Vorlesungen über Thomas Mann und hatte uns eingeladen, seine Veranstaltung zu besuchen. In Frankreich umherzureisen bereitete uns ungetrübtes Vergnügen. Wir fuhren in gemächlichem Tempo westwärts durch das Gebiet der Loire-Schlösser bis nach Angers mit seinen grossartigen Gobelins und assen und tranken uns unterwegs durch die gastronomischen Köstlichkeiten. Dann wandten wir uns nach Süden, um Städte wie Bordeaux zu besichtigen, beschwipsten uns in einer Degustation in Chateau d'Yquem an dem süssen Dessertwein des Ortes, schliefen in Doppelbetten, über denen Kruzifixe wachten. Im Vergleich damit schien unser Deutschlandaufenthalt weit weniger vielversprechend.

Die Freie Universität, deren Name schon eine gezielte Herausforderung an ihre Ostberliner Vorfahrin ist, war als Einrichtung kurz nach dem Krieg geboren oder, besser gesagt, aufgebaut worden – Fakultät um Fakultät, Institut für Institut. Von 1948 an fingen Akademiker aus der alten Berliner Universität an, im idyllischen Dahlem neue Hauptquartiere zu beziehen. (Die alte Universität wurde von den stalinistischen Herren Ostberlins in Humboldt-Universität umbenannt, um von dem grossen Prestige Wilhelm von Humboldts, des Humanisten, zu profitieren, der mehr als jeder andere zur Gründung der Universität im Jahre 1810 beigetragen hatte – und der unter einem kommunistischen Regime garantiert als einer der ersten verhaftet worden wäre.)

Dahlem, einem Stadtviertel mit breiten Alleen und einst prachtvollen Villen, waren die schlimmsten alliierten Bombardements erspart geblieben; aber wie überall in Berlin hatte auch hier der Krieg Schäden hinterlassen. Die Alleen waren noch weitgehend intakt, die Villen hingegen hatte man in unscheinbare Pensionen und kleine Hotels umgewandelt. Dieser Teil Berlins hatte ausserhalb des Horizonts meiner Familie gelegen, aber den berühmten Grönwald, einen sorgfältig gepflegten Forst, kannte ich: Als Junge war ich mit meinem Fahrrad auf seinen Wegen entlanggeradelt.

Das akademische Experiment in Dahlem war symptomatisch für den tiefen Riss, der die zertrümmerte Stadt spaltete. Im sowjetischen Sektor, der die östliche Hälfte der Stadt umfasste, hatten russische Panzer und Truppen, russische Propaganda und dienst-eifrige deutsche Leutnants ein totalitäres Klima geschaffen. Und ihre Ideologie durchdrang zwangsläufig auch die Berliner Universität, die von den Herren des Landes in einen Hort des Konformismus und in eine linientreue Parteischule verwandelt wurde – am drastischsten in den Sozial- und Geisteswissenschaften. In den westlichen Zonen der Stadt herrschte grosse Beunruhigung, die (keineswegs paranoide) Angst, die Ostdeutschen könnten als willfährige Marionetten ihrer sowjetischen Lehrmeister eines Tages den Westteil ihrer Stadt besetzen. Tatsächlich errichtete nur zwei Wochen nach unserem kurzen Aufenthalt der stalinistische Staat, der sich mit feinem Gespür für die Magie der Namen Deutsche Demokratische Republik nannte, die infame Mauer, die der Teilung dramatischen Nachdruck verlieh – wie es damals schien, für immer.

Mein Besuch der Freien Universität hatte ein Moment von Ironie, dessen ich mir bewusst war. Mehr als ein Jahrzehnt zuvor war der Ort Auslöser eines denkwürdigen kleinen Streits – denkwürdig jedenfalls für mich. Um 1950 verkündete Franz Neumann, ein älterer Kollege in meiner Fakultät an der Columbia University, er sei auf dem Weg nach Berlin, um dort eine Weile für die Freie Universität zu arbeiten. Wie ich auf meinem kleinen Posten als Lehrbeauftragter (die Führungsriege der Fakultät, die sich ziemlich grossspurig Fakultät für Öffentliches Recht und Staat nannte, hielt uns Assistenten klein, damit wir nicht anfangen, von künftigen Festanstellungen zu träumen), veranstaltete auch Neumann Kurse zur Geschichte des politischen Denkens, nur

eben auf weit gehobenerem Niveau. Bei den Doktoranden und den Assistenten genoss er hohes Ansehen: Er war ungeheuer kenntnisreich, verfügte über ein bibliographisches Wissen, das alle seine Verehrer verblüffte, und nahm wohlwollendes Interesse an den Anfängern in ihrer beruflichen Laufbahn. Sein Äusseres war eindrucksvoll: Von gedrungener Gestalt, mit Adlernase, Glatze und schweren Lidern, wirkte er wie das Idealbild eines römischen Kaisers. Dass er einen Hörapparat tragen musste, liess ihn uns nur noch unnahbarer erscheinen; aber uns wurde bald klar, dass seine vermeintliche Zurückhaltung ein Produkt unserer eigenen Scheu war.

In seinem Heimatland Deutschland hatte sich Neumann als Rechtsanwalt in Gewerkschaftsdiensten profiliert. Im Mai 1933 entging er nur knapp der Verhaftung, als ihn ein Freund, der unter der neuen Regierung einen Posten ergattert hatte, warnte und ihm riet, so schnell wie möglich zu verschwinden. Am nächsten Morgen bestieg er ein Flugzeug nach London und nahm seinen marxistischen Hegelianismus, seine engen Verbindungen zur Frankfurter Schule und zu seinem guten Freund Herbert Marcuse mit. Seine umfangreiche Untersuchung über das Nazi-System, *Behemoth*, die er schrieb, nachdem er sich in Columbia niedergelassen hatte, war damals ein wichtiger Text, der den Ruf untermauerte, den er bei seinen begeisterten Anhängern genoss. Und nun wollte dieser aktive, konsequente Nazigegner freiwillig den Fuss auf deutschen Boden setzen!

Wie meinen Zeitgenossen in Columbia fiel es auch mir schwer, dies zu verstehen. Sicher, Neumann hatte bei uns mit seiner aufreißerischen Behauptung, die Deutschen seien das am wenigsten antisemitische Volk in Europa, bereits einigermaßen Aufsehen erregt. Dieses Diktum, an das ich seitdem oft gedacht habe, irritierte mich, aber ich war geneigt, es als provokante Äusserung abzutun, die uns in unseren selbstgefälligen, selbstsicheren Urteilen erschüttern sollte. Bei der Rehabilitation des Erzfeindes der Zivilisation mitzuhelfen war aber etwas anderes. Erfüllt von gerechter Entrüstung, bot ich Neumann im Fakultäts-Klub von Columbia die Stirn: «Wie können Sie so sentimental sein?» Seine Antwort: «Wie können *Sie* so sentimental sein?»

Das war eine wenig elegante Entgegnung, zumal für jemanden von der Schlagfertigkeit eines Neumann. Aber gerade der Mangel

an Originalität verlieh der Antwort die Bedeutung eines Trennstrichs, den Neumann zwischen uns zog, als wollte er sagen, Sie haben Ihre Einstellung, und ich habe meine, und sowenig sich ein Kompromiss zwischen uns erreichen lässt, sowenig hat es Sinn, weiter darüber zu diskutieren. Hier standen zwei intelligente Akademiker ernsthaft in Gefahr, sich zu streiten, obwohl sie beide Menschen guten Willens, aus Deutschland gebürtige Emigranten und mit knapper Not davongekommen waren. Wir liessen das Thema fallen, auch wenn ich nicht aufhörte, über den Vorfall nachzudenken.

Obwohl ich das damals nicht begriff, die Episode war Beweis dafür, dass es keine «korrekte» Haltung gibt, die Deutschen gegenüber am Platze ist. Individuelle Erfahrungen und private Gefühle, die nicht allesamt in direktem Zusammenhang mit dem Leben unter den Nazis stehen, rechtfertigen die jeweilige Haltung, die man einnimmt. Manche Flüchtlinge weigerten sich, deutsche Autos oder Geräte zu kaufen, in deutschen Restaurants zu essen, in deutschen Hotels zu schlafen oder auch nur zuzugeben, dass Deutschland je eine erwähnenswerte Kultur gehabt habe; ein paar von ihnen weigerten sich sogar, die Wiedergutmachungszahlungen anzunehmen, die seit den fünfziger Jahren vom deutschen Staat geleistet wurden. Einige Jahre lang gehörte ich zu dieser Fraktion; ich las nicht einmal Deutsch, musste diese rachsüchtige Haltung allerdings aufgeben, als ich 1946 an der Universität mit dem Hauptstudium begann. Viele andere deutsche Juden, die genauso viel unter den Nazis gelitten hatten, hatten keine solchen Skrupel. Mein Vater zählte zu dieser zweiten Gruppe; ich erinnere mich an seinen Burkeschen Ausspruch – er hatte nie ein Wort von Burke gelesen –, man könne eigentlich nicht eine ganze Nation verdammen. Es klingt mir heute noch in den Ohren. Das war die Einstellung, die ich mir langsam, widerstrebend und nie gänzlich zu eigen machen sollte. Neumanns spöttische Bemerkung, «Wie können Sie so sentimental sein?» verfolgte mich.

Im Jahre 1961 war der Lernprozess noch nicht abgeschlossen. Ich hatte Deutschland 1939 als Peter Joachim Israel Fröhlich (das «Israel» – dank der Nazis) verlassen; ich kehrte als Peter Jack Gay zurück, stolzer amerikanischer Staatsbürger seit 1946 – eine wohlthuende Verwandlung, die ich geradezu körperlich spürte, als hätte

mich mein amerikanischer Pass ein bisschen wachsen lassen. Das niederdrückende Gefühl absoluter Verwundbarkeit, das ich vor dem unerbittlichen Nazi-Beamtentum empfunden hatte, war einem gewissen Bewusstsein der Macht gewichen. Als meine Eltern und ich emigrierten, hatten wir buchstäblich um unser Leben fliehen müssen; jetzt konnte ich mich in Deutschland aufhalten, solange es mir gefiel, oder ich konnte, wenn mir etwas nicht passte, das Land verlassen, ohne Lösegeld zahlen oder die Schikanen erdulden zu müssen, bei denen die Nazis so einfallsreich gewesen waren. Ich konnte nun durch die Wilhelmstrasse gehen, einst der Sitz der Regierung und die zu betreten mir 1938 verboten worden war.

In dem Augenblick aber, in dem unser Mietwagen, Marke Dauphine, an der Rheinbrücke deutschen Boden erreichte, bereute ich, dass ich mich auf dieses Abenteuer eingelassen und die beiläufig ausgesprochene Einladung allzuübereilt angenommen hatte. Ich hätte Henry Hatfields Vorlesungen ebenso leicht in New York hören können – genauer gesagt, leichter. Anscheinend war mein amerikanisches Selbstbewusstsein nicht so gefestigt, dass es mir erlaubt hätte, mich unter Deutschen zu entspannen oder mich auf das Wiedersehen mit den Häusern zu freuen, in denen ich meine ersten Lebensjahre verbrachte, mit den Parks, in denen ich gespielt, den Schulen, in denen ich vorgetragen, den Sportstadien, in denen ich gejubelt hatte. Ich war bereits dreimal vorher nach Europa zurückgekommen: im Jahre 1950, als ich mit Forschungsarbeiten zu meiner Dissertation sechs angenehme und fruchtbare Wochen in Amsterdam verbrachte, und in den Jahren 1955 und 1958, als ich Archive und Freunde in England besuchte und mit Freunden Frankreich und Italien bereiste. Jedes Mal hatte ich mich geweigert, Deutschland zu betreten, so nahe es war.

Hätte ich meinen Ängsten und meinem Widerstreben doch mehr Beachtung geschenkt, dachte ich nach dem Erlebnis bei Kehl. Ich war auf der deutschen Seite aus dem Auto gestiegen, um an einem kleinen Kiosk Dollars gegen D-Mark einzutauschen, und sah mich Aug in Aug mit einer jungen Angestellten, die hinter einem Gitter darauf wartete, mich zu bedienen. Sie sah mich kalt an, und ihre Augen verrieten schieren Hass, als ich ihr meinen Pass reichte. Ein Blick auf sie, und ich war felsenfest überzeugt davon, dass in meinem Geburtsland der Antisemitismus lebendig war und gedieh.

Was war geschehen? Nichts. Die Angestellte hatte mich so behandelt wie alle anderen: korrekt und unpersönlich. Falls ihre Augen etwas verrieten, so mit Sicherheit Langeweile. Ich kannte damals das Wort *Projektion* noch nicht, und es hätte mir auch nicht geholfen, die Widerstände aufzutauen, die so lange schon als Eisblock in meinem Inneren lagen. Nicht einmal meine liebevolle Reisegefährtin, die mit ihren eigenen Empfindungen zu schaffen hatte, konnte mir Erleichterung verschaffen. Tatsache war, dass mich diese Angestellte gar nicht hasste; sie war sich meiner Existenz kaum bewusst. Ich hasste *sie*.

Natürlich war ich freier, sie zu hassen, als ich es in den dreissiger Jahren gewesen wäre. Während wir weiterfuhren, schien es so viele Dinge, so viele Menschen zu geben die hassenswert waren. 1961 war ich achtunddreissig Jahre alt, was bedeutete, dass die Deutschen meines Alters unter dem Naziregime Jugendliche gewesen und dass die meisten der männlichen Altersgenossen der Hitlerjugend, die meisten der weiblichen dem Bund Deutscher Mädels angehört hatten. Wer nur ein bisschen älter war als ich, war damals schon ein Erwachsener. Viele von ihnen hatten Hitler lauthals zugejubelt und ihn gewählt, hatten den Verfolgungen durch die Nazis Beifall gesendet, vielleicht sogar frohgemut ihren Morden beigewohnt; viele hatten von dem legalisierten Diebstahl profitiert, durch den Betriebe, Häuser, Kunstsammlungen in jüdischem Besitz an «verdiente Arier» übereignet worden waren, hatten Musiker, Künstler, Rechtsanwälte, Ärzte, zuvor noch ihre Mitbürger, zuerst in die Isolation und dann ins Exil getrieben – vorausgesetzt, ihren Opfern gelang es noch, «rauszukommen» (wie wir das nannten). Wo wir auch hinkamen, waren Deutsche: Sie fuhren in ihren Autos, führten Hunde aus, sassen in Cafés herum, bedienten Kunden. Und alle sprachen sie Deutsch, als wäre nichts passiert, als hätte das Tausendjährige Reich ihre Sprache nicht für immer vergiftet.

Ihre Allgegenwart hätte mich eigentlich nicht verwundern dürfen: wer sollte mich in Deutschland umgeben, wenn nicht Deutsche? Und was sollten sie sprechen, wenn nicht Deutsch? Aber solchen vernünftigen Überlegungen war ich – noch – nicht zugänglich. Ich befand mich in einem labilen Zustand irgendwo mitten auf dem gewundenen Weg, der mich der Antwort auf meine deutsche Frage entgegenführte, eine Frage, die auch jetzt noch

nicht völlig beantwortet ist und es wahrscheinlich nie sein wird. Seit jenem ersten Vorstoss nach Deutschland im Hochsommer des Jahres 1961 bin ich dort viele Male und zu ausgedehnten Besuchen gewesen. Ich habe gute Freundschaften in dem Land geschlossen, ausführliche Forschungen in Bibliotheken und Archiven betrieben, an Kongressen teilgenommen, vor Historikern und Psychoanalytikern Vorträge gehalten und auf der Frankfurter Buchmesse vor Verlegern gesprochen. Aber noch heute, wenn ich in einem amerikanischen Restaurant oder Flughafen Deutsch sprechen höre, packt mich eine leichte Nervosität und ich frage mich: Was machen die hier?

Ich liess mir also von der Angestellten deutsches Geld geben, stieg wieder in meinen Dauphine und fuhr weiter in Richtung Berlin. Ein kurzer Zwischenstop in Göttingen, um einen dort auf Urlaub weilenden Kollegen zu besuchen, steigerte nur meine Spannung und nährte meine Paranoia. Nicht sonderlich feinfühlig schlug unser Gastgeber vor, in einem grossen Bierlokal der Stadt Mittag zu essen, das, wie sich herausstellte, zum Bersten vollgestopft mit alten Herren einer Studentenverbindung war, viele in ihrer traditionellen Kluft. Das war schlimm genug, aber als sie anfangen, ihre alten studentischen Sauflieder zu singen, hatten Ruth und ich genug und räumten das Feld. Es war ein schlechter Auftakt für die Prüfungen, die in Berlin meiner harnten.

Für Ruth und mich folgten vier, fünf ungemütliche Tage. Wir kamen nicht mehr miteinander aus, weder im Auto noch im Hotel. Wir gifteten uns an, stritten auf ungewöhnliche Art. Wir hatten zuvor auch harte Worte gewechselt und sollten es später wieder tun, aber niemals aus einem Anlass, der uns so offenkundig aufgezwungen war. Schuldzuweisungen sind fehl am Platz: Die Provokation, das Deutschland um uns herum, war einfach zu gross, für Ruth als eine in Amerika geborene, aber aus einer osteuropäischen jüdischen Familie stammende Fremde ebenso wie für mich, den Heimkehrer. Die zeitgenössische Geschichte, roh und hässlich, hatte uns eingeholt.

Das Schlimmste war, Berlin erwies sich als eine Enttäuschung. Natürlich war die Stadt nicht mehr, was sie in den zwanziger und dreissiger Jahren gewesen war, als ich ein Heranwachsender war.

Dafür hatten die Nazis und die Bomber der Alliierten gesorgt. Das Problem war nicht so sehr, dass die Narben des Krieges, der vor sechzehn Jahren geendet hatte, noch immer allzudeutlich sichtbar waren. Die tapferen Arbeiterfrauen, die denkwürdigen Trümmerfrauen, die geschuftet hatten, um die Stadt buchstäblich Stein auf Stein wiederherzustellen, waren weltweit bewundert worden, auch von mir. Aber ihre unermüdliche Arbeit hatte nicht ausgereicht; es gab schlicht zu viele Wracks zu bergen. Da ich Fotos vom Zustand der Stadt im Frühjahr 1945 kannte und wusste, dass der Krieg die einst prächtige Stadt in eine zerklüftete Trümmerlandschaft verwandelt hatte, erwartete ich kaum etwas anderes. Nicht das Berlin von 1961 deprimierte mein ohnehin schon finsternes Gemüt noch mehr, sondern die Art, wie ich es *erlebte*, als ich darin herumwanderte. Ich hatte erwartet, dass mich wie Marcel, den Helden von Prousts breit strömendem Fluss von einem Roman, eine Flut von Erinnerungen überkommen werde, als wären meine alten Wohngegenden eine Sammlung von Madeleines. Aber während eine einzige, in Lindenblütentee gestippte Madeleine genügt hatte, ihm die Welt einer lange vergessenen Vergangenheit aufzuschliessen, gab es für mich keine Madeleines.

Vielleicht veranschaulicht nichts besser meine emotionale Betäubung als dieser Misserfolg. Er erinnerte mich daran, wie ich beim Tod meines Vaters im Jahre 1955 nicht hatte weinen können. Ich mühte mich ab, Erinnerungen aus ihren Verstecken hervorzulocken, und hoffte, angesichts der dramatischen Augenblicke, die ich zu beschwören suchte, von der Flut der Gefühle überschwemmt zu werden. Es war unvermeidlich, dass meine Emotionen – und meine Enttäuschung über das Ausbleiben von Emotionen – am intensivsten waren, während ich durch die Strassen ging, in denen ich meine Kindheit verlebt hatte. Die ersten dreizehn Jahre meines Lebens verbrachte ich mit meinen Eltern in zwei Mietshäusern in der Schweidnitzerstrasse, die in Halensee lag. Das Viertel, am westlichen Rand des Bezirks Wilmersdorf, wurde von Bürgern mit mittlerem und geringerem Einkommen bewohnt: Von einem Bezirk für gehobene Schichten wie Dahlem trennten es nur wenige Kilometer, aber viele Tausender.

Die Schweidnitzerstrasse stach in einer Hinsicht hervor: Sie war nur einen Block lang, mit etwa fünfzehn Mietshäusern und einer kleinen Fabrik. Mit meinen Altersgenossen spielte ich Murmeln

und Ball auf der Strasse, denn es gab kaum Verkehr – keine Busse, keine Strassenbahnen, kaum Autos. Noch bis in die dreissiger Jahre hatten nur wenige in den mittleren Rängen der Bourgeoisie ein Auto; mein Vater allerdings besass eines, einen Opel, den er hauptsächlich für geschäftliche Zwecke brauchte. An einer Ecke befand sich eine Kneipe; es gab auch eine Wäscherei mit einer riesigen Mangel, die mich als kleines Kind gewaltig beeindruckte. Lebensmittel und Haushaltswaren fand man um die Ecke in der Westfälischen Strasse. Nicht weit von uns gab es ein dunkles, modriges, übelriechendes Geschäft, das nur Kartoffeln verkaufte, eine verblüffende Vielzahl von Sorten, jede in ihrem Verschlag.

Abgesehen von ihrer zwergenhaften Grösse gehörte unsere Strasse einem im Berlin meiner Kindheit geläufigen Typus an – weitgehend aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: Ihre Miethäuser bildeten eine zusammenhängende Reihe, waren jeweils fünf Stockwerke hoch und besaßen verzierte Fassaden; vom zweiten bis zum vierten Stock sprang der Mittelteil vor und gab den Wohnzimmern etwas mehr Licht. Ein paar hatten Balkone, die den Gleichklang des Strassenbildes fast zerstörten. Aber nur fast: die Ruhelosigkeit jedes einzelnen Hauses wurde durch die gleiche Ruhelosigkeit seiner Nachbarhäuser neutralisiert. So leistete die Schweidnitzerstrasse ihren bescheidenen Beitrag zum charakteristischen Stil Berlins, den ich so sehr mochte, dass ich ihn für das natürliche Gesicht jeder Grossstadt auf Erden hielt.

Wie die Häuser in den meisten anderen Wohnbezirken hatten auch die der Schweidnitzerstrasse Seitenflügel und ein Hinterhaus, die Karrees bildeten, mit einem schachtartigen Hof in der Mitte, in dem sich ein Grasfleck befand und gelegentlich auch ein missgestalter Baum sein Dasein fristete; das verlieh dem Loch ein bisschen Farbe, eine willkommene Abwechslung in dem steinernen Grau. In der Zeit der Wirtschaftskrise standen dort unten arbeitslose Amateursänger, die, in der Hoffnung auf ein paar Pfennige, zu den Fenstern heraufsangen. Eines ihrer Lieder, das ich um 1930 oft gehört haben dürfte, war kurz und schmerzlich, und ich kann mich bis heute an seine Melodie und seinen Text erinnern:

Arbeitslosigkeit, Arbeitslosigkeit,
Oh, wie bringst du uns so weit!
Meinen Vater kenn ich nich’,

Meine Mutter liebt mich nich',
Und sterben mag ich nich', bin noch so jung –

Jetzt, 1961, beschwor ich Szenen von damals, um des Lebens habhaft zu werden, das ich einst geführt hatte. Aber immer wieder scheiterte ich, während ich – häufig allein – durch meine alten Strassen schlenderte, vorbei an meiner Grundschule und an meinem Gymnasium. Ich suchte nach vertrauten Orten in dem Kiez, in dem ich aufgewachsen war. Ich ging durch eine Anlage, den Hochmeisterplatz, zwei Minuten Fussweg von meiner ersten Strasse entfernt, zu einem grossen, eingezäunten Spielplatz, wo ich mit fünf der König des Sandkastens und mit acht auf meinem Fahrrad herumgefahren war. Gegenüber dem Spielplatz, auf der anderen Strassenseite, stand eine evangelische Kirche im neugotischen Stil der Wilhelminischen Zeit, die stolz einen schmalen, facettierten Turm emporreckte und in dem nur allzu vertrauten dunkelroten Backstein erbaut war, der das ausgehende 19. Jahrhundert als Bauzeit auswies – keine Spur von der rosa Tönung, die Ziegel so reizvoll aussehen lassen kann.

Meine Vergangenheit stellte sich demnach als ein Mosaik heraus, in dem zentrale Stücke fehlten. Ich hatte nicht daran gedacht, dass man die Zauberwirkung der Madeleine nicht planen kann; sie tritt unverhofft oder gar nicht ein, sie ist der Geist, der weht, wo, wann und wie er will. Ich fand in diesen paar trüben Tagen heraus, dass die Bilder und Düfte, die mit dem ganzen Schmelz verlorener Jahre aus der Tasse Lindenblütentee für Marcel emporstiegen, nicht von der Art sind, die man erzwingen oder nach Belieben heraufrufen könnte. Kurz, ich stellte fest, dass der Gang durch vertraute Viertel und der Anblick vertrauter Gebäude nur ein paar blutlose Fragmente meiner Kindheit aufsteigen liessen.

Bezeichnenderweise waren drei davon schreckenerregend und hatten mich als Kind geängstigt: ein Schwachsinniger, der in der Nähe des Mietshauses, in dem mein Onkel Siegfried wohnte, durch die Strassen Nordberlins wanderte, ein verkrüppeltes Geschöpf mit riesigem Kopf, ungelenkem Gang und sabberndem Mund; der Rumpf eines kopflosen Huhns, das zuckte und sich bewegte, als sei es immer noch am Leben; ein Zeitschriftenfoto von einem entsetzlich verwundeten Soldaten im Ersten Weltkrieg, der noch lebte, obwohl ihm das halbe Gesicht weggeschossen

worden war. Angenehme Erinnerungen stellten sich viel schwerer ein.

Die Ehrlichkeit gebietet mir, einen Vorfall während dieser Rückkehr zu berichten, den ich als regelrecht erfrischend empfand. Wir fuhren durch Berlin – ich sass am Steuer –, als mich ein Polizist zum Anhalten aufforderte. Ich war bei Rot über die Ampel gefahren, was eigentlich nicht meine Art ist; meine Nachdenklichkeit war wohl dafür verantwortlich. Er fragte nach meinen Papieren, und ich gab ihm Führerschein und Pass. Während er darin blätterte, fiel ihm offenbar auf, dass ich in Berlin geboren war. Er gab mir die Papiere zurück und forderte mich in sachlichem, fast väterlichem Ton auf, künftig vorsichtiger zu fahren. Meine erste Berührung mit der deutschen Staatsmacht erzeugte keinen Widerhall aus den dreissiger Jahren.

Tatsächlich musste ich widerstrebend zugeben, dass im Berlin von 1961 viel Lebendigkeit herrschte. Wer die Stadt unmittelbar nach der Kapitulation im Mai 1945 dem Tode nahe gesehen hatte, staunte, wie weit sie es gebracht hatte. Ihre akademischen Einrichtungen traten mit ausländischen Universitäten in Verbindung; dass ein Amerikaner wie Henry Hatfield cingeladen wurde, über einen so problematischen deutschen Schriftsteller wie Thomas Mann Vorlesungen zu halten, war ein Zeichen der Gesundung. Als Exilant, der sein Heimatland schonungslos verurteilt hatte, war Mann umstritten; dass diskutiert und nicht verdrängt wurde, wie seine deutschen Landsleute über ihn dachten, war gut. Wir gingen hin und hörten Hatfield in einem grossen, neuen Auditorium vortragen; es gefiel uns ebenso gut wie den Studenten, die mit den Fäusten auf den Tisch trommelten, um ihren lebhaften Beifall zu bekunden.

Auch in seinem äusseren Erscheinungsbild bemühte sich Berlin erfolgreich um Normalität. Bei der Architektur aus der Zeit nach 1945 handelte es sich zum grössten Teil um Notlösungen von einer geradezu ostentativen Gleichgültigkeit gegenüber ästhetischen Erwägungen, um monotone, freudlose Gebilde, Zweckbauten im schlimmsten Sinne des Wortes. Im Ganzen wirkte die Nachkriegsarchitektur in der Innenstadt, die private nicht weniger als die öffentliche, wie eine lust- und erfolglose Kulisse, ein geschminktes Lächeln. Nur einige wenige der neuen Gebäude machten Anstalten, aus dieser tristen Einheitsfront auszubrechen.

Und immerhin hatte man eines der architektonischen Opfer des Krieges in eine phantasievolle Gedenkstätte umgewandelt. Aber stimmte das denn? Solche Zweifel taugten gut dazu, meine paar versöhnlichen Regungen zu unterlaufen. Ganz oben auf der Liste der Dinge, die ich sehen musste, stand die Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, einer auffallenden neugotischen protestantischen Kirche, die der letzte Kaiser Deutschlands, der extravagante Wilhelm II., Anfang der neunziger Jahre zum Gedenken an seinen geliebten Grossvater hatte bauen lassen. Das mit farbenprächtigen Kirchenfenstern und Mosaiken, auf denen Deutschlands Kaiser verherrlicht wurden, überladene Schmuckstück war bei einem Luftangriff der Alliierten schwer beschädigt worden, und die Stadtväter hatten beschlossen, die Reste stehenzulassen und, um die Bruchstückhaftigkeit der Ruine zu betonen, zwei ostentativ moderne Bauten daneben zu stellen.

Der Torso diente der Erinnerung – aber der Erinnerung woran, fragte ich mich in meiner missmutigen Stimmung. War er vielleicht eine wütende Anklage gegen die Alliierten, weil sie die Stadt so schwer bombardiert hatten? Dieser Zynismus konnte mich jeden Augenblick aus heiterem Himmel überkommen, und das trug dazu bei, meine erste Rückkehr nach Berlin so bestürzend zu machen. Was sprach denn dagegen, dass die Ruine eine bittere Anklage gegen das Naziregime für alles das war, was es den Deutschen und Deutschland angetan hatte? Nichts konnte doch eigentlich Hitler und seine Bande überzeugender an den Pranger stellen als diese finstere Ruine. Bevor Deutschland im September 1939 die Welt in den Krieg stürzte, wurde jeder neue Autobahnabschnitt, den man für den Verkehr freigab, wurde jedes neue Sportstadion oder Postamt, das man in irgendeiner Kleinstadt erbaut hatte, dem Führer, und ihm allein, gutgeschrieben: «Das verdanken wir unserem Führer», stand auf den Plakaten zu lesen. Aber den Tod und die Verwüstungen, die Hungersnot und die Demütigungen, womit der Krieg die Heimatfront heimsuchte – auch das verdankten sie ihrem Führer; und ich konnte nicht anders, ich fand das eine heilsame Lehre.

Wem diese Grübeleien, diese plötzlichen Stimmungsumschwünge ungereimt vorkommen, dem kann ich nur recht geben: mein erstes Wiedersehen mit Berlin war ein endloser Versuch, widerstreitende Reaktionen unter einen Hut zu bringen. Letztend-

lich aber hatten die Beweise von Lebenskraft, die mir die Stadt lieferte, eine wohltuende Wirkung auf mich: Ich entdeckte in mir Spuren des Berliners, der ich vor 1933 war, Spuren, von denen ich geglaubt hatte, dass ich sie für immer verbannt hatte. Mehr als einmal kam mir der trotzige alte Wahlspruch «Berlin bleibt doch Berlin» in den Sinn – und er übte eine belebende Wirkung auf mich aus, ehe er in der Flut meines stillen Hasses wieder versank.

Im Unterschied zu anderen grossstädtischen Zentren wie Paris oder London war die Hauptstadt Berlin ein Parvenü. Die kleine, langsam wachsende Garnisonsstadt, die der verarmten, aber selbstbewussten Hohenzollerndynastie als Hauptquartier diente, erlebte im 19. Jahrhundert ein sprunghaftes Wachstum und fing an, sich repräsentative Kultureinrichtungen zuzulegen: Museen, Konzertsäle, Opernhäuser. Spät im 19. Jahrhundert entbrannte zwischen München und Berlin ein eitler Wettstreit darum, welche Stadt moderner, kultivierter war; um die Jahrhundertwende schien es, als habe Berlin diesen Kulturstreit für sich entschieden.

Berlin wurde von anderen Städten lange lauthals geschmäht, das heisst insgeheim beneidet. Der trockene, unverblümete, demokratische Humor der Stadt, der nichts lieber tat, als Seifenblasen der Grossmannssucht und der Anmassung zum Platzen zu bringen, war sprichwörtlich. Er entzauberte politische Rhetorik genauso gern wie grossmäulige Reklame. Ich erinnere mich an einen Spruch, mit dem für einen Feuerlöscher Reklame gemacht wurde und der in meiner Kindheit in aller Munde war: «Feuer breitet sich nicht aus, hast du Minimax im Haus»; irgendein Berliner Schlaukopf hatte den Spruch durch den respektlosen Kommentar unterlaufen: «Minimax ist grosser Mist, wenn du nicht zu Hause bist.» Goethe, der sich nur einmal in Berlin aufhielt, fand seine Bewohner «mit Witz und Ironie gesegnet»; bei so einem «verwegenen Menschenschlag», entschied er, komme man mit Feinsinnigkeit nicht weit; man brauche «Haare auf den Zähnen» – eine verblüffende Metapher, die zum stehenden Ausdruck wurde, weil sie irgendwie genau zu treffen schien.

Die typische Berliner Ausdrucksweise war durchaus antiautoritär; mit ihren herben, kurz angebundenen Respektlosigkeiten ging sie den Berlinern aus dem Arbeitermilieu leicht über die Lippen, gleichzeitig beeinflusst von Gebildeten, die es schick fanden, sich

sprachlich unters Volk zu mischen. Als der Operettenkomponist Paul Lincke die Berliner Luft pries, hatte er kein meteorologisches Phänomen, sondern eine unschlagbare geistige Frische und Wachheit im Sinn. Und diejenigen, denen Lincke aus dem Herzen sprach, spürten, dass er nur etwas in Musik fasste, was jeder Mensch schon wusste. Berlin war jene Art von Stadt, für die Reiseschriftsteller und besuchende Journalisten unweigerlich das Attribut «lebensprühend» bereithielten.

Diese Lebendigkeit war in hohem Masse eine Frucht ihrer bunten Bevölkerungsmischung, die zweifellos zu den Gründen zählte, warum sich Juden dort so sehr zu Hause fühlten. Im Jahre 1933 wohnten mehr als 150'000 von ihnen, rund 30 Prozent der in Deutschland lebenden Juden, in Berlin. In offenkundiger Übertreibung hiess es, jeder Berliner komme aus Breslau; zufällig traf das auf meine Mutter zu, die in Breslau zur Welt gekommen und nach ihrer Hochzeit im Jahre 1922 nach Berlin gezogen war. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts befand Theodor Fontane, Dichter, Historiker, Kritiker, Romancier, der interessanteste deutsche Schriftsteller zwischen Goethe und Thomas Mann, was Berlin gross mache, sei die ethnische Mischung: die Nachkommen der Hugenotten, die Provinzler, die aus dem umgebenden Brandenburg in die Stadt strömten, und die Juden. An einer dieser Komponenten, den Juden, fehlte es 1961 in betrüblichem Masse. Vier Jahre danach, als die Neue Schule für Sozialforschung in New York die Sozialwissenschaftler ehrte, die aus Hitlers Deutschland in die USA geflohen waren, wurde Willy Brandt, damals Bürgermeister von Berlin und einflussreicher sozialdemokratischer Politiker, mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet. Und in einer bewegenden Ansprache – ich war dabei – drang er in seine Zuhörer, die Jugend Deutschlands, die ja schliesslich für die Verbrechen ihrer Väter nichts könne, freizusprechen; mit der Offenheit und Ehrlichkeit, die typisch für ihn war, rief er aus: «Wir vermissen unsere Juden.»

Er hatte allen Grund, uns zu vermissen, auch wenn ich bezweifle, dass sein Bedauern bei den meisten Deutschen auf wirkliche Resonanz stiess. Eine erkleckliche Zahl der Berliner Juden, weit mehr, als ihrem prozentualen Bevölkerungsanteil entsprach, hatte als Wissenschaftler, Historiker, Dichter, Musiker, Herausgeber, Kritiker, Rechtsanwälte, Ärzte, Kunsthändler, grosszügige Samm-

ler und Stifter an Museen mitgeholfen, die Kultur der Stadt zu prägen. Brandts Ausruf im Jahre 1965 bestätigte den Eindruck, den ich vier Jahre zuvor gewonnen hatte: Die bürgerliche Kultur Berlins hatte eine ihrer tragenden Säulen verloren und keinen Ersatz dafür gefunden.

Es stand durchaus zu erwarten, dass sich Berlin für die Nazis als eine schwer zu knackende Nuss erweisen würde, selbst als man Goebbels die Aufgabe übertrug, die Stadt für die «Bewegung» zu gewinnen. Mit ihren unkonventionellen Theatern, ihren avantgardistischen Schriftstellern und Verlegern, ihren risikofreudigen Zeitungen und Kritikern hatte die Berliner Kultur einen eindrucksvollen Beitrag zur experimentierenden Moderne geliefert, die für die Nazis und ihre Anhänger ein rotes Tuch war. Ihrem Ruf zum Trotz waren die Berliner Juden keineswegs allesamt Kulturradikale; bei vielen von ihnen herrschte in Geschmacksfragen ein solider Konservatismus vor. Und in der vielbeschworenen Sittenverderbnis der Stadt spielten sie keineswegs eine auffällige Rolle. Natürlich war ich viel zu jung, um von den verbotenen Früchten der Stadt naschen zu können; ich wusste praktisch nichts darüber. Aber von den Kinopalästen, den Varietes, den Sportarenen und den belebten Strassen bekam ich bereits früh etwas mit.

Man kam in Berlin mit Hilfe eines gutausgebauten Systems von Untergrundbahnen herum, mit Hochbahnzügen und Bussen, ganz zu schweigen von den Strassenbahnen, die wir die «Elektrische» nannten. Ich habe noch heute das schrille Quietschen im Ohr, das die Wagen besonders in den Kurven machten, das helle Gebimmel der Glocke, die der Fahrer läutete, um die Fussgänger von den Gleisen zu scheuchen, und das manchmal von Funken begleitete Zischgeräusch, das der bewegliche Stromabnehmer auf dem Wagendach von sich gab, wenn er mit der Oberleitung in Kontakt kam. Die modernen Busse, die schärfsten Konkurrenten der Strassenbahnen, bildeten eine weitere Quelle des Vergnügens für mich, besonders die Doppeldecker. Ich konnte gar nicht anders, ich musste nach oben steigen und die Szenerie der Stadt unter mir vorbeigleiten sehen. Und nichts Aufregenderes gab es – ein bisschen Angst war auch mit im Spiel! –, als im Bus zu sitzen – natürlich auf dem Oberdeck –, während er langsam und leicht schwan-kend durch das Brandenburger Tor fuhr; stets sah es so aus, als

würde er gegen die Säulen beiderseits der Fahrbahn schrammen, und stets gelangte er unversehrt hindurch.

Obwohl die Stadt eine ungeheuer grosse Fläche bedeckte, wirkte sie ausgesprochen zugänglich und schien für Spaziergänger wie geschaffen. 1920, drei Jahre vor meiner Geburt, gab man ihrer Weitläufigkeit durch Eingemeindung ihrer ausufernden Vororte den behördlichen Segen. Aber dieser jähe Gebietszuwachs hatte den schönen Einkaufsstrassen der Innenstadt, den erholsamen Parkanlagen mit ihren bequemen Bänken, den Strassen mit ihren stets wechselnden Szenerien, den Antiquariatskarren der mobilen Buchverkäufer keinen Abbruch getan. Für den Fussgänger in Berlin war die beliebteste west-östliche Verkehrsader der weltberühmte Kurfürstendamm mit seinen wunderbaren breiten Gehsteigen. Die über drei Kilometer lange Zeile fing nahe der Strasse, in der wir wohnten, recht unscheinbar an; kam man aber weiter nach Osten, konnte man in Buchläden stöbern sowie Kleider, Porzellan und tolle Autos in den Schaufenstern bewundern. Ausserdem passierte man Kinos wie das Alhambra (auch ein Opfer des Krieges), in das meine Eltern mich mitnahmen, und das Universum, ein Meisterwerk des brillanten romantisch-modernen Architekten Erich Mendelsohn – auch einer, der nach 1933 emigrierte. Vielleicht das beste von allem waren die Strassencafes, wo man gemütlich sitzen, Kuchen mit Schlagsahne löffeln und die Berliner vorüberziehen sehen konnte. Noch ehe ich zehn war, hatte ich ein Gespür für die besondere Berliner Atmosphäre.

Die Ausdehnung Berlins hatte unter anderem ihren Grund darin, dass die Stadt auf morastigem Boden stand. Ehe entwickelte Bautechniken leider sogar Wolkenkratzer möglich machten, hatte deshalb die Stadt ein flaches Profil, und man sah über den Dächern viel Himmel. Sicher, der Himmel war oft grau, aber daran gewöhnte man sich. Es gab eine kleine Anzahl von auffälligen Ausnahmen, die den horizontalen Charakter Berlins nur unterstrichen: den skelettartigen Funkturm, der aus der Mitte der zwanziger Jahre stammte und ein ärmliches Gegenstück zum Pariser Eiffelturm darstellte, einen Büroturm der Borsig-Lokomotivwerke und ein äusserst dramatisches, kompromisslos modernes Gebäude, das zehnstöckige Shellhaus, das auf einen der Kanäle der Stadt blickte. Mit den Rundungen seiner Fassade und seinen ausdrucksvollen Fensterreihen war das Gebäude eine Art von

Sensation in meiner Kindheit. Als ich es 1961 wiedersah, war es in einem ziemlich schlechten Zustand, stand aber noch – ein ironisches Zeugnis vergangenen Ruhms.

All diese Bilder aber traten hinter der Erinnerung an die Schweidnitzerstrasse zurück. Die Wohnung, in der ich meine Kindheit verbracht hatte, war in Nr. 10; und auch ohne dass ich sie mir konkret vergegenwärtigen kann, habe ich mir einen Eindruck von ihrer Geräumigkeit und Bequemlichkeit bewahrt. Sie verfügte sogar über ein Rauchzimmer, einen Extra-Wohnraum, der von Wohlhabenheit kündete: Die Herren zogen sich dorthin zurück, um ihre Zigarren zu paffen, während die Damen im Salon blieben, um über Haushaltsdinge oder die Kinder zu reden oder über andere, die das Pech hatten, abwesend zu sein, herzuziehen. Für meine Familie blieb diese Perspektive weitgehend akademisch: Wir hatten selten Gäste, und das Rauchzimmer wurde, glaube ich, nie für den Zweck, für den es bestimmt war, benutzt. Wie dem auch sei, auf dem Tiefpunkt der Weltwirtschaftskrise zogen wir in ein weit bescheideneres Quartier um, auf der gegenüberliegenden Strassenseite in Nr. 5. Das muss 1930 gewesen sein.

Unsere neue Wohnung war akzeptabel, aber auch nicht mehr; ein deutlicher Hinweis auf unsere verschlechterte Lage. Eigentlich arm waren wir nicht. Wir machten kleine Reisen, wir hatten das Geld für Eintrittskarten zu Fussballspielen, und ab und zu gingen wir ins Kino. Unsere neue Wohnung bot Raum für einen Untermieter, mit dem ich, soweit ich weiss, nie ein Wort gewechselt habe (an seinen Namen erinnere ich mich aber – Bethke – auch so eine Laune des Gedächtnisses), und für eine Hausangestellte, Johanna Hantel. Ich hatte ein eigenes Zimmer, ein winziges Kämmerchen, das mit einem «Faktisch» ausgestattet war – in Wirklichkeit ein linoleumbezogenes Brett unter meinem Fenster.

Meine Eltern ihrerseits fanden sich, ohne sich zu beklagen, mit einem einfallsreichen Arrangement ab; sie machten aus dem grössten Raum zwei: ein Wohn- und Esszimmer mit einem Fenster, das auf den Hof ging, und ein Schlafzimmer, das die fensterlose Hälfte einnahm. Um ein Minimum an Privatsphäre zu gewährleisten, bedienten sie sich unserer beiden massivsten Möbelstücke: Ein hellfarbener moderner Schrank und ein verziertes Büfett bildeten, Rücken an Rücken stehend, eine Trennwand. Das



BERLIN-HALENSEE

Schweidnitzer Str. Ecke Westfälische Str.

Abb.1: Schweidnitzer Strasse – die aus einem einzigen langen Häuserblock bestehende Strasse im Westberliner Bezirk Wilmersdorf, wo ich meine ersten dreizehn Jahre, von 1923 bis 1936, verbrachte. (Kunstadt Wilmersdorf)

Büfett, ein gewaltiges Trumm aus Mahagoni mit verglasten turmartigen Aufbauten, die auf einem umfänglichen, dreitürigen Unterthronen, sollte in meinem Leben eine gewisse Rolle spielen.

Um der freudlosen Atmosphäre ein wenig abzuhelfen, hängten meine Eltern mehrere freundliche Aquarelle von Bauernhäusern und Fachwerkscheunen auf, die Josef Menzel gemalt hatte – nicht der berühmte Künstler Adolph Menzel, sondern ein anderer, der sich seinen Lebensunterhalt damit verdiente, dass er teures Porzellan mit genau beobachteten ländlichen Szenen bemalte. Ich habe die Bilder noch heute. Ein wertvoller Porzellanpapagei, der über einen halben Meter gross war und mit seinem leuchtenden Weiss und seinen gelben und grünen Federn einen hübschen Anblick bot, erinnerte an den Beruf meines Vaters – er vertrat einige grössere Glas- und Porzellanmanufakturen. Die Emigration hat der Vogel nicht überlebt. Ein wenig Farbe brachte ich mit meinem Sittich Purzel in die Wohnung, einem blauen kleinen Vogel, frech wie Oskar. Er nahm mir gern Essen von den Lippen und mischte sich ins Kartenspiel ein, indem er Karten vom Tisch aufklaubte. Mit seinem krummen Schnabel sah er, wie ich trübsinnig befand, geradezu jüdisch aus – jedenfalls für die Leser des *Stürmer*.

Ich bin ziemlich sicher, dass mir bei meinem Besuch der Schweidnitzerstrasse im Jahre 1961 das alles durch den Kopf ging – obwohl ich es nicht mehr genau weiss. Aber wenn damals Erinnerungen wach wurden, so mussten sie sich mit einer krass veränderten Szenerie abfinden. Ich stellte fest, dass keine meiner ersten beiden Wohnungen der Aufmerksamkeit der Alliierten entgangen war. Nr. 5 bestand aus einem Loch im Boden; die Stelle war sorgfältig geräumt und bildete eine markante Lücke zwischen den beiden Nachbarhäusern. Und auch Nr. 10 musste wohl durch Bomben zerstört oder so schwer beschädigt worden sein, dass sich eine Restauration nicht mehr gelohnt hatte. An seine Stelle hatte man eines jener typischen Nachkriegsgebäude aus den fünfziger Jahren gesetzt, schmucklos, ziemlich schäbig, als hätten sie nur eine begrenzte Lebenserwartung oder seien von vornherein mit Verfallszeit gebaut worden; die plane Front wurde durch eine Reihe von winzigen Baikonen unterbrochen, auf denen zwei, höchstens drei Personen nachmittags ihren Kaffee trinken und ihr Stück Kuchen essen konnten – vorausgesetzt, sie machten sich nicht zu breit.

Noch ein weiteres Wohnhaus galt es wiederzusehen: Im Jahre 1936, meinem Vater ging es damals ironischerweise besser als viele Jahre zuvor, zogen wir um in die Sächsische Strasse Nr. 9, etwa zwanzig Minuten Fussweg nordöstlich der Schweidnitzerstrasse. Die Strecke war ich dutzendemal gegangen, um meine Vettern zu besuchen, die in der Pariser Strasse wohnten, gleich um die Ecke unseres neuen und letzten Domizils in Deutschland. Auch dieses Haus stellte sich als Kriegsoffer heraus. Das Gebäude und seine angrenzenden Nachbarn waren abgerissen worden, um einem Wohnblock Platz zu machen, der in zehn oder mehr Meter Abstand von der Strasse stand (offenbar hatte man nicht einmal die alten Fundamente retten können), im selben Einheitsputz, der zum Merkmal des neuen Berlin geworden war.

So also sah meine Rückkehr aus. Ich erkannte, damals nur verschwommen und erst später deutlicher, dass ich Freude in Berlin nur würde empfinden können, wenn ich mich zuvor mit der Tatsache aussöhnte, dass die alte Stadt, meine alte Stadt, verschwunden, dass sie vielleicht unheilbar versehrt war, im Geiste wahrscheinlich schlimmer noch als in der physischen Wirklichkeit.

Sicher, überall kam ich an konkreten Überbleibseln vorbei. Die meisten Museen, jetzt in Ostberlin gedrängt, hatten die Katastrophe überlebt, auch wenn sie arg mitgenommen aussahen. Das beliebteste Warenhaus der Stadt, das Kaufhaus des Westens (das jedermann nur unter dem liebevollen Kürzel KaDeWe kannte) war beinah wie vorher wiederaufgebaut worden. Das Olympiastadion sah unverändert aus, und aufs Ganze gesehen war das Berliner Strassenraster nach wie vor zu erkennen, während die Strassen die Nazinamen glücklich wieder abgelegt hatten, in die viele von ihnen nach 1933 umbenannt worden waren. In einigen Fällen war die Kontinuität extrem prosaisch und um so reizvoller: In meiner Kindheit hatte ein Optiker mit dem knappen Slogan «Sind's die Augen, geh zu Ruhnke» Stadtbekanntheit erlangt. Und Ruhnke, einschliesslich Slogan, war unverändert im Geschäft. Aber waren diese Überbleibsel etwas, worüber man sich freuen konnte oder woran man Anstoss nehmen musste? Ich wusste es nicht und war zu zerrissen, um mir ein Urteil bilden zu können. Ich wusste nur, dass die Nazis meine Heimatstadt vergiftet hatten – wie so vieles andere, mich eingeschlossen. Kein Wunder, dass sich meine Stimmung, als wir am 2. August die Grenze überschritten und nach Frankreich zurückfuhren, schlagartig besserte. Nach all den Jahren kann ich mich noch an meinen Seufzer der Erleichterung erinnern.

Zweites Kapitel

Im Training

Manche Traumata überleben alles – den Lauf der Jahre, die Segnungen der Arbeit, den sanften Trost der Liebe, sogar die psychoanalytische Behandlung. Das Leben kann ein Gegengewicht gegen sie bilden, kann sie überdecken und niederhalten, aber tief im eigenen Sein bleibt ein Stück Glut, das in unerwarteten Augenblicken, wie flüchtig auch immer, auflodern kann. Nicht einmal die ausdrücklichsten Erfolgsergebnisse, angefangen von häuslichem Glück bis hin zu Ruhm, Reichtum oder dem Nobelpreis, können vollständig zurückgeben, was einem lange zuvor gestohlen wurde.

Über ein halbes Jahrhundert nach dem Zusammenbruch von Hitlers Tausendjährigem Reich zählt jeder überlebende Flüchtling immer noch in einer gewissen Masse zu seinen Opfern. Ich weiss, dass in letzter Zeit der Opferstatus gross in Mode gekommen ist und bemüht wird, um Mitgefühl zu erregen und Ansprüche auf Entschädigung zu untermauern. Damit habe ich nichts im Sinn. Mir geht es um eine einfache Tatsache: Kein Jude, der unter Hitler gelebt hat, mag ihm das Glück auch noch so hold gewesen sein, hat diese Erfahrung jemals völlig abschütteln können. Meine Mutter bietet hierfür ein jammervolles Beispiel. Nach mehr als zwanzig Jahren Witwenschaft zog sie 1975 in ein Altersheim und neigte in ihren letzten beiden Lebensjahren hin und wieder zu Anfällen geistiger Verwirrung. Sie war nie von einem SA-Mann bedroht worden, hatte nie direkt unter der Gewalttätigkeit der Nazis leiden müssen, aber in den Momenten, in denen sie durcheinander war, erlebte sie die späten dreissiger Jahre mit entsetzlicher Unmittelbarkeit. Gelegentliche Lautsprecherdurchsagen in ihrem Heim interpretierte sie als Anzeichen eines Pogroms. Sie stellte sich vor, ich sei umgebracht worden. Dann holte mich ihr Arzt, dem sie traute, ans Telefon – ich unterrichtete damals seit ein paar Jahren in Yale –, um ihr zu beweisen, dass ich am Leben

und Wohlauf war. Meine Stimme genügte, ihre Angst zu beschwichtigen, bis zum nächsten Anfall.

Ich weiss, dass es Tausende von Flüchtlingen gegeben hat und gibt, die viel mehr durchgemacht haben und denen es weit weniger gut gegangen ist als mir, die tiefere und entstellendere Wunden davongetragen haben als ich. Vor einigen Jahren, als man mich einlud, für ein Programm, das Zeugnisse von «Überlebenden» sammelte, ein auf Video aufgezeichnetes Interview zu geben, willigte ich nur unter starken Vorbehalten ein: Ich hatte kein Recht, den Status eines Überlebenden zu beanspruchen; ich war nie in ein Konzentrationslager verschleppt worden und auch nicht mein Vater oder meine Mutter. Ich gehöre zu denen, die Glück gehabt haben.

Aber eine Geschichte habe auch ich zu erzählen, so alltäglich sie sein mag. Sie handelt von einem Menschen, der mit einer Zwangssituation fertig zu werden sucht, von einem Geist, der den Druck, den eine immer feindseligere und destruktivere Umgebung auf ihn ausübt, zu verkraften, zurückzuweisen, umzuwandeln bemüht ist. Ich werde von Politik sprechen, aber mehr noch von Psychologie – meiner Psychologie. Das ist die Art von Geschichte, die gewöhnlich im Lärm der historischen Ereignisse untergeht. Und da ich meine frühen Jahre mit meinen Eltern in einer sehr eng geknüpften, sehr kleinen Gemeinschaft verbrachte – ich war einziges Kind –, möchte ich mit der Art und Weise unseres Zusammenlebens den Anfang machen. Zwei Daten rahmen diese erste Untersuchung ein: der 20. Juni 1923, mein Geburtstag, und der 30. Januar 1933, der Tag, an dem Hitler zum Reichskanzler Deutschlands ernannt wurde. Das erste Ereignis stiess mich ins Leben hinaus, das zweite verlieh meinem Leben einen unauslöschlichen Beiklang von Trauer. Ich schreibe nicht, um meine kleine Welt zu entlasten oder zu verdammern – das ist nicht meine Absicht –, sondern ich möchte so gut ich kann herausfinden, wie mich meine Familie auf den Angriff der Nazis vorbereitete. Während meiner ersten zehn Lebensjahre wurde ich sozusagen für die kommende Katastrophe trainiert. Schliesslich nimmt man alles, was man weiss, alles, was man ist, in das Trauma mit, wenn es hereinbricht.

Mein Vater, Moritz Fröhlich, in vielfacher Hinsicht der Held dieser Geschichte, kam im Dorf Podjanze nahe dem oberschlesischen Kempen als Sohn eines Gastwirts zur Welt. Wie er mir einst erzählte, sprachen sie zuhause zwar Deutsch, aber seine ersten Worte waren polnische. Da sie mitten unter Polen lebten, wirkt diese Reminiszenz völlig plausibel. Sie weist aber auch darauf hin, dass die Art von ständigem Wechselspiel zwischen Eltern und Kindern – reden, singen, vorlesen –, die uns heutzutage als ideal gilt, in seinen frühen Jahren nicht statthatte. Das könnte erklären, warum meine Eltern, so sehr sie mich liebten, nicht die Gewohnheit hatten, mir Geschichten vorzulesen, was wiederum für mich ein Ansporn gewesen sein muss, so früh und soviel zu lesen, wie ich konnte. Mein Vater hatte sich aus eigener Kraft hochgearbeitet. Die dortige Schule, in der er mehr schlecht als recht unterrichtet wurde, ging nur bis zur achten Klasse. Sein ausgeprägter Wissensdurst brachte ihn dazu, mit vierzehn die oberste Klasse noch einmal zu wiederholen, um aus dem Wissensfundus, den Kempen zu bieten hatte, möglichst viel herauszupressen.

Was er danach noch lernte, brachte er sich zumeist selber bei. Er verschlang Bücher und las, was ihm unter die Finger kam; mit seiner raschen Intelligenz nahm er viel verstreutes Wissen auf – jedenfalls genug, um sich feste Ansichten über Religion und Politik zu bilden und die Gründe für sie angeben zu können. Er war ein aufstrebender Bourgeois, ein treuer Anhänger der SPD, was nicht seinen Radikalismus, sondern ihre Respektabilität bezeugte. Ohne Vorbildung erwarb er sich einen soliden musikalischen Geschmack: Unsere Plattensammlung bestand hauptsächlich aus Opernarien, gesungen von weltberühmten Künstlern wie Enrico Caruso. Auch ich hörte diese Aufnahmen gern – nicht ohne Gewinn.

Er war ein gutaussehender Mann, mit blauen Augen, einer geraden Nase und leicht welligem Haar, das er à la Goethe nach hinten gekämmt trug. Er «sah nicht jüdisch aus», um im damaligen Jargon zu reden. Soweit ich zurückdenken kann, war er immer eine Spur rundlich, aber nicht dick. Er war zwar insgesamt gesund und kräftig, litt aber an extrem schmerzhaften Nierensteinen – von allem, was er mir vererbt hat, war das, glaube ich, das einzige, worauf ich hätte verzichten können. Wenn er seine Anfälle hatte, war für ihn Morphium das einzige wirksame Schmerz-

mittel; nicht einmal das drastische Mittel eines Dampfbades (so heiss, dass ich mich kaum traute, das Wasser zu berühren, in dem er lag) vermochte seine Schmerzen zu lindern.

Bei alledem war er lebhaft und humorvoll; mit Vorliebe verballhornte er Bruchstücke von Opernarien, indem er ihnen komische, absurde Texte unterlegte:

«Seht, ich hab's euch gleich gesagt,
Die Wurst, die schmeckt nach Seife

dies nach der Melodie des Chors aus *II Trovatore*. Mein Vater war es auch, der mich mit einem ebensolchen Quatschlied bekannt machte, das sich ewig wiederholen liess, bis der Sänger oder seine Zuhörer nicht mehr konnten:

«Unrasiert, und fern der Heimat,
Fern der Heimat, unrasiert

Mit grossem Vergnügen missbrauchte er eine getragene Gedichtzeile als Kommentar für eine denkbar unpassende Situation: Wenn einer von uns dringend auf die Toilette musste, zitierte er die vorletzte Zeile aus Goethes *Erkönig*, «... erreicht den Hof mit Müh' und Not». Er genoss es, auf mein kindliches Niveau herunterzusteigen.

Der Stil meiner Mutter bildete einen lebhaften Gegensatz zur temperamentvollen Aufführung meines Vaters, obwohl sie sich bestens ergänzten. 1900 in Breslau geboren, war meine Mutter acht Jahre jünger als mein Vater, ein Altersunterschied, der nach deutscher Volksweisheit ideal für eine Ehe ist: Zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit im Jahre 1922 war sie halb so alt wie mein Vater plus sieben Jahre. Was an diesem pseudowissenschaftlichen Volksglauben auch daran sein mag; bei meinen Eltern behielt er recht. Ich hörte nie ein böses Wort zwischen ihnen, sah sie nie einen bösen Blick wechseln. Als Absolventin einer Schule für höhere Töchter spielte meine Mutter leidlich und mit unverkennbarem Genuss Klavier. Sie war zierlich und geradezu schwächling, hatte ausdrucksvolle Augen und galt als die unbestrittene Familienschönheit. Gesundheitlich war sie allerdings labil; sie litt ständig an Untergewicht und musste mehr als einmal in die Klinik, um sich aufpäppeln zu lassen. In den dreissiger Jahren zog sie sich dann eine Tuberkulose zu. Hinzu kamen psychosomatische Leiden, die bei mir ihre Spuren hinterliessen.



Abb. 2: Mein stattlicher Vater im Jahr 1912. Er ist zwanzig.

Ihre Zartheit hinderte meine Mutter nicht, in ihrem Lebenskreis eine aktive Rolle zu spielen. Jahrelang arbeitete sie halbtags im Kurzwarenladen ihrer Schwester, wo sie sachkundig Garn, Knöpfe und Strümpfe verkaufte. Und an ihrer Haushaltsführung war nichts auszusetzen, auch wenn sich ihre Kochkünste in Grenzen hielten. Jahrelang verbrachten meine Eltern den Sonntagmorgen im Bett mit Zeitungslektüre, während auf dem Herd ein Huhn vor sich hinkochte. Das unvermeidliche Ergebnis: ausgezeichnete Hühnerbrühe und trockenes, pappiges Huhn. Da ich kein grosser Esser war, machte mir das nichts aus. An einen amüsanten Vorfall erinnere ich mich aber noch: Eines Tages vermass sich meine Mutter, Kartoffelklösse zu kochen, eine Delikatesse, an die sie sich noch nie gewagt hatte. Aber ihre Klösse zerfielen, und sosehr sie auch versuchte, sie mit dem Schaumlöffel zu retten, holte sie nichts weiter heraus als winzige Bruchstücke. Nicht, dass mein Vater ihr Vorwürfe gemacht hätte – das war nicht seine Art, mit ihr umzugehen. Und mir war es egal.

Die vier Geschwister meines Vaters spielten in meinem Leben eine relativ geringe Rolle. Seine zwei Schwestern, Esther und Recha, lebten in Breslau; wir sahen sie nur gelegentlich. Meine Tante Esther war mit Moritz Jaschkowitz verheiratet, einem untersetzten Mann mit vorstehender Kinnlade, der irgendein Geschäft betrieb. Sie hatte ein wohlgeformtes, feingeschnittenes Gesicht und umwerfend langes blondes Haar: Es zählt zu den schrecklichen Ironien meiner Familiengeschichte, dass sie, die später von den Nazis in einem Vernichtungslager umgebracht wurde, in einer Schulaufführung die Rolle der Germania spielte. Dem Bild zufolge, das ich von ihr in Erinnerung habe und das erhalten gebliebene Fotos bestätigen, hatte sie gewohnheitsmässig einen tragischen Gesichtsausdruck und zog die Mundwinkel herab. Ich glaube nicht, dass ihre Ehe glücklich war, aber ich mochte Onkel Moritz, weil er mir Skat beibrachte, das wir, wenn ich mich recht erinnere, anfangs mit einem Blatt spielten, auf dem grosse Komponisten statt der üblichen Hoheiten abgebildet waren. Ich glaube, er verbrachte nicht viel Zeit zu Hause, sondern trieb sich lieber mit seinen Skatbrüdern herum. Von meiner Tante Recha, die für mich keine grosse Bedeutung gewann, wusste ich, dass sie einen Sohn, aber keinen Mann hatte; niemand fühlte sich je bemüssigt, mir diese interessante Tatsache zu erklären. Auch sie endete in der Gaskammer.

Die übrigen sollten mehr Glück haben. Von den beiden Brüdern meines Vaters hatte nur einer, Onkel Max, Einfluss auf mein Leben. Der andere, Onkel Siegfried, genannt Siege, lebte hundertfünfzig Kilometer weit weg in Magdeburg und liess sich nur selten in Berlin blicken. Nicht, dass seine Ehe mit einer Nichtjüdin meinen Eltern irgend etwas ausgemacht hätte; aber besonders gern in unserem Haus gesehen war er, glaube ich, nicht. Warum, weiss ich nicht mehr, aber ich weiss, dass mich die feuchten Küsse, die er mir mit seinen sinnlich geschwungenen Lippen aufdrückte, abstiessen – das war weder die Art meiner Eltern noch meine eigene.

Onkel Max fand ich netter. Anders als seine Brüder war er hager, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Er lebte in Berlin, und mehrere Jahre lang beschäftigte ihn mein Vater in seiner kleinen Firma. Dafür war eher der Familiensinn meines Vaters als die Fähigkeiten meines Onkels verantwortlich. Onkel Max schien ein problematischer Fall zu sein; er stand im Ruf, für Arbeit nichts



Abb. 3: Meine Mutter mit 19 Jahren; sie sieht hübsch aus – und gesund, was bei ihr nur mit Unterbrechungen der Fall war.

übrig zu haben und zu keiner dauerhaften Beschäftigung imstande zu sein. Aber ich mochte ihn – Kinder schätzen naturgemäss Erwachsene, die gut zu ihnen sind weil er mir Geschichten erzählte, was niemand sonst tat. Irgendwo spukt in meinem Kopf die Erinnerung, dass er einmal den Smoking meines Vaters gestohlen haben soll. Ich gäbe viel darum, wenn ich mich an diese Posse genau erinnern könnte, aber wie so vieles in meiner Vergangenheit hat auch sie der Treibsand des Vergessens verschlungen.

Die Geschwister meiner Mutter waren weitaus gegenwärtiger für mich. Zum einen verknüpften uns enge Familienbande. Samuel Fröhlich, Jahrgang 1885, war der Onkel meines Vaters, und seine Frau, Tante Hedwig (genannt Hede), war die älteste Schwester meiner Mutter. Tatsächlich hatten sich meine Eltern bei der Hochzeit von Onkel Samuel und Tante Hede kennengelernt. Sie wohnten in unserer Nähe, seit 1936 sogar in unmittelbarer Nach-

barschaft. In ihren beiden Söhnen Hanns, der drei Jahre älter war als ich, und Edgar, der mit mir gleichaltrig war, hatte ich meine ständigen Gefährten. Wir hätten auch ohne die Nazis enge Beziehungen unterhalten, denn wie so viele mittelständische Familien verbrachten wir viel Zeit miteinander. Aber in dem Masse, wie sich die Schlinge um die deutschen Juden zuzog und wir uns mehr und mehr von der Aussenwelt abgeschnitten fanden, rückten wir näher zusammen.

Soviel die beiden Familien Fröhlich verband – was uns unterschied, war weit interessanter. Die Streitigkeiten und Aussöhnungen bei den anderen Fröhlichs, die Diskrepanz zwischen ihren religiösen Bekundungen und ihren religiösen Überzeugungen, waren höchst instruktiv für mich. Die vier waren ein Quartett, das oft aus dem Takt geriet. Tante Hede sprühte vor Tüchtigkeit und Tatendrang, Onkel Samuel mit seinem teigigen Gesicht und seiner polternden Art hatte im Familienrat nichts zu bestellen. Mit ihrer eindrucksvollen Energie und ihrer Herrschsucht hatte Tante Hede in dieser Ehe zwangsläufig die Hosen an; ihr Mann, ein seit jeher zu dicker Mensch, der mit den Jahren weiter erschlaffte, war ihr nicht gewachsen. In jungen Jahren, als sie den Fotos nach so etwas wie eine herbe Schönheit darstellte, soll sie einen Mann geliebt haben, der im Krieg fiel. Was auch immer an dieser Familiengeschichte dran sein mag, sie heiratete jedenfalls erst, als sie schon gefährlich nahe an dreissig war, und entging mit knapper Not dem gefürchteten Schicksal einer alten Jungfer. Allen Liebreiz, den die Natur ihr mitgegeben haben mochte, hatte sie offenbar fahrenlassen; zu dem Zeitpunkt, da sie in mein Leben trat, hatte sie, was ihr an Ansehnlichkeit fehlte, durch Entschiedenheit ersetzt. Ihr Motto lautete «Leider habe ich immer recht»; und sie meinte es ernst.

Einer der Brüder meiner Mutter, Onkel Siegfried Kohnke, eine liebe Erscheinung in meinem Leben, war von ganz anderer Art. (Zu seinem Namen muss ich zweierlei bemerken. Es ist bezeichnend, dass zwei meiner Onkel Siegfried hiessen. Solche Namen, die zum Teil auf Wagner zurückgingen, waren nicht ungewöhnlich – was konnte nordischer sein als Helga, der Vorname meiner Mutter? Wenn sie als Decknamen dienten und einen jüdischen Hintergrund kaschieren sollten, erwiesen sie sich rasch als kontraproduktiv: Nur Juden, hiess es, hätten für diese teutonischen

Vornamen etwas übrig. Und über Kohnke wurde in der Familie weidlich gescherzt: Wieviel, wollte man wissen, hatten die Kohnkes für das Anhängsel *ke* zahlen müssen, das den Namen weniger jüdisch klingen liess als «Kohn»? Das war die Art von Scherzen, denen die Nazis den letzten Rest von Lustigkeit austrieben.)

Onkel Siegfried besass eine kleine Fabrik und wohnte in Gesundbrunnen, einem kleinbürgerlichen Viertel in Nordberlin, das mir besonders vertraut war, weil es in der Nähe des Herthaplatzes lag, des Stadions, in dem der Hertha Berliner Sportclub (bekannt als Hertha BSC) seine Heimspiele austrug. Zu seinem Unglück war Onkel Siegfried gutmütig bis zur Leichtgläubigkeit. Vielleicht beschreibt ihn der Begriff *passiv* am besten. Er liess sich von Leuten übers Ohr hauen, ohne etwas dagegen zu unternehmen, und war überdurchschnittlich, ja geradezu unvernünftig grosszügig. Ich erinnere mich, dass ich ihm wegen eines aussergewöhnlichen Radios zusetzte, das er mir geschenkt hatte – ich sehe es mit seinen Reihen von Knöpfen noch vor mir – und das wie ein verhätschertes Kind ständige Aufmerksamkeit brauchte. Onkel Siegfried zog mit ihm von einem Reparatuer zum anderen, als hätte er nichts Besseres zu tun. Und ganz ähnlich wie mein Vater hatte er Spass an Wortspielen und an zweckentfremdeten Klassikerzitaten. Mit Blick auf Strassen in seiner Nachbarschaft, die reich an Kneipen waren und auf deren Gehsteige Betrunkene entlangzutorkeln pflegten, rezitierte er die Anfangszeile der Zueignung in Goethes Faust: «Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten ...» Dabei hatte Goethe natürlich ferne und vage Erinnerungen im Sinn und nicht berauschte Menschen.

Seine Freundlichkeit bestimmte Onkel Siegfrieds Leben. Jahrelang hatte er ein Verhältnis mit einer Frau, die ständig kränkelte. Wir bekamen sie fast nie zu sehen; ich erinnere mich verschwommen an ein ernstes Gesicht mit Brille und hohen Backenknochen – eine Art schmallippige, unerbittliche Schulmeisterin. Als es mit ihrer Gesundheit soweit bergab ging, dass ihr Tod unmittelbar bevorzustehen schien, heiratete Onkel Siegfried sie in einer Zeremonie am Totenbett, woraufhin sie sich genug erholte, um noch weitere zwölf Jahre zu leben, ohne, wie ich vermute, meinem Onkel viel Freude zu schenken. Warum nimmt das Leben so häufig die Form eines Groschenromans an?

Onkel Siegfried und sein Bruder, Onkel Willy, unterschieden

sich auffällig. Onkel Willy, ein Mann mit finsterem Ausdruck, erkahndem Kopf und gepflegtem Schnurrbart, liebte das Wohlleben und war ständig mit schicken Frauen liiert, von denen er mehr als eine heiratete. Er neigte zu Wutausbrüchen gegen Angehörige seiner Familie, besonders gegen seine Schwester Hede, nie jedoch gegen meine Mutter, die er (wie die anderen auch) behandelte, als sei sie ein kostbares, zerbrechliches Geschöpf. Wenn die Streitereien ausbrachen – sie hörten nicht auf, nachdem Onkel Willy emigriert war, und wurden brieflich weitergeführt – spielte mein Vater den Vermittler, dessen Dienste sogar dieser stolze Mann in Anspruch nahm. Ich habe einen der Briefe aufgehoben, in dem er über seine ältere Schwester äussert: «Wenn einmal das jüdische Volk ein Standbild für schlechte Juden errichtet, so braucht man nur Hede zu nehmen, man müsste ihr mit einem spitzen Messer die Seele ausschneiden, um Vererbung zu verhüten, für alle Zeiten.» Diese hemmungslose Heftigkeit war mir und meinen Eltern fremd.

Mir gegenüber war Onkel Willy allerdings grosszügig. Ich erinnere mich dunkel (oder haben es meine Eltern mir später erzählt?), dass er mir, als ich um die fünf war, ein teures Spielzeug kaufte, nach dem ich mich sehnte: ein Auto, gross genug, um mich aufzunehmen, und mit Pedalen, durch die es sich in Bewegung setzen liess. Selbst wenn diese Erinnerung nicht den Tatsachen entspricht, zeugt sie doch von der Zuneigung, die ich damals für ihn empfand. Und ein Nachmittag, den ich 1932, im letzten Jahr der Weimarer Republik, in seiner Junggesellenwohnung mit ihm verbrachte – ich war neun – hat sich meinem Geist und sogar meinem Geschmackssinn eingepägt. Seine Wohnung befand sich im obersten Stock und hatte einen grossen Balkon, der auf eine der breitesten Prachtstrassen Berlins, den Kaiserdamm, hinausging. Als wir Marschmusik und die kriegerischen Klänge einer Militärkapelle hörten, traten wir auf den Balkon, und es empfing uns ein Anblick, der in einer Stadt, in der ansonsten SA-Horden die Strassen beherrschten, etwas Tröstliches hatte: ein Aufmarsch des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, einer nazifeindlichen paramilitärischen Organisation, die mit ihrem Namen auf die Farben der Weimarer Republik anspielte. Nachdem sie an die Macht kamen, beeilten sich die Nazis, diese mögliche Quelle des Widerstands zu zerschlagen.

Das ist noch nicht alles, was mir von diesem erlebnisreichen Tag in Erinnerung geblieben ist. Das Eindrucksvollste an Onkel Willys grossem Wohnzimmer war eine Reihe von Spiegeln, die eine ganze Wand einnahmen. Drückte man einen Knopf, verschoben sich zwei oder drei der Spiegelfelder, und dahinter wurden ein Kleiderschrank und ein kleines Badezimmer sichtbar. Es war, als hätte mich Onkel Willy einen Blick auf eine Eleganz erhaschen lassen, die himmelweit entfernt von meinen eigenen, ziemlich schäbigen Wohnverhältnissen war. Eine andere Lustbarkeit allerdings endete weniger glücklich. Onkel Willy verabreichte mir eine Delikatesse, die ich noch nie gekostet hatte – nicht einmal gehört hatte ich von ihr – Pilchards-Hering in Tomatensosse. Ich fand es köstlich, ass zuviel davon und erbrach alles wieder. Dass die Sache so ausgehen würde, hätte ich mir denken können: die eingelegten Heringe passten zur Wohnung, zum Balkon, zur Spiegelwand, kurz, zu dem Übermass, das Onkel Willy für mich verkörperte und das ich unendlich reizvoll fand. Pilchards in Tomatensosse habe ich seitdem nie mehr gegessen.

Schliesslich gab es da noch meinen «amerikanischen» Onkel Alfred. Er, der in Alter und Temperament meiner Mutter am nächsten kam, hatte zwei Leidenschaften: das Schachspiel und die Geige. Meinem Eindruck nach konnte er sich mit beiden sehen beziehungsweise hören lassen. Unter meinen Schätzen befindet sich eine reizende Fotografie, die ihn im Alter von zehn im Matrosenanzug und mit einer Geige in der Hand zeigt, während sich meine Mutter, die in kariierter Strickjacke und mit Stirnband am Klavier sitzt, zum Fotografen umwendet. Tadelsüchtige Geister (mich darf man nicht dazu zählen!) würden Onkel Alfred vielleicht als geschäftsuntüchtig, hypochondrisch und ziemlich pedantisch charakterisieren. Ich erinnere mich an die Briefe, die er mir aus den USA schrieb und in denen er wie ein zweiter Henry James umgangssprachliche Ausdrücke in Anführungszeichen setzte, als müsse er sich von der Saloppheit, die er sich gestattete, distanzieren. Aber das waren unerhebliche Eigenheiten. Ansonsten war er die verkörperte Anständigkeit und Loyalität und ausserordentlich effektiv, als es darauf ankam und unser Überleben von seiner Hilfe abhing.

Das Schachspiel führte Onkel Alfred mit Aunt Grace zusammen, der unvergleichlichen Frau, die er heiratete. Eines Tages, es

muss im Jahre 1921 oder 1922 gewesen sein, spielte er im Haus eines älteren Breslauer Freundes Schach und lernte eine junge Amerikanerin kennen, die zu Besuch da war und aus der kleinen Stadt Quincy im Landzipfel des Staates Florida kam. Ihr Vater, ein Emigrant aus Deutschland, hatte sich dort ein halbes Jahrhundert vorher niedergelassen. Er ging mit Sägen, Hämmern und Nägeln hausieren und brachte es im Laufe der Jahre zu Wohlstand. Aunt Grace war gebildet, kultiviert und gedankenvoll – Eigenschaften, die sich nicht immer zusammenfinden. Sie liebte Musik und füllte ihr Haus mit Büchern. Obwohl sie ihr Leben lang an Schlaflosigkeit litt, machte sie sowenig Aufhebens davon, wie sie nur konnte. Ich habe nie einen solch liebenswerten Menschen getroffen. Aunt Grace und Onkel Alfred heirateten im Juli 1923.

Über die Zeit, in der sie einander lieben lernten, weiss ich nichts, aber eine freundliche Familienlegende weiss zu berichten, dass sie kein Deutsch und er kein Englisch sprach – beste Ausgangsbedingungen für eine glückliche Ehe. Das Wichtigste – es rettete uns das Leben – war, dass sie nach ihrer Heirat beschlossen, sich in den USA niederzulassen. Die Entscheidung war vernünftig: In den Anfangsjahren der Weimarer Republik herrschte in Deutschland wirtschaftliche Not, und Onkel Alfred verfügte über keine besonders marktgängigen Fähigkeiten. Also zog er aus Breslau, einem bedeutenden städtischen Zentrum, mit Musik und Schachspielern reich gesegnet, in eine winzige Stadt in Florida, in der Musik kaum eine Rolle spielte und man Schachspieler mit der Lupe suchen musste. Quincy bot Onkel Alfred für seine Interessen praktisch keinen Entfaltungsraum. Glücklicherweise erwies sich Aunt Grace als treue Kameradin. Die beiden pflegten mit dem Auto über sechzig Kilometer nach Tallahassee zu fahren, um Konzerte und Musikabende zu besuchen. Zu Hause übte er auf seiner Geige; sogar ein paar Schachpartner fanden sich. Nachdem ich in den USA landete, spielte ich Schach mit ihm per Post, aber unsere Korrespondenz versiegte langsam: Ich war einfach nicht gut genug für ihn.

Zusammen mit meinen Vettern, die ich oft erwähnen werde, ist dies also die Gruppe von Personen, die auf den folgenden Seiten in Erscheinung tritt. Ich schreibe allerdings keine Familiengeschichte: der Hauptakteur des Stückes werde ich selbst sein.

Meine Eltern waren moderne Liberale. Das bedeutete zum einen, dass sie in der Öffentlichkeit beim Umgang miteinander Zurückhaltung übten. Ich kann mich nicht erinnern, je gesehen zu haben, wie sie sich umarmten oder küssten, selbst wenn die Öffentlichkeit aus nur ihrem einzigen Kind bestand. Sicherlich waren sie einander, wie bereits gesagt, aufs Innigste zugetan. Keine Küsse, aber auch keine harten Worte. Sie waren ein gutaussehendes Paar. Meine Mutter hätte sogar noch besser ausgesehen, wäre ihr Gesichtsausdruck nicht so oft angespannt gewesen; sie hatte es, wie man damals sagte, mit den Nerven. Mein Vater ging mehr aus sich heraus, aber ich habe keinen Hinweis darauf, dass er seine Frau jemals eingeschüchtert hätte. Die beiden stimmten einfach in den grossen wie den kleinen Dingen des Lebens überein. In den seltenen Fällen, wo das nicht so war – meiner Mutter, die Angst vor langen Reisen hatte, bereitete der Gedanke an die Emigration Unbehagen –, behielt mein Vater, der die besseren Argumente auf seiner Seite hatte, die Oberhand. Als mein Vater im Januar 1955 im frühen Alter von 62 Jahren starb – wir lebten damals in Denver –, drängten mehrere Mitemigranten meine Mutter, die noch nicht 55 war, sich wieder zu verheiraten. Ihren gutgemeinten Vorschlag wies sie mit Verachtung zurück.

Moderne Liberale waren meine Eltern auch in dem Sinne, dass sie mich weder anschrien noch schlugen. Mein Vater erzählte mir einmal von einem einzigen Vorfall, an den ich mich nicht erinnerte, während er ihm offenbar nahegegangen war: Im Alter von kaum zwei Jahren ging ich mit ihm und meiner Tante Esther spazieren, langweilte mich oder fühlte mich müde und wollte getragen werden. Als sich zeigte, dass mein Vater dazu nicht bereit war, begann ich einen Sitzstreik, den er mit einem Anflug von körperlicher Züchtigung brach. Dieser Vorfall war so eine Ausnahme, dass er ihn sich noch Jahre später ins Gedächtnis rufen konnte. Meine Familie war die sprichwörtliche Idealwelt, in der ein sanfter Ton herrschte und keine Rute nötig war. Ich habe mich fast nie mit meinen Eltern gestritten, aber es gab halt auch wenig, worüber ich mit ihnen hätte streiten sollen. Ich hasste das Bad, das ich regelmässig freitags nehmen musste; mein Widerstand war schwach, beinah ein Geplänkel mit vorhersehbarem Ausgang. Am Abend, wenn ich versuchte, den Tag noch ein bisschen zu verlän-

gern, mahnte mein Vater, ohne die Stimme zu heben, dass es Zeit sei, schlafen zu gehen. Und ich ging.

Ich muss ein höchst pflegeleichtes Kind gewesen sein. Eines Tages – ich war noch sehr klein – beschlossen meine Eltern, ein Dienstmädchen anzustellen, das sowohl im Haushalt helfen als auch Kindermädchen sein sollte. In letzterer Eigenschaft entdeckte sie offenbar, ich sei verwöhnt. Beim Einschlafen war ich gewohnt, dass die Tür zum Flur offenstand und dort das Licht brannte. In der ersten Nacht machte meine neue Erzieherin das Licht aus, und in der nächsten Nacht schloss sie meine Tür. All das ohne Protest von mir.

Wenn es ein Prinzip gab, das meine Erziehung beherrschte, dann war das Konsequenz. Meine Eltern stellten eine Art ungeschriebenes Gesetz für mich auf, und zumindest bewusst kam mir nie in den Sinn, es in Frage zu stellen: War es denn nicht ebenso vernünftig wie segensreich? Nicht ausdrücklich, aber stillschweigend hatten wir drei einen Pakt geschlossen: Ich musste ihnen gegenüber ehrlich und brav sein, und sie würden vernünftig mit mir sprechen. Mein Vater hielt sich einiges darauf zugute, dass seine Handlungen seine Maximen nicht Lügen strafen. Er machte sich lustig darüber, dass Onkel Samuel bei Übeltaten seiner Söhne in die Luft ging und drohte, ihnen einen Monat lang das Taschengeld zu streichen oder ihnen jeden Knochen einzeln zu brechen, nur um ein paar Stunden später, von seinen masslosen Drohungen Abstand zu nehmen. Wenn ich je die Drohung ausstiesse, dir jeden Knochen im Körper zu brechen, sagte mir mein Vater, würde ich es tun. Das klingt unheimlich, aber er konnte sich schlechterdings nicht vorstellen, dass er jemals so schändlich ausser sich geraten oder dass ich ihm je den mindesten Anlass dazu bieten würde.

Ich sollte noch hinzufügen, dass es in unserem Haus nicht nur kaum Bestrafungen, sondern auch reichlich Belohnungen gab: Besuche von Fussballspielen mit dem Vater oder Kinobesuche mit den Eltern oder Treffen mit den Vettern, um Karten zu spielen. Meine Eltern kauften mir Bücher, und meine Mutter und ich suchten regelmässig die Stadtbücherei heim, um meinen Hunger nach Büchern zu stillen, der weit grösser war als mein Hunger nach Nahrung. Meine Agenda war lang und umfassend; überwiegend enthielt sie wahre oder erfundene Abenteuer geschichten. Wie damals jeder deutsche Junge las ich Band für Band Karl Mays

Abenteuer in Amerika und im Vorderen Orient. Aber ich durch-
raste auch Hugh Loftings Reihe über die Reisen von Dr. Dolittle
und den sprechenden Tieren, die ihn begleiteten – natürlich in
deutscher Übersetzung, die wörtlich oder phonetisch war: Aus
dem zweiköpfigen «Push-Me, Pull-You» wurde das «Stoss-Mich,
Zieh-Dich», und die kluge Ente hiess auf deutsch «Göb-Göb». Ich
verschlang Schilderungen von Polarexpeditionen, wobei meine
Vorliebe Fridtjof Nansen gehörte, obwohl – oder vielleicht weil –
er sein Ziel nie erreicht hatte und seinem Heroismus und sei-
ner Intelligenz etwas rührend Pathetisches anhaftete. Ich las
Jugendausgaben der *Ilias* und ergriff Partei, als habe es sich
beim Trojanischen Krieg um eine Sportveranstaltung gehandelt;
mit noch grösserem Vergnügen las ich die *Odyssee*, deren ebenso
starker wie listenreicher Held ein Mann nach meinem Herzen
war.

Eine frühreif ins Auge gefasste Berufsperspektive wurde mir
rasch wieder verstellt. Ich war acht oder neun, als ich einige Mo-
nate lang später Astronom werden wollte. Onkel Willy indes ver-
schlug mir diese Absicht, indem er mir erzählte, dass vor kurzem
ein Astronom in seinem zum Nachthimmel geöffneten Observa-
torium erfroren aufgefunden worden war; mit einem solchen Be-
rufsrisiko hatte ich nicht gerechnet.

All diese Vergnügungen aber übertrumpfte der Mohrenkopf.
Das war eine Kugel aus Biskuitteig mit ein bisschen Vanillepud-
ding im Innern und einem Überzug aus Schokoladenguss, die pur
himmlisch schmeckte, noch himmlischer aber, wenn Schlagsahne
auf sie getürmt war. Der Mohrenkopf war meine grosse Beloh-
nung: Jeden Tag, an dem ich brav gewesen war, kurz, jeden Tag,
zockelte ich in eine nahegelegene Bäckerei und holte mir meine
Droge. Nach sechs Jahrzehnten läuft mir beim Gedanken daran
wie einem Pawlowschen Hund immer noch buchstäblich die
Spucke im Mund zusammen.

So viele Genüsse mein Zuhause mir aber auch bot und soviel
ich genoss – einige meiner prägendsten frühen Erinnerungen han-
deln von Krankheit. Etwa im Alter von fünf und sechs hatte ich
rasch hintereinander all die üblichen Kinderkrankheiten: Ziegen-
peter, Masern und all das Übrige. Meine Mandeln setzten mir un-
ermüdlich zu, waren ständig vergrössert und entzündet; aber un-
ser Hausarzt, Dr. Peter Wolffheim, für mich Onkel Peter, kein

Sadist, machte sich glücklicherweise dafür stark, dass sie nie herausgenommen wurden.

Kein Wunder, dass Betten in meiner Erinnerung eine zentrale Rolle spielen. Ich sehe mich im Bett meiner Eltern, vom Grippefieber geschüttelt und unter möglichst vielen Daunendecken begraben, um zu schwitzen und das Fieber zu senken. Oder ich bin – eine besonders hassenswerte Variante! – eingewickelt in ein nasses, kaltes Laken, um das gleiche Ergebnis zu erzielen. Dann wieder sehe ich mich im Bett meiner Eltern aufrecht sitzen, und mein Kopf schmerzt heftig, während ich ihn soweit wie möglich nach rechts neige, damit der Doktor, oder vielleicht meine Mutter, ein bisschen heisses Öl in mein linkes Ohr giessen kann. Ich habe wieder einmal eine Mittelohrentzündung, die Hitze soll das Trommelfell öffnen und den Eiter heraustropfeln lassen. Wenn das Mittel wirkt, platzt das Trommelfell mit einem spürbaren, fast unzüchtigen Geräusch auf, und ich bin im Nu von den Schmerzen befreit.

Nun schreiben wir das Jahr 1928; ich kann meine Mutter mit verweitem, leidendem Gesicht im Bett liegen sehen, mehr krank als traurig. Ihr Vater, mein Grossvater, den ich kaum gekannt habe, ist gerade gestorben. Und ein Jahr später, im Frühjahr 1929 – ich bin mittlerweile Erstklässler –, liege ich in meinem eigenen Bett bei zugezogenen Gardinen im halbdunklen Zimmer; in der offenen Zimmertür sehe ich einen Mann stehen. Das ist Onkel Alfred, der aus Quincy zu Besuch da ist; aber er darf nicht ins Zimmer kommen, weil ich Scharlach habe, eine hochansteckende Krankheit; die restliche Zeit seines Aufenthalts muss ich unseligerweise in Quarantäne verbringen.

Ich vermute, dass meine Eltern so fortschrittlich mit mir umgingen, weil auch mit ihnen sanft verfahren wurde und sie säten, was sie geerntet hatten. Im Übrigen war ihr Liberalismus Anfang der zwanziger Jahre stark in Mode. Nicht, dass meine Eltern modische Leute waren; sie waren solide, wenn auch zeitweilig knapp bemittelte Bourgeois. Die liberale Mode entsprach einfach ihrem Temperament und ihrer Lebenserfahrung. Die Eltern meiner Mutter besaßen eine Schreibwarenhandlung im Zentrum Breslaus, am Ring, und hatten ihrer Tochter die Art von gemässigter Bildung zuteil werden lassen, die Töchter aus der wohlhabenden Bourgeoisie gewöhnlich erhielten. Zu ihren Fertigkeiten zählte,

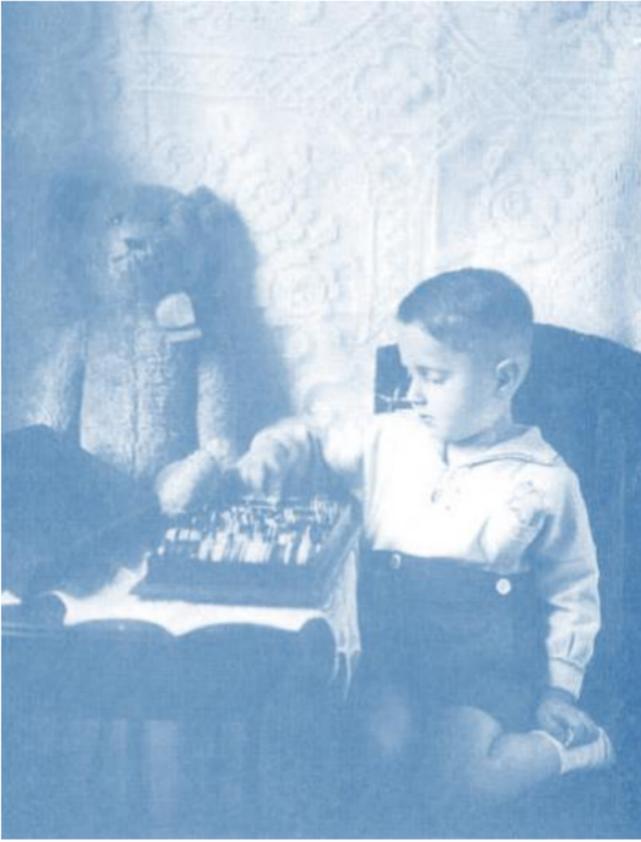


Abb. 4: Der liebe, brave Junge, dreijährig und ein bisschen verlegen vor der Kamera.

wie gesagt, das Klavierspiel; ich kann sie noch heute hören, wie sie mit ziemlicher Fingerfertigkeit Chopin spielt. Demzufolge erhielt auch ich bereits in frühem Alter Klavierunterricht; im Geiste sehe ich eine adrette alte Dame vor mir, die mich in ihrer nahegelegenen Wohnung empfängt. Insbesondere erinnere ich mich an einen Öldruck, der in ihrem Wohnzimmer an der Wand hing und den ich bewunderte: *Das Konzert*. Er zeigte hingerissene Zuhörer, einer mit geschlossenen Augen, während ein anderer verückt zum Himmel blickt; die Hände halten sie andachtsvoll gefaltet. Dieses Bild passte irgendwie zum Stil meiner Eltern, geradeso wie Chopin und Caruso. Kurz, im Elternhaus war alles, wie es sein sollte, und wäre auch so geblieben, hätte sich nicht, als ich neuneinhalb Jahre alt war, eine historische Katastrophe ereignet.

Meine Eltern verzichteten also auf die Prügelstrafe, weil sie nicht ihrem Stil entsprach, und auch, weil ich zugegebenermassen zu artig und folgsam war, so dass ich selten oder nie Strafe verdiente. Unter den erhalten gebliebenen Familienfotos gibt es eines, das aufgenommen wurde, als ich etwa drei Jahre alt war, und das meine untadelige und wenig altersgemässe Tugend sinnbildlich darzustellen scheint. In offensichtlicher Pose knie ich auf einem Stuhl, ausstaffiert mit funkelneuem Hemd und Hose und mit einer tadellosen Frisur, bei der jedes einzelne Haar liegt, wo es hingehört; ich starre versonnen auf einen Kasten voller Pokerchips; ein Teddybär, fast so gross wie ich, sitzt im Hintergrund und beobachtet ausdruckslos die Inszenierung. Beim Durchblättern des Fotoalbums, das meine Mutter kurz nach meiner Geburt anlegte, stosse ich auf einen Bildtext, in dem sie festgehalten hat, dass mich meine Eltern mit viereinhalb Monaten nach Breslau brachten, um mich den Grosseltern mütterlicherseits vorzuführen; auf der Zugfahrt, fügt sie hinzu, sei ich «artig» gewesen und «nahezu artig» auf der Rückfahrt. Das ist ein gutgemeintes Kompliment, das ich heute nicht ohne eine Anwendung von Unbehagen lesen kann. Diese ständige Artigkeit, in so jungen Jahren an den Tag gelegt, musste später zu Problemen führen. Solche Bravheit konnte nur ein Schutzschild sein, hinter dem die Angst vor krasser Ungezogenheit lauerte.

Ich zweifle nicht daran, dass meine Eltern mich auf ihre ruhige Weise liebten. Im mütterlichen Fotoalbum tauche ich von meinen ersten Tagen an wieder und wieder auf, lächelnd, weinend, gähnend, mit vollgeschissenen Windeln – für letztere Form des Selbstausdrucks hatte meine Mutter einen hausgemachten Euphemismus parat. Die erste Reihe von Fotos zeigt mich im Alter von achtzehn Tagen («Peterle lacht schon»); auf der zweiten bin ich einen Monat und zwei Tage alt; in unregelmässigen, aber häufigen Abständen wird so meine Entwicklung dokumentiert. Kleine, kunstlose, oft traurig verblasste Bilder zeigen mich in den Armen meiner Mutter, auf dem Arm meines Vaters, eines Onkels oder eines Grosselternteils oder allein auf dem Töpfchen. In den Unterschriften bezeichnet mich meine Mutter mit liebevollen Verkleinerungsformen: Peterlc oder Peterchn. Als meine Eltern in Breslau eintreffen, um mich herumzuzeigen, herrscht meiner Mutter zufolge «grosse Freude». All diese Jahre hindurch und

auch später noch nannte mein Vater mich Spatzi; dieser Kosename behielt für mich immer seinen Reiz.

Meine beiden frühesten Erinnerungen indes weisen in gegenläufige Richtungen. Sie haben sich durch den dichten Nebel der Vergesslichkeit tapfer in mein Bewusstsein hochgekämpft. Ich bin mit meinen Eltern in einem Hotel, vielleicht unterwegs zu einem Familienbesuch oder einem Kuraufenthalt. Durch einen Kurzschluss ist die Wasserversorgung ausgefallen, und meine Eltern, die wissen, wie sehr ich kohlenstoffreiches Wasser verabscheue, haben ein Glas mit Seltzer auf eine Anrichte gestellt, damit der Sprudel verschwindet und ich es mit Genuss trinken kann. Hingegen: Ich bin zu Hause, im Wohnzimmer sind Gäste und hören sich auf unserem Phonographen eine humoristische Schallplatte an. Es geht um einen Trompeter, der ein Solo spielt und eine Note verpatzt; er versucht es immer wieder, und immer wieder macht er an der gleichen Stelle denselben Fehler, woraufhin jemand über die Verlegenheit des Trompeters zu lachen beginnt. Man nannte das eine «Lachplatte», aber da ich zu klein bin, um schon jeden Buchstaben klar auszusprechen, und Schwierigkeiten mit dem Buchstaben *P* habe, nenne ich es «Lachlatte», was die Erheiterung der Versammelten noch vergrößert haben dürfte. Meine Eltern wissen sehr wohl, dass ich diese Aufnahme nicht ausstehen kann und in Tränen ausbreche, sooft sie gespielt wird, ob aus kindlichem Mitleid oder aus einem anderen Grund. Dennoch legen sie die Platte erneut auf. Bilanz: eine Handlung, die von Güte, eine, die von Herzlosigkeit zeugt.

Die Wahrheit sagen – damit stand und fiel, wie bereits angedeutet, der Liberalismus meiner Eltern. Einige segensreiche Legenden blieben von diesem Prinzip ausgenommen: Ich fürchtete mich als kleiner Junge sehr vor Gewittern und lernte bald, um meine Panik zu unterdrücken, die Sekunden zwischen Blitz und Donner zu zählen; je drei Sekunden entsprachen einem Kilometer Entfernung. Meine Eltern sagten mir, ich bräuchte keine Angst zu haben: Das seien die Götter, die droben im Himmel Kegel spielten. Aber abgesehen von solchen Notlügen blieb Ehrlichkeit die häusliche Politik. Tatsächlich hielt ich die Beziehung zu meinen Eltern für einzigartig und für einzigartig glücklich. Ich sah darin eine Art Partnerschaft; eine Illusion, zum Teil das Werk meiner Eltern, die

mich in einem Masse als Erwachsenen behandelten, wie das meinem im Wachstum begriffenem Körper und dem sich entwickelnden Geist nicht ganz entsprach. Ein Hauptgrund, der mich an dieser Illusion festhalten liess, war zweifellos die tosende Art, in der meine Vettern aufgezogen wurden, ständig der vermeintlichen Gefahr schrecklichster Misshandlungen ausgesetzt. Neben diesem Sturm und Drang wirkte meine eigene Familie friedsam – eine makellose Idylle; kein anderes Familienleben konnte sich nur entfernt damit messen.

In diesem Klima der Aufrichtigkeit sticht meine einzige Kindheitslüge heraus wie ein Rotweinfleck auf einem weissen Tisch-tuch. Gemeinere, an Unehrllichkeit gewöhnte Wesen hätten die Episode als frivolen Vorfall abgetan. Für mich bedeutete sie eine rätselhafte, nervenaufreibende Zertrümmerung eines ungetrübten Spiegels, absolut unbegreiflich damals und heute noch nicht ganz verstanden. Ich bin – wie alt wohl? Sechs? Sicherlich nicht älter als sieben. Meine Mutter hat mich in den Laden nebenan geschickt, wo ich für sie ein paar Besorgungen erledigen soll; wie üblich hat sie mir das für die Einkäufe nötige Geld in die Hand gedrückt. Während ich im Laden stehe, sehe ich einen Knäuel reissfester Schnur, den ich jäh haben muss. Ich habe in letzter Zeit Drachen steigen lassen, und diese Schnur sieht stark genug aus, dem heftigsten Wind zu trotzen. Ich kaufe sie zusammen mit dem Übrigen und nehme sie an mich, ohne es zu erwähnen. Meine Mutter, die das Wechselgeld nachprüft, das ich ihr aushändige, stellt fest, dass etwas fehlt, und fragt mich danach. Im Lügen un-geübt, lege ich auf der Stelle ein Geständnis ab. Wieso stehle ich, was mir meine Mutter gerne gekauft hätte? Die Schnur kostet doch schliesslich nur ein paar Pfennig. An diesem Abend muss ich zur Strafe in der Küche essen statt zusammen mit meinen Eltern.

Was war der Grund? Ein kindlicher Impuls angesichts der lok-kenden Prämie? Unzufriedenheit mit meiner Musterknabenrolle? Vielleicht aufschlussreicher: schiere Wut oder ein masochistisches Bedürfnis, ertappt und bestraft zu werden? Vieles davon klingt weit hergeholt, aber mir fällt in diesem Zusammenhang ein, dass ich einigermaßen zu Unfällen neigte: Einmal, als ich vor dem Wohnhaus meiner Vettern aus der Strassenbahn stieg, wurde ich von einem Auto angefahren, das zwischen der haltenden Bahn und dem Bürgersteig vorbeifuhr; der Unfall brachte die ganze

Familie auf die Beine, während ich, malerisch auf die Couch gebettet, nichts weiter davontrug als Kopfweh.

Ein anderes Mal kam ich aus einem Kino am Kurfürstendamm und wäre um ein Haar wieder von einem Auto angefahren worden. Ich erinnere mich noch gut an den Film: Ich hatte eine Verfilmung von Franz Lehars Operette *Land des Lächelns* gesehen, mit Richard Tauber, dem grossen Tenor mit der schmelzenden Stimme, in der Hauptrolle – auch er musste später aus «rassischen» Gründen emigrieren. Ich denke, es hat seinen guten Grund, warum ich mich an diesen Film mit solch heftiger Deutlichkeit erinnere. Tauber spielt einen alternden japanischen Freier, der die junge Frau, die er liebt, einem jüngeren, passenderen Bewerber überlässt. Ich kann immer noch Bruchstücke seiner rührenden Liebesarie auswendig, womit ich vermutlich nicht allein dastehe:

Dein ist mein ganzes Herz,
Wo du nicht bist, kann ich nicht sein –

Und, dem jungen Knaben vielleicht noch mehr zu Herzen gehend:

Aus Apfelblüten einen Kranz,
Leg ich Dir, Lieblichste, zu Füßen
In einer Mondnacht, im April –

Berausches Zeug, keine Frage; aber was mich am stärksten ansprach, war die Arie, in der Tauber über die Künstlichkeit klagt, die seine von tiefer Verdrängung geprägte Kultur beherrscht: «Immer nur lächeln, immer vergnügt», singt er, «doch wie's da drin aussieht, geht niemand was an.»

Aber ob gegen mich selbst oder gegen andere gerichtet, was hatte Wut, welche auch immer, in meinem jungen Leben zu schaffen? Wenn es je einen Jungen gab, der zu ihr keinen Anlass hatte, dann war ich der Junge. Eines ist gewiss und steht für mich zweifelsfrei fest: Bewusst zornig auf meine Eltern war ich niemals. Dann aber fällt mir der Fahrradunfall ein und gibt mir zu denken. Im Berlin der zwanziger Jahre durften Kinder auf den kleinsten Fahrrädern die Gehsteige benutzen. Frohgemut fuhr ich mit meinem Rad die Schweidnitzerstrasse auf und ab. Eines Tages indes bemerkte ich, während ich vor mich hinradelte, eine alte Dame,

die mir langsamen Schritts entgegenkam. Ich hatte genug Zeit, anzuhalten oder um sie herumzukurven: Stattdessen fuhr ich sie an, und sie fiel hin. Was danach passiert ist, habe ich nie herausgefunden; bei meinen Eltern konnte man sich darauf verlassen, dass sie die Sache in Ordnung brachten. Soweit ich mich erinnere, verboten sie mir nicht einmal das Radfahren.

Heute bin ich überzeugt, dass die Attacke gegen mein Opfer Ausdruck irgendeiner unbewussten Wut war, einer Feindseligkeit, die ich gelernt hatte zu verdrängen. Der Mythos vom Musterknaben, von dem meine Eltern und ich zehrten, eine regelrechte *folie à trois*, war zu kostbar, um ihn der Besudelung durch die Realität jener gemischten Gefühle auszusetzen, die anderen, gewöhnlicheren Sterblichen zu schaffen machen. Verdrängung? Dinge, die nicht geschehen, sind bekanntermassen schwer aufzuspüren, aber jedermann weiss, dass der Hund, der in der Nacht nicht bellte, Sherlock Holmes den entscheidenden Schlüssel lieferte. Dass ich gegen meine Eltern keinerlei Zorngefühle hegte, muss Verdacht erregen. Um mich zu erziehen und zumal das artige Kind aus mir zu machen, das ich war, mussten sie mir zwangsläufig viele Wünsche abschlagen. Wie für jeden anderen bedeutete auch für mich die Vorbereitung aufs Leben eine Entbehrung nach der anderen. Wie meine Eltern mich sanft zwangen, zu Bett zu gehen, wenn sie entschieden, dass es Zeit dafür war, ebenso sanft brachten sie mir bei, auf Geburtstagsfesten ein Stück Kuchen mit anderen Kindern zu teilen. Und ich sollte all dies heiteren Gemüts, ohne einen Hauch von Ressentiment, hingenommen haben? Waren mir als einzigem Kind auf der Welt ödipale Affekte und Hassgefühle erspart geblieben? Heute sehe ich in der alten Dame, die ich vielleicht ins Krankenhaus expediert habe, das unglückliche Ersatzobjekt für Aggressionsziele, an die ich nicht einmal im Traum zu denken wagte.

Ich meine, eine andere Episode aus diesen frühen Jahren bestätigt, dass ich ein zornigerer Junge war, als ich mir hätte vorstellen können. Von 1929 bis 1933 besuchte ich die Grundschule, aber obwohl ich ein Gruppenfoto von meiner Klasse und meinen Lehrern gerettet habe, das bei einem Ausflug im Jahre 1930 aufgenommen wurde (ich kann mich ohne Mühe erkennen), ist mir nur eine Erinnerung an diese vier Jahre geblieben – ein Faustkampf mit einem Klassenkameraden, bei dem ich mir den Knöchel des

kleinen Fingers der rechten Hand brach. Grund, mich mit meiner Kampfeskraft zu brüsten, ist das nicht: Es kam zu dem Bruch, weil mein Gegner plötzlich den Kopf wegdrehte, so dass der Schlag die härteste Stelle seines Schädels traf. Aber darum geht es hier nicht. Es geht darum, dass aus diesem langen Zeitraum meiner Kindheit nur eine aus Rage begangene Handlung in meinem Gedächtnis überlebt hat. Zufall? In der Welt, die Freud für uns entdeckt hat, gibt es solche Zufälle nicht.

Zorn blieb für mich lange ein verworrener Begriff. Viele Jahre später erzählte ich während meiner Lehranalyse dem Analytiker, ich hätte nie gewusst, ob meine Mutter aus irgendeinem Grund zornig auf mich war oder ob sie sich nur unwohl fühlte. Rückblickend weiss ich, dass ich letzteres fälschlich für ersteres nahm, und ich gestehe, dass die Einsicht in diese Verknüpfung wichtig für mich ist. Zusätzlich zu ihren körperlichen Hemmungen litt meine Mutter auch an gewissen neurotischen Beschwerden, über die sie meines Wissens selten sprach, die ich durch irgendeinen geheimnisvollen Osmoseprozess übernahm und die mir bis zur Pubertät und sogar noch einige Zeit danach zu schaffen machten. Im Kino oder Theater setzte sich meine Mutter ängstlich an den Gang, weil sie fürchtete, irgend etwas Unliebsames könne ihr zustossen. Ich ahmte ihr Verhalten zwar nicht direkt nach, machte mir aber ihre angespannte Haltung zu eigen.

Dass meine Mutter mich liebte, so gut sie konnte, steht für mich ausser Frage; ihre Fähigkeit allerdings, ihrer Zuneigung zu mir Ausdruck zu verleihen, war durch ihre Ängste und ihre Krankheiten beeinträchtigt. Ich brauchte viele Jahre, um zu erkennen, was ihre Teilinvalidität bei mir angerichtet hatte. Kinder, fand ich heraus, nehmen oft das Unglück ihrer Eltern, ob Unfrieden oder Krankheit, auf die eigene Kappe und geben sich die Schuld an allen Störungen des Familienfriedens. Meine problematischen Reaktionen auf meine Mutter sind mit keinen konkreten Erinnerungen verknüpft. Man hat mich der Dünnhäutigkeit bezichtigt; die erste, die das tat, war übrigens meine Mutter, die mir Mangel an Humor vorwarf. Wenn das zutrifft, dann wurde hier der Grund dafür gelegt.

Solche Dinge sind, ich gebe es zu, schwer dingfest zu fassen. Eine Erinnerung aus viel späterer Zeit könnte einen Schlüssel liefern. Es muss um das Jahr 1944 gewesen sein, als ich Student an

der Universität von Denver war. Seit meiner Ankunft in den USA drei Jahre zuvor hatte ich mit grossem Eifer an der Vervollkommnung meiner Englischkenntnisse gearbeitet. Ich verschlang moderne Literatur und begeisterte mich schnell für einen Autor nach dem anderen. Während meiner Anfangszeit in Denver, 1941 und 1942, konnte ich Upton Sinclair nicht von Sinclair Lewis unterscheiden, wenn ich in der Bibliothek herumstöberte; aber diese Zeit schierer Ahnungslosigkeit war rasch vorbei. Mein erstes Idol, dessen Stil ich in mehreren unveröffentlichten – und auch nicht zur Veröffentlichung geeigneten – Erzählungen nachahmte, war Ernest Hemingway: Was für beinharte, kurze Sätze! Was für lakonische Dialoge! «The Killers» war meine Lieblingserzählung. Aber nach einiger Zeit löste ich mich von der Hemingwayschen Attitüde, die mir mittlerweile als verkrampfter Männlichkeitskult erschien, und ging zu subtileren Produktionen über. Nachdem ich zufällig auf E. B. White gestossen war und ein Restexemplar von *One Mans Meat*, einer Sammlung von Zeitschriftenkolumnen Whites, erstanden hatte, folgte ich plötzlich einem völlig anderen literarischen Vorbild. Ich hielt es für wichtig, meine Mutter mit meiner neuen Liebe vertraut zu machen, deshalb las ich ihr eines Tages einen Abschnitt aus E. B. Whites Schriften vor. Meine Mutter sprach ein nicht perfektes, aber doch leidliches Englisch, und sie hörte geduldig zu. Aber sie zeigte keinerlei Reaktion. Kein Lächeln, kein Stirnrunzeln, kein Lob, kein Kritteln – nichts. Dass mich ihre Teilnahmslosigkeit so sehr aus der Fassung brachte, mag kindisch scheinen, und es *war* ganz wörtlich kindisch. Hätte ich sie weniger gebraucht, wäre es mir aufgegangen, dass sie schliesslich keine Literaturwissenschaftlerin war. Wenn bei dieser Geschichte jemand versagte, dann war ich es. Aber unabhängig von der Schuldfrage: Die Episode wirft einen langen Schatten zurück, in meine Kindheit.

So brutal unfair das gegenüber meiner Mutter klingen mag, sie besetzt bis zum heutigen Tage mein Über-Ich und bereitet mir Unbehagen. Fast nie erscheint sie in eigener Stimme, aber ich erkenne sie in allen ihren Verstellungen. Sie ist es, die mich daran erinnert, dass ich eine Arbeit nicht abgeschlossen oder dass ich etwas getan habe, was ich hätte unterlassen sollen. Still wirft sie mir vor, dass ich ungeschickt oder nachlässig oder egoistisch gewesen sei. Nicht, dass sie nicht an mich glaubte; als wir bereits eine Zeit-

lang in den USA lebten und ich mich mit den einfachsten Jobs durchschlug, versäumte sie nie, mich daran zu erinnern, dass ich nicht dazu bestimmt war, mein Leben als Packer in einer Versandabteilung zu verbringen, sondern dass ich das Zeug zu Grösserem hatte. Ein angesehenener und einflussreicher Kolumnist wie Walter Lippmann zu werden, meinte sie, entspreche meiner Begabung. Und sie vertraute mir: Als ich ihr im Jahre 1958 mitteilte, dass ich eine geschiedene Frau mit drei jungen Töchtern heiraten wolle, erhob sie keine der erwarteten Einwände und war sofort bereit, diese vier neuen Wesen, die in mein Leben getreten waren, an ihrer Liebe für mich teilhaben zu lassen. Wenn meine Wahl auf solch eine Frau falle, so ihr Argument, dann müsse sie auch in Ordnung sein. Und dennoch hat meine Mutter Spuren in mir hinterlassen, weniger von lächelnder Zustimmung als von sanftem Tadel.

In einer bekannten Formulierung spricht Freud von der Wiederkehr des Verdrängten. Langgehegte Gefühle, die scheinbar abgestorben sind, springen an die Oberfläche und beweisen durch den abrupten Drang zum Ausdruck, dass sie die ganze Zeit da, aber so tief verschüttet waren, dass ihr Wiederauftauchen und ihre Energie erstaunlich erscheinen. So kam es auch, dass mich Anfang September 1954 in einer Telefonzelle in der Union Station von Denver die Wut meiner Kindheit übermannte, jene Wut, die ich vermeintlich nie empfunden hatte. Schwerlich ein würdiger Ort, aber das Unbewusste entscheidet selbst, wo und wann es hervorbricht.

Seit ich an der Universität Denver Examen gemacht hatte und zum Aufbaustudium nach Columbia gewechselt war, hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, zwischen den Semestern oder im Spätsommer meine Eltern zu besuchen. Im Jahr 1954 ging es mit meinem Vater sichtbar bergab. Seine Gesundheit liess schon etliche Jahre lang zu wünschen übrig; er hatte sich in seinen Lehrstuhl am Fenster des Wohnzimmers zurückgezogen. Von dort aus konnte er die Eingänge mehrerer Wohnungen im Erdgeschoss überblicken und das Kommen und Gehen kommentieren. Sein Kreislauf verschlechterte sich merklich, und es brach mir das Herz, dieses interessante und wache menschliche Wesen zu einem Schatten der Person, die ich gekannt und so sehr geliebt hatte, zusammenschrumpfen zu sehen.

Es fügte sich, dass mein Onkel Willy nach einem wechselvollen Leben, das ihn für Jahre nach Südafrika und Lateinamerika verschlagen hatte, in Denver gelandet war, erheblich älter, aber munter nach wie vor. Mit seiner neuen Frau, Gertrude, einer überaus tüchtigen Geschäftsfrau, hatte er ein gutgehendes Geschäft aufgebaut, in dem sie phantasievoll ausgewählte Mode zu erschwinglichen Preisen verkauften. In ihrer Euphorie schenkten Onkel Willy und seine Frau meinen Eltern wenig Beachtung; hätte mein Vater diese Vernachlässigung in früheren Jahren noch mit einem Lächeln abgetan, so fühlte er sich jetzt durch sie gekränkt. Meine Mutter, über den Zustand meines Vaters nur zu sehr im Klaren, bat mich, Onkel Willy anzurufen und ihm etwas mehr Rücksichtnahme nahezulegen; er solle sich wenigstens ab und zu nach dem Befinden meines Vaters, der offensichtlich im Sterben lag, erkundigen. Ich rief vom Bahnhof aus an und brachte mein Anliegen so höflich, wie ich konnte, vor. Mein Onkel reagierte darauf mit einem heftigen Ausfall. Er warf mir vor, ich sei bereits sechs Tage – sechs Tage! – in Denver, ohne mich bei ihm gemeldet zu haben (wahr, aber irrelevant), und beschimpfte mich (ungerechtfertigt und auch irrelevant). Und da brachen bei mir alle Dämme. Ich kann nicht mehr wiedergeben, was ich sagte; jedenfalls zog ich mächtig vom Leder. Als ich in den Zug stieg und auf meinen Platz sank, atmete ich schwer, und mein Puls klopfte heftig – daran kann ich mich genau erinnern.

Es war ein wichtiger Augenblick der Befreiung, aber nicht das Allheilmittel, das ich mir erhofft hatte. In meinen hoffnungsvollen Träumen hatte ich mir Zorn als ein feststehendes Quantum vorgestellt. Je mehr ich ihm freien Lauf liess, um so weniger würde davon übrigbleiben. Aber bald wurde deutlich, dass meine Wut aus einem unterirdischen Strom gespeist wurde, der ständig das Reservoir wiederauffüllte, das ich glaubte geleert zu haben. Keine Frage, dass dieser Tag für mich höchst gewinnbringend war, aber weil ich meinen Angriff gegen das falsche oder jedenfalls ein marginales Ziel gerichtet hatte, blieb letztlich der Nutzen begrenzt. Die Wurzeln meines Zornes reichten tief hinab, in meine frühe Kindheit.

Praktisch das einzige, womit ich als Junge meinen Eltern Sorgen bereitete, war meine Unlust zu essen. Nach 1933, als ich ins

Gymnasium ging, warf ich manchmal mein Frühstücksbrot weg, statt es zu essen, aber angefangen hatte das Problem viel früher. Mein Vater hätte mir in diesem Punkte Vorbild sein sollen: Er ass, was auf den Tisch kam, und sehr schnell. Ich aber ging meinen eigenen perversen Weg. Ich entwickelte einige merkwürdige abergläubische Vorstellungen über Nahrungsmittel – wo ich sie aufgelesen habe, ist mir unerfindlich: Verschluckte man einen Kirschkern, bekam man Blinddarmentzündung; ass man eine Banane, durfte man danach kein Wasser trinken, sonst wurde man von einem unbestimmten Leiden heimgesucht. Es gab viele Lebensmittel, die ich einfach nicht anrührte, und weder gutes Zureden noch Sarkasmus konnten mich dazu bringen, meinen ärmlichen Speisezettel zu erweitern. Mein im Allgemeinen so gütiger und geduldiger Vater zitierte – mehr ergeben, als ungehalten – das alte Sprichwort «Was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht». Meine etwas weniger nachsichtige Mutter beobachtete mich, wie ich lustlos auf etwas herumkaute, was ich nicht mochte: «Hör auf, die ganze Zeit so herumzuwürgen!» Ich glaube nicht, dass ihr – oder mir – aufging, wie wenig gerade sie es nötig hatte, meine Essgewohnheiten zu kritisieren. Nichts half. Einmal im Jahr allerdings, an meinem Geburtstag, bekam ich mein Lieblingsessen, und das ass ich vollständig auf: Schmorfleisch mit Sahnesosse, Rotkohl und Kartoffelbrei.

Im Laufe der Zeit entwickelten meine Eltern mehrere Strategien, um meinen Appetit anzuregen. Ende der zwanziger Jahre nahmen sie eine neue Hausangestellte namens Johanna Hantel in Dienst. Sie kam aus einer ziemlich grossen bäuerlichen Familie, die in Kümmitz, einem winzigen Dorf gut siebzig Kilometer südlich von Berlin, zu Hause war. Ihre vier Brüder, ihre Eltern und ein hochverehrter Grossvater lebten dort und schlugen sich mehr schlecht als recht mit dem Anbau von Roggen und der Pflege eines grossen Gemüsegartens durch. Johanna war das, was man in Deutschland eine «Perle» nennt, und wir wurden gute Freunde. Also entstand der Plan, mich im Sommer für zwei Monate auf den Hantelschen Hof zu schicken, um dort ein gesundes Leben zu führen. Zu diesem gesunden Leben gehörte, dass ich ass, was die anderen assen; brav sprach ich nach Kräften dem schlichten, herzhaften Essen zu, das auf den Tisch kam, nur bei der Blutwurst streikte ich.



Abb. 5: Kümmritz. Unter Aufsicht von «Mutti» Hantel helfe ich ein bisschen auf dem Bauernhof – Man beachte meine Krawatte.

Keine Frage, dass sich mein Appetit in diesem ungewohnten Milieu verbesserte: Ich liebte dieses Leben und meine neuen «Eltern», die «Vati» und «Mutti» für mich wurden. Sie bewiesen mir ihr Vertrauen, indem sie mir wichtige Aufgaben wie etwa das Füttern der Hühner übertrugen. Fast jeden Tag ging ich mit meinen neuen Genossen aufs Feld, um ihnen bei der Arbeit zuzusehen. Vorsorglich gewarnt, dass die Sensen, die sie benutzten, ausserordentlich scharf waren, lernte ich es, mich von ihnen fernzuhalten, so wie ich mich auch nach ein paar Tagen an das stinkende Aussenklo gewöhnte. Mein triumphalster Augenblick der ganzen Saison kam, wenn die Hantels die Ernte einbrachten und ich oben auf einem Wagen sitzen konnte, der, mit Roggengarben schwerbeladen, von den Feldern zur Scheune schwankte. In Kümmritz gelang es mir sogar, meine Angst vor Blitz und Donner

abzubauen, denn ich erlebte dort einige verheerende Gewitter, ohne durch die Blitze, die überall um mich einschlugen, Schaden zu nehmen; zu guter Letzt jagten sie mir dann auch keinen Schrecken mehr ein.

Während der Schulzeit aber blieb es meinen Eltern überlassen, sich im Blick auf meine beklagenswerten Essgewohnheiten etwas einfallen zu lassen. Erst lange nach meiner Kindheit fand ich heraus, dass diese Eltern, mit denen ich mich in einer vollgültigen Partnerschaft, quasi einer Firma Fröhlich & Co., gewöhnt hatte, keineswegs davor zurückgeschreckt waren, mich – in guter Absicht – zu manipulieren. Zum Teil war ihr Fütterprogramm kein Geheimnis; es galt, mir grosse Mengen von dem einzutrichern, was ich am liebsten ass: Schokoladentafeln, Schokoladenkonfekt, Schokoladenpudding, ganz zu schweigen von meinem täglichen Mohrenkopf. Noch nicht einmal ich konnte solch eine Speisekarte verachten. Aber sie dachten sich auch ein Täuschungsmanöver aus, um mich dazu zu bewegen, Nährstoffreicheres zu mir zu nehmen. Eines Tages – ich war wohl sechs Jahre alt – nahmen mich meine Eltern in ein Variete mit. Berlin war berühmt für diese Vergnügungsstätten, und eine von ihnen, die Scala, schien besonders geeignet, mich zu interessieren, denn dort traten berühmte Clowns, Komiker, Tänzer, Unterhaltungsorchester und Sänger auf, die beliebte Titel aus volkstümlichen Operetten sangen. In der Scala sah ich Grock, den grossen Clown, wie er sich verzweifelt und stets vergeblich bemühte, mit der hoffnungslosen Unterstützung eines Komplizen eine menschliche Brücke zu bauen. Ihre unablässige Ankündigung der bevorstehenden Grosstat – «Eine Brücke! Eine Brücke!» – klingt mir heute noch in den Ohren. In der Scala sah ich auch Rastelli, den bemerkenswertesten Jongleur der Welt; er vollbrachte förmliche Wunder, wenn er etwa mit drei Fussbällen jonglierte, die aufeinanderlagen, während er sie auf einem Fuss balancierte.

Nun, bei diesem ersten Besuch warnte mich mein Vater, bevor man uns einlasse, werde mich der Türsteher, ein grosser Kerl in einer bunten Uniform, fragen, ob ich bei Tisch auch immer brav aufässe. Mein Vater war für mich in praktisch allen Dingen eine Autorität, dennoch weigerte ich mich, ihm das abzunehmen. Als wir indes zum Eingang der Scala kamen, stand dort ein Portier in toller Montur, einschliesslich Glacehandschuhen, Mantel mit

Tressen und Goldknöpfen und imposanter Kopfbedeckung, und erkundigte sich tatsächlich nach meinem Essverhalten. Viele Jahre später gestand mir mein Vater, er habe den Mann zu meinem eigenen Besten bestochen. So wahrte er seine väterliche Autorität, während ich besser ass – eine Zeitlang wenigstens. Aber im Jahr 1933 hatten wir dann grössere Sorgen. Wir waren plötzlich zu Juden geworden.

Drittes Kapitel

Das Opium fürs Volk

Man kann auf dreierlei Weise Jude werden: durch Geburt, durch Konversion und durch staatliche Verfügung. Vom Judentum durch Geburt nur schwach angehaucht, fand ich mich nach dem 30. Januar 1933 zwangsweise in der dritten Gruppe wieder. Viele Jahre später, nachdem ich in die USA übergesiedelt war, warf man mir mehr als einmal vor, «nicht jüdisch genug» zu sein. Im Jahre 1943, als ich an der Universität von Denver Student im Anfangssemester war, nahm ich an einer zwanglosen Diskussionsgruppe methodistischer Studenten teil, die von Harvey Potthoff geleitet wurde, einem Geistlichen, mit dem ich nach über 55 Jahren immer noch befreundet bin. Diese «Fahnenflucht» missfiel einem gewissen Robert Gamzey, der von dem Kreis gehört hatte und mich in seiner regelmässigen Kolumne des nichtssagenden Wochenblattes, das er herausgab, der *Rocky Mountain Jewish News*, an den Pranger stellte: Von mir, einem Vertriebenen des Hitler-Regimes, sei doch wohl zu erwarten, dass ich wisse, wohin ich gehöre! Derlei Probleme hatten die Nazis nicht mit mir.

Meine Eltern machten aus mir einen eingefleischten Atheisten, und der bin ich, von ein paar psychologischen Weiterentwicklungen abgesehen, auch geblieben. Bei mir gab es keine pubertären Auseinandersetzungen mit dem Glauben meiner Väter – ich hatte keinen Glauben zu verlieren und war restlos zufrieden mit einem Zustand, den andere, mehr zur Frömmigkeit neigende Menschen als verarmt beschrieben haben. Meine Eltern waren sich ihres Unglaubens und ihrer Verachtung für Rituale und religiöse Praktiken so sicher, dass ihnen Agnostizismus als fauler Kompromiss erschien. Tatsächlich war mein Vater überzeugt davon, dass Jesus keine historische Gestalt, sondern eine Erfindung der Priester sei.

Mit der Vorstellung, dass man einer sozialen Gemeinschaft oder einem gemeinsamen Erbe anhing, konnten meine Eltern so gut wie nichts anfangen. Jüdisches Bewusstsein? Jüdische Identität?

Das waren für sie – und also auch für mich – hohle Schlagwörter. All das interessierte nur Theologen. Der Gedanke, dass Judentum mehr sein könne als eine Religion, kam ihnen höchstens flüchtig in den Sinn. Sie räumten scherzhaft ein, dass an der Moderne, deren unbestrittenes Zentrum Berlin war, etwas «typisch Jüdisches» sei. Als im Jahre 1928 der Ullsteinverlag eine neue Boulevardzeitung mit dem Namen *Tempo* herausbrachte, die mit ihren Balkenüberschriften, ihrer lebhaften Aufmachung und ihrer reichlichen Bebilderung auf den Berliner abzielte, der im Gehen las, erhielt das Blatt rasch den Spitznamen «Die jüdische Hast». Als ich im Halbwüchsigentaler erklärte, ich würde, falls ich je heiratete, eine Nichtjüdin zur Frau nehmen, stellte ich die Kompromisslosigkeit, mit der meine Eltern jede stammesmäßige Identifizierung ablehnten, nur auf die äusserste Probe. Natürlich hatten wir jüdische Freunde und Verwandte, die sich jüdischer fühlten als wir. Aber mein Vater fand seine besten Freunde im Geschäftsleben und im Sport; die Berufskollegen und die Fussballspieler und Sprinter, die er kannte und mochte, waren fast alles Nichtjuden. Und ohne die Hilfe einiger von ihnen wären wir wahrscheinlich in den Gaskammern gelandet.

Anfang der fünfziger Jahre gab es einen Punkt – auf diese Erinnerung bin ich nicht stolz –, wo ich, aufgebläht von der anthropologischen Weisheit, die ich gerade erst in Columbia erworben hatte, meinem Vater Vorträge darüber hielt, wie ungebildet der Atheismus und wie nötig es sei, die soziale Funktion der Religion zu verstehen; mein Vater, um dessen Gesundheit es bereits schlecht stand und der ebenso verblüfft über meine Fahnenflucht wie durch eine ernsthafte Diskussion überfordert war, legte sich weinend zu Bett. Ich war entsetzt über das, was ich angerichtet hatte, und ging gern auf den Vorschlag meiner Mutter ein, mich am nächsten Morgen bei ihm zu entschuldigen. Ich tat das mit Freuden, und alles war wieder gut. Diesen Fehler beging ich nicht noch einmal. Ich hatte damals gerade Freud entdeckt, der durch seine Lehre und sein Vorbild mir, dem Ungläubigen, prompt das seelische Gleichgewicht wiedergab.

Ich verkünde keine Neuigkeit, wenn ich sage, dass Menschen nicht konsequent sind. Meine Eltern kappten nicht völlig ihre Bindungen an das Judentum, mochte es ihnen auch noch so wenig bedeuten. Sie würzten ihre Unterhaltung gern mit ein paar jiddi-

schen Wörtern – *ganif, meschugge, risches* und so weiter die damals anfangen, in den deutschen Sprachgebrauch überzugehen. Ausnehmend allergisch reagierten sie allerdings auf *goy*, den abschätzigen Begriff, mit dem viele Juden die Nichtjuden bezeichnen. Sie verwiesen mir nicht ausdrücklich, diese Bezeichnung zu benutzen, aber ich muss wohl ihre Abneigung gegen ihn übernommen haben: noch heute zucke ich zusammen, wenn ich ihn höre. Gleichzeitig – und hier liegt die Inkonsequenz, an die ich denke – benutzten sie gern die Abkürzung «g.n.», die für *goyim riaches*, Plaisir eines Nichtjuden, steht, um törichte Freizeitbeschäftigungen wie Bergsteigen oder Wasserskilaufen zu charakterisieren. Die darin enthaltene Botschaft, dass Juden zu klug sind, um sich freiwillig auf solche selbstmörderischen Abenteuer einzulassen, ist allerdings ein zu dünner Pflöck, um eine jüdische Identität daran festzumachen.

Sie liessen mich beschneiden. Wieso? War es ein Rest von Identifizierung mit dem Judentum oder eine medizinische Massnahme? Warum zündete mein Vater an den Todestagen seiner Eltern eine Kerze an? Ein Anflug von fortlebender Treue gegenüber jüdischen Gepflogenheiten oder ein Ausdruck privater, weltlicher Frömmigkeit? Ich weiss es nicht; wir haben nie darüber gesprochen. Jedenfalls waren diese Gesten für meine Eltern nicht kennzeichnend. Sie waren Deutsche. Es stimmt zwar, dass mein Vater Ende der zwanziger Jahre seinen Namen in ein Adressbuch jüdischer Kaufleute in Berlin aufnehmen liess. Aber das war Geschäft.

Meine Erziehung war nicht einfach irreligiös; sie war antireligiös. Mein Vater stellte unmissverständlich und geradeheraus klar, auf welcher Seite er in der historischen Schlacht zwischen Vernunft und Unvernunft stand. Mit seiner kriegerischen Sicht auf die Vergangenheit und die Gegenwart war er ein echtes Kind der Aufklärung. Meine Mutter, weniger emphatisch als mein Vater, musste nicht gedrängt oder überredet werden, um wie ihr Mann ein ganz und gar weltlicher Mensch zu sein. Den Namen Karl Marx hörte ich zum ersten Mal, als mein Vater mit mir über einen glänzenden Denker sprach, der hundert Jahre vor mir gelebt und den klugen Satz geäussert habe, die Religion sei Opium für das Volk. Irgendwann, als mein Vater in Erinnerungen kramte, erzählte er mir, dass er mit zwölf zum Atheisten geworden war; er be-

richtete stolz, seine Stiefmutter (sein Vater, Salo Fröhlich, hatte zweimal geheiratet) habe in ihrem Testament verfügt, sie wünsche keinen Rabbi bei ihrer Beerdigung. Als mein Vater im Januar 1955 starb, nahm er den gleichen Weg: Er bat, keine religiöse Zeremonie abzuhalten; jemand sollte nur ein paar Worte sprechen. Mein Freund Harvey Potthoff, der methodistische Geistliche, den er näher kennengelernt hatte, übernahm diese Aufgabe. Sosehr mein Vater die christliche Religion von sich wies, sowenig hatte er gegen einzelne Christen etwas einzuwenden.

Boshafte Anekdoten oder die Entlarvung biblischer Passagen, bei Ungläubigen seit Jahrhunderten beliebte Strategien, spielten in meiner religiösen Erziehung eine herausragende Rolle. Wie hatte Moses nach seinem Tod den Pentateuch schreiben können? Wie schaffte es Jesus (angenommen, es gab ihn tatsächlich), zwei Tage nach seiner Hinrichtung zum Himmel aufzufahren? Aus eigener Erfahrung schöpfend, erzählte mein Vater mir gern von einem frommen Juden in Kempen, der seinen Rabbi wegen eines Huhns um Rat fragte, das er gerade gekauft hatte. War es koscher, obwohl ein Getreidekorn in seiner Gurgel steckte? Der Rabbi, der Armut des Ratsuchenden nur zu bewusst, liess das Geflügel passieren. Ein duldsamerer und weniger entschlossener Streiter hätte die Geschichte vielleicht als Beweis dafür genommen, dass zumindest einige Gottesmänner gesunden Menschenverstand hatten und das Leben über das Ritual stellten. Mein Vater hingegen sah darin nur ein weiteres Zeugnis der unheilbaren Scheinheiligkeit und ungemilderten Absurdität aller Religion.

Der Triumph der Form über den Inhalt und der Habgier über die Gottesfurcht waren die Leib- und Magenthemen meines Vaters, wenn religiöse Dinge zur Sprachen kamen. Allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz, erklärte er, scheitere die Religion, jede Religion, an der Aufgabe, die Menschen weniger grausam und moralischer zu machen. Sie liefere im Gegenteil Vorwände für Egoismus, Bigotterie, Heuchelei und das Ausleben aggressiver Regungen. Die Juden von Kempen, die mein Vater wiederholt als Beispielfälle heranzog, erschienen ihm geeignet, seine These zu belegen. Bewusst, dass ihr Glaube ihnen verbot, am Sabbat Geld in die Hand zu nehmen, sie aber nicht die Einnahmen missen wollten, die der Laden an Samstagen brachte, pflegten sie das Geld mit den Ellenbogen in die Kasse zu schieben. Mir ging damals nicht

auf, dass es sich um eine ebenso unwahrscheinliche wie tendenziöse Anekdote handelte. Diese Geschichten waren ganz nach meinem Geschmack. Als ich 1959 ein Buch über den grossen Spötter Voltaire veröffentlichte, war mein Vater schon tot. Aber ich weiss, dass die Voltaireschen Schriften ihm sehr gefallen hätten.

Um ihre Ablehnung aller Religiosität zu unterstreichen, traten meine Eltern offiziell aus der jüdischen Gemeinde aus und erklärten sich und mich für konfessionslos. So bezeichnete ich mich auch bei meinem Lehrer in der Grundschule, wenn er alljährlich zu Schulbeginn unsere Lebensdaten aufnahm. Der Schritt meiner Eltern hatte steuerliche Konsequenzen. Die Konfessionslosen in der Weimarer Republik zahlten zwar nicht weniger, aber von ihren Beiträgen zur Staatskasse ging nichts an die Kirchen oder Synagogen. (Natürlich waren nicht alle, die sich offiziell zu keiner Konfession zugehörig erklärten, Juden: Auch nichtjüdische Sozialdemokraten kappten öffentlich jene Bande, die ihnen ihre marxistische Lehre als Gängelband darstellte, das ihre Handlungsfreiheit einschränkte und sie als rationale Wesen entwürdigte.) Dergestalt befreit, scheuten meine Eltern sich nicht, einen Weihnachtsbaum aufzustellen und Ostereier zu verstecken. In ihren Augen waren beide Feste einfach säkulare Ereignisse; das christliche Drum und Dran hielten sie für oberflächliche Verbrämungen. Bei alledem lag ihnen die Absicht fern, durch Übertritt zum Christentum ihre Herkunft zu kaschieren, wie das viele Juden getan hatten. Sich taufen zu lassen brachte vielleicht soziale und berufliche Vorteile, aber für meine Eltern hätte das nichts weiter geheissen[^] als einen Aberglauben gegen einen anderen einzutauschen. Wie sich dann ja herausstellte, hätte die rassische Definition des Judentums durch die Nazis dieses Manöver ohnehin bedeutungslos gemacht.

Frömmigkeit konnte auf einem so dünnen Boden schwerlich gedeihen, wobei ich, wie bereits angedeutet, meine gottlose Verfassung nicht bedauerte. Mit einem Schuss Melodramatik entschied ich, sie mache aus mir einen freien Menschen. Aber die resolute Weigerung meiner Eltern, dem Jüdischen eine wesentliche Rolle in unserem Leben einzuräumen, führte zu Konflikten mit unseren nächsten Verwandten. Tante Hede, die Frau, die leider immer recht hatte, sah darauf, dass ihr Mann und ihre Söhne ein gewisses Mass an religiösen Bräuchen praktizierten; sie bestimmte,

in welchem Umfang und in welchen Grenzen sie das taten. Viel war es nicht; bei uns zu Hause nannten wir sie spöttisch einen Dreitage-Juden, eine in Deutschland verbreitete Bezeichnung für Juden, bei denen sich religiöse Ignoranz mit gelegentlichen, leicht verschämten Bekundungen von Anhänglichkeit an die Religion vermengten. An drei Tagen im Jahr – am ersten und zweiten Tag von Rosch-ha-Schana und an Jom Kippur – kauften sie Karten für den Gottesdienst und liessen dann das restliche Jahr über den lieben Gott einen guten Mann sein.

Tante Hede genügte es nicht, ihr Dreitage-Judentum der eigenen Familie zu verordnen; sie versuchte, diese begrenzte religiöse Bindung meinen Eltern und damit zwangsläufig auch mir aufzubürden. Da hatte sie sich bei meinem Vater verrechnet. Er liess sie wissen, dass solche Dinge nur uns selbst etwas angingen. Sein entschiedenes Auftreten entsprang nicht bloss dem Familienstolz oder dem Bemühen zu verhindern, dass meine Mutter von ihrer Schwester herumgeschubst wurde; es war auch eine Sache des Prinzips. Für ihn stand fest, wie er mich mehrfach wissen liess, dass sich zivilisierte Menschen nicht in die Kindererziehung anderer einmischen.

Wir liessen uns also zwar von Tante Hede nicht unter Druck setzen, aber sie brachte mich in einer anderen Hinsicht in Verlegenheit: Sie erkor mich als Vorbild für meinen Vetter Edgar und befand, er sei gut beraten, mir nachzueifern. Hanns, ihr Erstgeborener, brauchte kein Vorbild. Ihre Schwäche für ihn, die Art, wie sie ihn Edgar vorzog, fand ich schwer erträglich. Hanns konnte nichts falsch, Edgar nichts recht machen. Wie ungerecht und kontraproduktiv diese Behandlung war, war mir schon damals klar; jeder begriff das, ausser Tante Hede. Dass sich Edgar, der nette, liebenswerte, von seiner Mutter ungeliebte Junge, dem offener Groll fremd war, in seinen Fünfzigern dann mehr oder minder zu Tode frass, hätte man damals fast voraussehen können. Ein bisschen naiv, wie er gelegentlich war, mit einem Hang zu Indiskretion und zu Scherzen, die nur wenige amüsierten, schnitt Edgar in der Schule schlechter ab, als seiner Intelligenz eigentlich entsprach. Das alles machte mich, den guten Schüler und braven Buben, zu einem wandelnden Vorwurf für ihn.

Trotz ihrer Autorität aber gelang es Tante Hede nicht nur nicht, die religiöse Einstellung meiner Eltern umzumodeln, sie schaffte

es nicht einmal bei ihren eigenen Söhnen. Eine denkwürdige Episode brachte das ans Licht. Ich war ein glühender Anhänger von Hertha BSC, der besten Fussballmannschaft Berlins, für die sich auch Hanns begeisterte. Edgar drückte dem einzigen ernstzunehmenden Lokalrivalen von Hertha, Tennis Borussia, die Daumen, was uns Anlass zu etlichen erquicklichen Wortgefechten bot. Sobald ich selbständig mit Bus und U-Bahn fahren konnte, erlaubten mir meine Eltern, wichtige Herthaspiele allein zu besuchen. Da es mir nicht schwerfiel, zu beweisen, dass jedes Heimspiel meiner Mannschaft wichtig war, hielt ich mich jeden zweiten Sonntag im Herthastadion auf. Irgendwann – es war wohl im Jahr 1935 – fiel ein hoher jüdischer Festtag auf einen Sonntag, an dem Hertha ein Heimspiel austrug – ein wichtiges, versteht sich. Für meine Eltern stand ausser Frage, dass ich bei dem Spiel zuschauen würde.

Meine Vettern indes waren weniger gut dran: Die Karten für die Feier in der Synagoge waren gekauft, und dass Hanns und Edgar daran teilzunehmen hatten, war ausgemacht. Sie aber wünschten nichts sehnlicher, als sich mir anzuschliessen. Gemeinsam arbeiteten wir einen todsicheren Plan aus: Sie würden in die Synagoge gehen, sich ihre Karten abstempeln lassen, dann mit gespielter Schrecken erklären, sie hätten ihre Gebetsbücher vergessen, und von dort zum Stadion sausen. Ich weiss nicht mehr, wer das Spiel gewann, nicht einmal, wer der Gegner war, aber an den unangenehmen Ausgang der Geschichte erinnere ich mich gut. Edgar konnte nicht dichthalten und verriet am Abend zu Hause ihren Streich. Glücklicherweise war ich nicht Zeuge der Szene, aber ich kann mir die rhetorischen Ausbrüche und bedeutungslosen Drohungen lebhaft vorstellen wie auch Tante Hedes Überzeugung, dass der Schurke in dem Stück Edgar hiess.

Eine zweite, ernstere Episode vermittelt einen Eindruck von der Vernünftigkeit, die bei uns zu Hause gepflegt wurde. Da ich ziemlich unbeholfen und unsportlich war, wollten mir meine Eltern Anfang 1934 ein bisschen Gesellschaft und Gelegenheit zu körperlichen Übungen verschaffen und meldeten mich deshalb in einem Verein an, bei dem es sich um eine Art jüdische Pfadfinderorganisation handelte. Sie trug den Namen Ringbund; ihr Wahrzeichen war ein Wimpel mit eingepprägtem Ring. Wie ich viele Jahre später herausfand, war dies eine Nachahmung des Symbols, das

Juden im Mittelalter als Erkennungszeichen tragen mussten. Unter normalen Umständen hätten meine Eltern nicht den Ringbund für mich ausgewählt, aber die Umstände waren nicht normal. Wir trugen graue Hemden und graue, schwarz gerandete Halstücher, und jedermann musste uns für richtige wetterharte Burschen halten; von der Hitlerjugend mit ihrem grossspurigen, militaristischen Auftreten unterschieden wir uns allerdings nachdrücklich. Wir vom Ringbund machten Wanderungen; manchmal verbrachten wir auch die Nächte draussen. Ich muss zu Protokoll geben, dass die Zelte, die wir aufstellten, dazu neigten, über uns zusammenzustürzen.

Dann, im Jahre 1935, als ich zwölf war, versuchte der Anführer der Schar mich zu überreden, das Bar-Mizwa mitzumachen. Mein Vetter Hanns hatte sich der Zeremonie unterzogen, ich war aus heute unklaren Gründen nicht dabeigewesen. Der Gedanke konnte mich nicht begeistern; meine Eltern und ich hatten solch einen Schritt nie in Erwägung gezogen. Die Aussicht, Gebete zu sprechen, die ich nicht verstand oder an die ich nicht glaubte, und in einer so abergläubischen Atmosphäre zum Mann zu werden, beunruhigte mich. Ich machte Ahnungslosigkeit, Gleichgültigkeit, ja sogar Ablehnung geltend: die jüdische Religion bedeute mir nichts. Der gewitzte Anführer, der ganze achtzehn Jahre alt gewesen sein dürfte, hielt mir ein weltliches Argument entgegen: Für Juden seien das harte Zeiten. In den zwei Jahren, die sie an der Macht seien, hätten die Nazis alles Erdenkliche getan, uns zu diffamieren, aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen und, soweit möglich, aus dem Land zu treiben. Ich müsse meine Solidarität mit verfolgten Menschen bekunden; sich durch ein Bar-Mizwa zur jüdischen Gemeinschaft zu bekennen, sei eine Tat des guten Willens, die in diesen Zeiten dringend nottue.

Zu meiner Überraschung fand ich seine Argumente überzeugend und bat meine Eltern, mich die Vorbereitungen für ein Bar-Mizwa treffen zu lassen. Ich verblüffte sie einigermaßen, aber sie erholten sich rasch wieder und verfielen wie selbstverständlich in das liberale, rationalistische Denkmuster, mit dem wir drei nach ihrer Ansicht – und auch nach meiner – bislang so gute Erfahrungen gemacht hatten. Sie äusserten keine Bestürzung; vielmehr erklärten sie mir, wenn ich wirklich ein Bar-Mizwa wolle, dann würden sie mich darin unterstützen. Falls ich aber nur auf die Ge-

schenke scharf sei, würden sie dafür sorgen, dass ich an meinem dreizehnten Geburtstag besonders gut wegkäme.

Das war wieder ein Beispiel für die Neigung meiner Eltern, mich als Erwachsenen zu behandeln. Hätten sie nicht besser daran getan, mir die Bürde der Entscheidung abzunehmen und entrüstet zu erklären: «Kein Kind von mir unterzieht sich dieser Prozedur!» Ihre Art, die Sache zu handhaben, überraschte mich nicht im mindesten und war mir zu dieser Zeit überaus lieb. Nachdenklich wurde ich erst später. Damals erwog ich gründlich die Alternativen, und der Atheist siegte. Kein Bar-Mizwa für mich, stattdessen aber, wie versprochen, besonders reiche Geschenke; ein paar wertvolle Briefmarken, einige langersehnte Bücher. Wenn ich mir aus heutiger Sicht mein kleines Privatdrama vor dem Hintergrund der Bedrohungen, die sich um uns zusammenballten, vergegenwärtige, wirkt es trivial, fast albern. Aber es lohnt sich immer wieder, daran zu erinnern, dass wir, die im Strudel historischer Umwälzungen gefangenen deutschen Juden, unseren Alltag zu leben hatten; wir mussten nach guten Noten in der Schule streben, zum Zahnarzt gehen, Gemüse fürs Mittagessen kaufen, Freunde besuchen – und dazu mussten wir uns noch sorgenvoll fragen, was die Nazis mit uns vorhatten, und uns Gedanken darüber machen, in welchem Masse wir jüdisch waren. In diesem letzten Punkt aber blieben wir drei, abgesehen von dem kurzen Schwanken, das ich geschildert habe, unbeirrbar. In einer Zeit, in der immer mehr jüdische Familien ihre Kinder in jüdischen Schulen anmeldeten, frei von antisemitischen Kränkungen, dachten meine Eltern an nichts dergleichen, und ich drängte sie nie dazu. Gab es schliesslich nicht eine Reihe von ziemlich überzeugenden Hinweisen darauf – ich spreche von den ersten Jahren der Naziherrschaft –, dass die Zukunft vielleicht nicht ganz so finster werden würde, wie manche Kassandras unkten?

Viertes Kapitel

Widersprüchliche Signale

Natur und Eltern hatten mich für die Gefahren des Alltagslebens unter dem Naziregime offenbar gut präpariert. Ich hatte blaue Augen und eine gerade Nase, braunes Haar und regelmässige Gesichtszüge – kurz, genau wie meine Eltern «sah ich nicht jüdisch» aus. Damals hatte ich eine sonderbare Zwangsvorstellung: Wenn ich mich im Spiegel betrachtete, fand ich, mein Äusseres sei just so, wie es zu sein habe, während andere, wie etwa mein etwas pummeliger Vetter Edgar mit seinem Lockenkopf, der von mir gesetzten Norm nicht gerecht wurden – ein Fall von kindlichem Narzissmus, der womöglich (ich schäme mich bei dem blossen Gedanken) von der offiziellen Propaganda zehrte, von ihrer aufdringlichen Werbung für teutonisches Aussehen, das die Nazi-Ideologie zum Ideal erhoben hatte. Ich sah doch so deutsch aus wie nur irgendeiner. Überdies schien meine Erziehung fast darauf angelegt, mich vor besonderer Aufmerksamkeit zu bewahren, gleichgültig ob auf der Strasse, im Kaufhaus oder im Fussballstadion. Ich war ruhig, höflich und fiel nicht weiter auf.

Auch innerlich war ich gerüstet, obwohl ich das damals natürlich nicht wusste. Da ich gelernt hatte, meinen Zorn aus dem Bewusstsein zu verbannen oder wenigstens in Zaum zu halten, drängte es mich nicht, beim Anblick flatternder schwarz-weiss-roter Hakenkreuzfahnen oder beim widerlichen Auftritt der Braunhemden, die durch Berlins Strassen zogen, als gehörten sie ihnen (was nach dem 30. Januar 1933 ja wirklich der Fall war), unerwünschte Bemerkungen zu machen oder auch nur Grimassen zu schneiden. Derlei Szenen musste ich fast täglich mit ansehen: Die Nazis verstanden sich auf die Inszenierung der Politik. Sogar die altehrwürdigen Linden, die an Berlins Prachtstrasse Unter den Linden standen, rissen sie heraus, um mehr Platz für Fahnen und uniformierte Marschkolonnen zu schaffen. Ich war gut trainiert, keine Reaktion zu zeigen, keine Bemerkung zu machen. Nicht,

dass ich versuchte, unauffällig zu bleiben; ich war zur Unauffälligkeit geboren.

In meinem Gedächtnis ist der Beginn des Dritten Reiches eine Leerstelle – ein eklatantes Beispiel für die Arbeit der Verdrängung. Meine Eltern und Verwandten müssen ja täglich – und mit Sorge – über den Griff der Nazis nach der Macht gesprochen haben; die Zeitungen waren zweifellos voll davon. Meine erste sichere Erinnerung aus jener Zeit stammt vom 28. Februar, als Hitlers Ernennung zum Reichskanzler bereits vier Wochen zurücklag: ein grosses Foto, das Rauchschwaden über dem Dach des Reichstags zeigte. Der riesige, aus dem späten 19. Jahrhundert stammende Gebäudekomplex war am Vortag in Brand gesteckt worden. Ein junger, nicht besonders gescheiter holländischer Kommunist namens Marinus van der Lubbe wurde prompt verhaftet und gestand, den Anschlag ohne Mithilfe anderer verübt zu haben.

Die Sache war unglaublich. Jahre später, bei meiner Arbeit über die Geschichte der Weimarer Republik und deren erbärmliches Ende, las ich in dem vielzitierten Tagebuch des Ästheten, Kunstmäzens und entschiedenen Nazigegners Harry Graf Kessler: «Dieser etwa Zwanzigjährige soll an mehr als dreissig Stellen im Reichstag Brandmaterial verteilt und angesteckt haben, ohne dass seine Anwesenheit oder Tätigkeit oder die Hereinschaffung dieses massenhaften Materials von irgend jemandem bemerkt worden sei.» Kessler glaubte die von der kontrollierten Presse verbreitete Geschichte nicht, meine Eltern auch nicht: Bestimmt hatte Göring den Brand aus politischen Gründen selber legen lassen, um seinen verbrecherischen Kumpanen einen guten Vorwand zu verschaffen, die noch verbliebene Opposition zu terrorisieren. Sie sprachen, als ob sie es wüssten, von einem geheimen Tunnel, der zum Kellergeschoss des Reichstags führte und durch den die Brandstifter alles herangeschafft hätten, was sie für diesen, ihnen willkommenen Anschlag brauchten.

Mit typischer Eile und brutaler Effizienz sicherten die Nazis ihren Griff nach der Macht, indem sie Schmeichelworte mit Lügen, Drohungen und Gewalt ergänzten. Der Reichstagsbrand verschaffte ihnen scheinbar gute Gründe, um ein Notstandsgesetz durchzudrücken, und Journalisten, Politiker und Bürger, die als unsichere Kantonisten galten, zusammenschlagen, Oppositions-

führer verhaften zu lassen, Intellektuelle ins Exil zu treiben und die Öffentlichkeit mit Hilfe einer Propagandamaschinerie von völlig neuen Ausmassen zu mobilisieren. Angesichts dieser aus Verführung und brutaler Gewalt gemischten Politik, mit der jede unabhängige Meinungsäusserung ausgeschaltet wurde, waren die Reichstagswahlen vom 5. März kaum der Triumph, zu dem die Sprecher des Regimes sie erklärten: Die NSDAP erhielt knapp 44 Prozent der Stimmen. Wären es freie Wahlen gewesen, hätte ihr Anteil deutlich niedriger gelegen. Aufzuhalten waren die Nazis aber dadurch nicht; am 23. März verabschiedete der Reichstag ein Ermächtigungsgesetz, mit dem er seine eigene gesetzgebende Gewalt faktisch auf das Hitlerregime übertrug.

Dass die Juden dem Blick der neuen deutschen Machthaber entgehen würden, war kaum zu erwarten. Schon am 1. April inszenierten sie einen landesweiten Boykott jüdischer Geschäfte, Anwaltskanzleien und Arztpraxen. Braunhemden und schwarzgekleidete SS-Männer, die an strategisch wichtigen Punkten postiert waren, «warnten» mögliche Kunden und Klienten davor, zu Juden – statt zu Deutschen – zu gehen. An Hausmauern und Litfasssäulen verkündeten riesige Plakate: «Die Juden aller Welt wollen Deutschland vernichten! Deutsches Volk! Wehr dich! Kauf nicht beim Juden!» In Berlin war diese «Aktion» zwar kein grosser Erfolg. Aber was körperliche Bedrohung und flammende Aufrufe nicht vermochten, erledigten gehorsame Institutionen mit Leichtigkeit.

In aller Eile schlossen die Berufsverbände der Schriftsteller und Journalisten ihre «nichtarischen» Mitglieder aus, während Orchester und Theater Dirigenten, Leiter und ausübende Künstler entliessen, weil sie angeblich rassistisch ungeeignet oder politisch anrüchig waren. Wenig später waren auch die jüdischen Professoren an der Reihe, und im Bankwesen sowie in Handel und Industrie wurden leitende jüdische Angestellte vorzeitig pensioniert. Am 7. April wurde ein allgemeines Gesetz für den Öffentlichen Dienst verabschiedet, das die Entlassung jüdischer Beamter anordnete. Der Exodus war in vollem Gange. Für die wenigen, die, wie Franz Neumann, Glück hatten, wurde die Flucht in die Freiheit einfach zum Muss. Andere, die weniger gut gerüstet waren – wie zum Beispiel mein Vater, der keine Fremdsprachen- oder sonstige transportable Fachkenntnisse vorzuweisen hatte befanden sich

in einer unklaren Lage mit äusserst zweifelhaften Aussichten. Zusätzlich kompliziert wurden sie durch die widersprüchlichen Signale, die alles waren, woran wir uns halten konnten.

Meine Zulassung zum Gymnasium und meine Jahre dort sind ein Beleg dafür, wie diese Signale gewirkt haben. Im Frühjahr 1933 fiel das Neue in der grossen Welt mit dem Neuen in meiner kleinen Privatwelt zusammen. Vier Grundschuljahre hatte ich erfolgreich abgeschlossen, und anders als die Arbeiterkinder, die noch vier Jahre an ihrer Schule blieben, wo der Unterricht nichts kostete, ging ich nun zusammen mit weiteren Bürgersöhnen in die höhere Schulbildung, für die meine Eltern monatlich zwanzig Mark aufbringen mussten. Im Deutschland meiner Kindheit gab es verschiedene Gymnasialtypen: Sie reichten von den humanistischen Gymnasien, in denen Griechisch auf dem Lehrplan stand, bis zu den moderneren Realgymnasien, die auf nichtakademische Berufe vorbereiteten. Die Goethe-Realschule, auf die ich zusteuerte, gehörte zur letzteren Gruppe: Die zehnjährigen Schüler begannen dort mit Französisch und konnten zwei Jahre später zwischen zwei Zweigen wählen, von denen der eine Latein, der andere Englisch anbot. Diese Schule war zwar relativ fortschrittlich, aber doch traditionsgebunden genug, um die Klassenstufen noch mit lateinischen Ordnungszahlen zu bezeichnen, von denen einige etwas eigenartig mit deutschen Präfixen gekoppelt wurden: Sexta, Quinta, Quarta, Untertertia, Obertertia und so fort.

Während der Weimarer Republik wäre meine Einschulung am Gymnasium eine Selbstverständlichkeit und allein durch die soziale Klasse meiner Eltern und meine Zensuren gesichert gewesen. Jetzt aber war auf Grund einer frisch verkündeten Massnahme die Zahl der Zulassungen von jüdischen Knaben streng begrenzt. Ihr prozentualer Anteil durfte nicht höher liegen als der Anteil der Juden an der Berliner Bevölkerung – bei 150'000 auf vier Millionen unter vier Prozent. Von einer solchen Quote war ich jedoch durch einen besonderen Umstand ausgenommen: Mein Vater war im Ersten Weltkrieg verwundet worden, und Kriegsverletzungen galten in Deutschland als etwas sehr Ehrendolles und verliehen dem Veteranen einen bestimmten Status. Im Jahr 1915 hatten ihn Kugeln in die rechte Hand und den rechten Oberarm getroffen; die Narben, kleine blasse Rosetten, waren noch sichtbar. Wegen dieser Verwundung konnte mein Vater den Arm nicht ganz stre-

cken; behindert war er dadurch allerdings kaum, und Mitte der 30er Jahre wurde er sogar noch ein Kegelchampion. Doch schon diese relativ geringe Behinderung brachte ihm das Eisener Kreuz Zweiter Klasse ein und verschaffte ihm Privilegien – mit einer Bahnkarte zweiter Klasse in der ersten Klasse zu fahren – und eine monatliche Rente. Nun, im März 1933, verhalf sie seinem Sohn zu einem sicheren Platz im Gymnasium seiner Wahl.

Mein Vater hatte, wie die meisten Deutschen, Anfang August 1914 den Krieg mit patriotischem Enthusiasmus begrüsst, wurde aber bald zum Pazifisten. Ich fragte ihn einmal, wann er das Lager gewechselt habe, und er erwiderte: «Im September 1914, als ich meine erste Leiche sah.» Hinzufügen muss ich, dass er diese pazifistischen Ideale im September 1939, als Grossbritannien und Frankreich den Achsenmächten den Krieg erklärten, wieder über Bord warf. Später, nach Pearl Harbor, spendierte er mit sichtlicher Genugtuung seine deutsche Kriegsmedaille der Altmctallsammlung für den amerikanischen Krieg. Wegen dieser Spende erschien sein Bild in den Zeitungen von Denver.

Drei Jahre lang – bis wir 1936 umzogen und etwa fünfzehn Minuten weiter entfernt wohnten – hatte ich von der Schweidnitzerstrasse 5 einen Fünf-Minuten-Weg zu dem grossen Gebäude, das für die nächsten neun Jahre meine Schule sein sollte. Ein Foto von einem Klassenausflug im dritten Gymnasialjahr zeigt einundzwanzig Schüler und in der Mitte unseren Lateinlehrer Dr. Rose, kahlköpfig, bebrillt, korpulent, in einem altmodischen Anzug mit Weste, Stehkragen und schmaler Krawatte. Rose, ein Lehrer der alten Schule und weder Zuchtmeister noch Antisemit, verkörperte den besten Teil meiner Gymnasialzeit. Er war mit der Goethe-Realschule alt geworden, hatte dort seit ihrer Gründung im Jahr 1907 unterrichtet und rettete etwas von der anständigeren Seite des Wilhelminischen Kaiserreiches in die Nachkriegs- und sogar die Nazizeit hinüber.

Auf diesem Foto erkenne ich meinen immer lächelnden Vetter Edgar und mindestens einen weiteren jüdischen Schüler namens Landsberg, der, soweit ich erinnere, nicht besonders helle war. Von den anderen Klassenkameraden sind mir vor allem zwei präsent: Rutkowsky, der mit seinem kantigen Gesicht und seiner platten Boxernase wie ein prügelfreudiger Arbeiterjunge aussieht (obgleich



Abb. 6: Für mein Empfinden ein ausserordentliches Foto von 1935. Ein Gruppenbild meiner Gymnasialklasse, in der Mitte unser Lateinlehrer, Dr. Rose. Mein Vetter Edgar mit seinem gewohnten Lächeln ist der dritte von links in der oberen Reihe. Ich bin der zweite von rechts in derselben Reihe; Hans Schmidt, schon damals ein unerträglicher Hitlerjunge, lehnt sich zwanglos, freundschaftlich auf meine Schulter. Bilder lügen eben doch!

er mich nie verprügelt hat), sowie der flachsblonde Hans Schmidt, der kameradschaftlich den Arm auf meine Schulter stützt. Wie Fotos doch lügen. Mögen seine Gebeine in russischer Erde verfaulen!

Hans Schmidt hatte etwas richtig Abstossendes, und deshalb verdient er hier seine fünfzehn Sekunden Ruhm. Er war nicht weniger unsportlich als ich und dabei ängstlicher. Für mich bedeuteten die Pflichtübungen im Sportunterricht eine Qual; nie sprang ich ohne ein Gefühl der Panik über das lederbezogene hölzerne Pferd, und Hans Schmidt, möchte ich meinen, erging es nicht anders. Aber während meine Ängstlichkeit niemandem wehtat, hatte Schmidt einen Hang zur Heimtücke; er suchte zu kränken, ohne die Verantwortung zu übernehmen. Bei den wenigen Malen, wo es unter meinen Klassenkameraden zu antisemitischen Äusserungen kam, war er der Hauptanstifter; er drängte an-

dere, die schmutzige Arbeit für ihn zu tun, allerdings – wenn mich meine Erinnerung nicht trügt – oft ohne Erfolg.

Ich weiss noch, wie ich ihm im ersten Gymnasialjahr über den Weg lief, als ich mit meinen Eltern die Paulsborner Strasse hinunterging, die uns zur anderen Familie Fröhlich in der Pariser Strasse führte; er blieb stehen und unterhielt sich höflich und respektvoll mit uns. Aber kaum hatte er sich der Hitlerjugend angeschlossen, was er sehr bald tat, protzte er mit seiner Uniform und wurde ein kleiner Nazi, der nichts mehr für mich übrig hatte. Im Unterricht blieb er ohne Konkurrenten – dafür sorgte ich. Immer war er der Beste, der Primus, obwohl ich überzeugt war, dass ich gescheiter sei; ich hielt mich einfach aus Vorsicht zurück und schaffte es, Zweitbester zu bleiben. Ich glaube nicht, dass ich mir diese Strategie jemals ausdrücklich klargemacht habe; dieser Selbstschutz wurde mir zur zweiten Natur.

Der Druck, der am Goethe-Gymnasium auf die jüdischen Schüler ausgeübt wurde, blieb selektiv: Soweit ich mich erinnern kann, bin ich nie ausgelacht, belästigt oder angegriffen worden, nicht einmal hinterlistig. Mein Vetter Edgar dagegen wurde mehrfach zum Opfer, man drohte, ihn vor einen ausliegenden *Stürmer* zu zerren und zum Vorlesen zu zwingen. Der *Stürmer* – muss ich das erwähnen? – war das von Julius Streicher herausgegebene, obszön antisemitische Wochenblatt, dessen Artikel und Karikaturen ein primitives Zerrbild der Juden zeichnen: Sie hatten abstossendes Kraushaar, groteske Hakennasen, böse Augen und dicke, sinnliche Lippen, waren ständig damit beschäftigt, alle Welt zu betrügen, verschworen sich mit den Feinden des Dritten Reiches und blickten, noch schlimmer, lüstern den blonden, oft halbnackten arischen Frauen nach. Ich glaube nicht, dass Edgar diese Quälerei tatsächlich hat durchstehen müssen, aber er hatte allen Grund, sich an der Schule nicht wohl in seiner Haut zu fühlen. Mir ist es ein Trost, mich zu erinnern, dass Streicher in den Nürnberger Prozessen verurteilt und gehängt wurde – er ist der Hauptgrund, warum meine Opposition gegen die Todesstrafe immer etwas halbherzig gewesen ist.

An meiner Schule herrschte ein für eine Institution der NS-Zeit auffallend nüchternes, fast unpolitisches Klima. Ihr autoritärer Stil schien seiner ganzen Art nach weniger eine Verbeugung vor

dem Hitlerreich als eine Hinterlassenschaft früherer Zeiten zu sein. Wir saßen in ordentlichen Reihen, jeder in der ihm zugewiesenen Schulbank, die ebenso am Boden festgeschraubt war wie das Pult. Wir kannten unseren Platz und blieben buchstäblich unbeweglich, was man als Symbol für Stabilität oder aber – und sicherlich zutreffender – für Rigidität interpretieren kann. Die Pulte waren alle gleich, obenauf lag eine schräge Platte, die man aufklappen konnte und unter der sich ein Fach für Bücher und Hefte befand. Wenn der Lehrer den Raum betrat, standen wir auf und bezeugten einen Respekt, den wir nicht immer empfanden. Wer aufgefordert wurde, etwas vorzutragen, wand sich aus dem engen Sitzplatz heraus, ging nach vorn und stand dann unterhalb des Lehrers, dessen Pult auf einem Podest thronte.

In meiner Schule herrschte meist ein humorloser Ton, obgleich uns die Lehrer nicht terrorisierten. Dass wir jeden Augenblick des Sich-gehen-lassens aber überschwenglich begrüßten, zeigt, wie beträchtlich der Druck meistens war. Ich weiß noch, dass eines Tages ein junger Vertretungslehrer unsere Klasse übernahm; sichtlich nervös ob seiner Aufgabe, war er das ideale Opfer. Mit der Grausamkeit der Jugend spürten wir seine Schwäche, fingen an umherzutoben, brüllten wie die Verrückten, warfen klitschnasse Schwämme durch die Klasse und nutzten die seltene und daher um so willkommenere Gelegenheit, einmal alle Hemmungen fallenzulassen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ein jüdischer Schüler am Goethe-Gymnasium jemals so mitleidlos traktiert worden wäre wie dieser junge Lehrer.

Auch einen anderen Augenblick des Sich-gehen-lassens habe ich nicht vergessen, zweifellos eine lächerliche Kleinigkeit, die aber von der Atmosphäre zeugt, die ich einzufangen suche. Im vierten Gymnasialjahr, also in der Untertertia, hob ein Schüler während des Unterrichts immer wieder die Hand und bat um Erlaubnis, zur Toilette zu gehen. Als der Lehrer einwandte, er habe das doch kurz zuvor schon gemacht, erwiderte der Schüler halb entschuldigend, halb prahlend kurz und knapp: «Sextanerblase.» Diese lakonische Antwort, ein gutes Beispiel für Berliner Humor, wie er leibt und lacht, kam uns allen unglaublich komisch vor – was beweist, dass Humor selten auf unserem Speiseplan stand.

Dieses ruhige Klima der Schule erwies sich als Segen für die jüdischen Schüler. Wenn wir überhaupt ausgesondert wurden,

dann höchstens bei herausragenden, festlichen Anlässen, bei denen die Schüler in die Aula gerufen wurden, um sich eine Rundfunkrede des Führers zu Gemüte zu führen. Im Jahr 1935 zum Beispiel stimmten die Bewohner des Saargebiets, das seit dem Ersten Weltkrieg unter Völkerbundverwaltung stand, für die Rückkehr ins Vaterland. Die darauf folgende Feierstunde durften wir jüdischen Schüler nicht mit den anderen zusammen besuchen. Wir wurden auch nie gezwungen, das Horst-Wessel-Lied oder andere Nazihymnen zu singen. Viele Jahre später ereiferte sich eine amerikanische Interviewerin darüber, dass meine Eltern es nicht fertiggebracht hätten, mich auf eine jüdische Schule zu schicken, und wollte wissen, wie mir zumute war, als ich den schauerlichen Vers «wenn jüdisch' Blut vom Messer spritzt» mitsingen musste. Ich konnte ihr nur erwidern, dass ich dieses Lied während meiner Schuljahre am Goethe-Gymnasium nicht einmal gehört hatte, geschweige denn gezwungen gewesen wäre, es zu singen. Im Grossen und Ganzen waren unsere Lehrer frei von politischem Eiferertum und hatten es nicht darauf abgesehen, ihren jüdischen Schülern das Leben schwerer zu machen als den nicht-jüdischen.

Zur antisemitischen Minderheit gehörte ein für seinen Sarkasmus bekannter Geschichtslehrer, der gelegentlich bissige Bemerkungen über die Juden fallen liess, sich schlimmere Äusserungen allerdings verkneifen konnte. Zumindest ein einziges Mal muss er wohl begriffen haben, dass seine dogmatischen Ausfälle in den ohnehin schon wirren Köpfen seiner Schüler zu miserablen Geschichtskennntnissen führten. Unser Wochenthema war die Reformation, und er fragte einen der zwei oder drei katholischen Schüler, der aus ärmeren Verhältnissen stammte als wir anderen und etwas schwer von Begriff war: «Wer hat dem Papsttum im 16. Jahrhundert soviel Ärger bereitet?» Verzweifelt kramte der Junge im Kopf nach einer Antwort, kam nicht auf Martin Luther und wagte schliesslich eine Gegenfrage: «Die Juden?» Wir brachen in brüllendes Gelächter aus, auch der Lehrer, der ja für diesen Streich eigentlich verantwortlich war.

Ein zweiter Lehrer verlor, soweit ich mich erinnere, nur einmal die Kontrolle. Er sollte uns Französisch beibringen, tat allerdings kaum mehr, als uns mit einer Unmenge vereinzelter unregelmässiger Verben und linguistischer Spitzfindigkeiten den Kopf vollzu-

stopfen. Er hatte Landsberg gebeten, einen Passus zu übersetzen, in dem das Wort *pluie* vorkam, und Landsberg übersetzte es mit «Wolkenbruch». Zugegeben, für «Regen» ist das ein starkes Wort, aber zu meiner Bestürzung reagierte unser Lehrer selbst mit einem Wolkenbruch: «Die Juden müssen immer übertreiben!» schrie er. Das war neu für mich, und ich fand den Vorwurf beunruhigend. Gehörte die Übertreibung zu jenen Fehlern der Juden, die der Nazistaat beständig anprangerte? Oder war dies nur eine von ihren vielen Lügen, vor denen mein Vater mich gewarnt hatte? Ich weiss nicht, ob ich einem zufälligen Ausbruch zuviel Bedeutung beimesse, aber ich habe mich manchmal gefragt, ob meine unermüdliche Suche nach Genauigkeit beim Schreiben von Texten ihre Triebkraft teilweise aus diesem Vorfall bezieht. Ich konnte und kann es nicht beantworten, doch der «Wolkenbruch» ist mir in Erinnerung geblieben.

Die Frage bleibt: War mein Gymnasium überhaupt typisch für die Schulen im Dritten Reich? Die Erinnerungen anderer Betroffener wecken Zweifel daran. Stellvertretend für viele sei hier Ernest G. Heppner zitiert, der ein Gymnasium in Breslau besuchte und überlebt hat, weil er nach Shanghai emigrierte: «Die einsetzende Isolierung der jüdischen Bevölkerung traf die Schulkinder am härtesten. Mit jedem Schultag wurde der antisemitische Druck spürbarer, als nach und nach auch die Lehrer anfangen, sich an den verbalen und manchmal sogar tätlichen Angriffen auf jüdische Schüler zu beteiligen. In allen Fächern und Lehrmitteln hielt die Nazi-propaganda Einzug. Als besonders scheusslich empfand ich die Rassenlehre und die ständige Sprache über ‚Fremdkörper‘ und rassisch minderwertige Schüler.» (*Fluchtort Shanghai. Erinnerungen 1938-1948*, Bonn 1998, S. 65) Und doch kann ich nur von meiner eigenen Vergangenheit berichten, auch wenn – besonders wenn – sie den verbreiteten Klischees über Deutsche widerspricht. Meine Jahre im Goethe-Gymnasium zeugen davon, dass in Nazideutschland noch Nischen des Anstands weiterbestanden, ja dass es versteckten Widerstand gab. Gerade das aber erschwerte uns die Einschätzung, womit wir in Zukunft zu rechnen hätten.

Natürlich will ich keineswegs behaupten, das Goethe-Gymnasium sei von der nationalsozialistischen Seuche völlig verschont geblieben – das war wohl kaum möglich. Ich selbst habe dort ein Beispiel einer antisemitischen Lüge erlebt, wie sie überall im Land

gang und gäbe war und die in den Flüchtlingsüberlieferungen immer wieder auftaucht. Dieses Beispiel wirkt fast wie eine archetypische Fiktion, ein Beispiel für die allgegenwärtige Nazi-Verlogenheit und -Unmenschlichkeit; aber es ist nicht weniger als wahr. Zweimal pro Woche hatten wir Musikunterricht, der im Wesentlichen aus Singen bestand. Noch heute sehe ich die Seite unseres Liederbuches vor mir, auf der die «Lorelei» stand, das berühmte Kunstlied nach einem Gedicht von Heinrich Heine. Da das Buch sichtlich nach dem Januar 1933 überarbeitet worden war, gab es den Autor als «unbekannt» an. Im Dritten Reich war Heine zur Unperson geworden. Hundert Jahre vor Hitler hatte er geschrieben, in einem Land, wo man Bücher verbrenne, werde man am Ende auch Menschen verbrennen. Er konnte nicht wissen, dass seine schauerliche, scheinbar groteske Prophezeiung einmal wahr werden würde. Wie viele von uns – und auch von den Nazis – ahnten Mitte der dreissiger Jahre, dass die Juden auf noch verhängnisvollere Weise zu Unpersonen werden würden?

Natürlich bestand das Leben nicht nur aus Schule. Viel Zeit verbrachte ich mit ausserschulischen Aktivitäten. Häufig hörte ich – als willkommene Unterbrechung meines Schüleralltags – Rundfunkreportagen von Autorennen und Leichtathletik-Wettkämpfen. Ausserdem entdeckte ich damals die grossen Berliner Museen. Besonders geliebt habe ich das Pergamon-Museum mit seinen imposanten Rekonstruktionen: einem grossartigen römischen Tempel und einer Strasse aus dem alten Babylon. Auf meine eigene, kindliche, nicht besonders sachkundige Weise «adoptierte» ich auch manche Gemälde, hauptsächlich holländische Werke aus dem 17. Jahrhundert, wiederum mit deutlichen Vorlieben, an deren Spitze Rembrandts *Mann mit dem Goldhelm* stand. Ich war fest überzeugt, dass diese Darstellung eines grüblerischen, kräftigen alten Mannes, der einen meisterhaft gemalten Helm auf dem Kopf trägt, das grossartigste Bild aller Zeiten sein müsse! Als der Juwel viele Jahre später degradiert wurde, weil er kein Rembrandt war, hat das meine Liebe nicht gemindert.

Daneben hiess es – muss ich das überhaupt sagen? – lesen und noch mal lesen. Irgendwann um das Jahr 1934 war ich auf die Berliner *bouquinistes* gestossen, Buchverkäufer, die ihre Ware auf grossen offenen Karren feilboten. Die Titel, die ich besonders

mochte, waren allesamt nicht länger als zwei oder drei Druckbögen – also 64 oder 96 Seiten. Das Beste an diesem Strassenhandel war, dass man das Gekaufte zurückbringen und eine weitere Detektiv- oder Abenteuergeschichte gegen eine kleine Summe erstehen konnte. Vom fünften Geburtstag an bekam ich Taschengeld; davon kaufte ich zwar auch Geburtstagsgeschenke für meine Eltern, gab das meiste aber für diese Literatur aus.

An die Handlung dieser regelmässig gekauften billigen Büchlein kann ich mich heute nicht mehr erinnern, aber sie müssen wohl alle nach einem Muster gestrickt gewesen sein. Ich weiss noch, dass ich vernarrt war in eine endlose Krimiserie mit einem Detektiv namens John Kling – natürlich ein Amerikaner. Das entsprach meinen damaligen Sehnsüchten; die Vereinigten Staaten lagen mir sehr am Herzen. Wie schon erwähnt, kamen unsere amerikanischen Verwandten – Onkel Alfred, Aunt Grace und ihr einziger Sohn Albert, genannt Aboo – während meiner Kindheit mehrfach nach Berlin, um meine Grossmutter mütterlicherseits zu besuchen, und ihre Anwesenheit weckte meinen Wunsch, in ihrem Land zu leben, wo mich eine weit bessere Zukunft erwarten würde als in Deutschland, immer nur aufs Neue.

Nicht alle Bücher, die ich kaufte oder auslieh, waren so billig wie die Kriminalgeschichten über John Kling. Ich erwähnte schon den Zaubernamen Karl May; für die Bücher dieses unglaublich produktiven Verfassers von Abenteuerromanen – er schrieb mehr als sechzig – schwärmte ich genauso wie Tausende anderer deutscher Jungen. May hatte seine eigene Abenteuergeschichte durchlebt. Er stammte aus einer mittellosen sächsischen Familie, wurde zum Dieb und Betrüger, der sich jedesmal erwischen liess und seine Strafe kriegte. Im Gefängnis entdeckte er dann sein «literarisches» Talent, und in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts war er mit einer Reihe von Geschichten zu nationaler Berühmtheit gelangt. In allen war er der nur dürftig verkleidete Held: unfehlbarer Schütze, meisterhafter Reiter, unbezwingbarer Ringer, treuer Freund und christlicher Gentleman. May war ein überragender Vertreter der professionellen Lüge. Die Schauplätze, auf denen seine banalen, aber spannenden Romane spielten, waren Regionen, in denen die Phantasie schweifen konnte: der Vordere Orient und – wie für mich geschaffen – die Vereinigten Staaten. Seine beliebteste Geschichte war eine Trilogie mit dem Titel *Winnetou*, in

der ein deutscher Held, der nicht zufällig Charlie heisst und als Old Shatterhand von sich reden macht, zum engen Freund eines Apachenhäuptlings wird und beinahe dessen Schwester heiratet. Es versteht sich von selbst, dass diese Leseorgien seriösere Lektüre nicht ausschlossen. Als ich zwölf war, konnte ich – vor allem dank meiner Eltern – eine kleine, ein gutes Dutzend Bücher umfassende Bibliothek mein eigen nennen; untergebracht war sie im Büfett und enthielt neben anderen Titeln auch die lustig illustrierten Bände des populärwissenschaftlichen holländischen Autors Willem van Loon zu Themen aus Geschichte und Geographie.

So gern ich las, so gern schrieb ich; in der Schule und zu Hause bestand eine meiner Hauptfreuden darin, aus Wörtern einen Text zu bauen – manchmal um Gefühlen der Verzweiflung zu entkommen, häufiger jedoch aus reinem Vergnügen. Später, als ich Professor wurde, äusserten sich Kollegen sehr beeindruckt über meine literarische Produktivität oder waren offen neidisch. Wer mich als Zwölf- oder Vierzehnjährigen gesehen hätte, wie ich Seiten um Seiten vollkritzelte, wäre nicht erstaunt gewesen. Leider sind meine frühen Beiträge zum modernen Roman und Theater verlorengegangen; wie vieles andere, was wir besaßen, konnten wir sie nicht in die Freiheit hinüberretten. Handlung und genauere Einzelheiten eines damals verfassten Lustspiels sind im schwarzen Loch des unwiederbringlich Vergessenen verschwunden. Ich weiss nur noch, dass es eine Nachahmung jener raffinierten Einakter war, wie sie der zeitgenössische, heute fast vergessene Bühnenautor Curt Goetz schrieb: mit viel Witz und wenig Handlung. Dagegen steht der Roman, den ich mir ausdachte, noch deutlich vor mir. Ich füllte sechs dicke Kladden mit der Erzählung von einem Weltkrieg zwischen den Mächten des Guten und des Bösen. Ein Teil der Kämpfe spielte sogar auf dem Mond, und der Ausgang hing, wie ich erinnere, davon ab, welcher der beiden Kontrahenten die besseren Raumschiffe bauen konnte; natürlich war der Erfolg auf der Seite der Guten. Ich war mein eigener Jules Verne.

Auch die gelegentlichen Zusammenkünfte des Ringbundes liess ich nicht ungenutzt verstreichen. Eines Tages freilich bekamen wir dabei etwas von der richtigen Geschichte zu spüren. Es war Sonntagmorgen, der 1. Juli 1934, und unsere Pfadfindergruppe sollte sich auf einem S-Bahnhof im äussersten Nordwesten Berlins zum Wandern treffen. Als wir nach und nach eintrafen, hiess uns

der Anführer der Schar hastig, unsere Halstücher abzunehmen, sie in die Tasche zu stecken und so unauffällig wie möglich nach Hause zu fahren. Es gebe Ärger. Als ich zu Hause ankam, erfuhr ich, dass Hitler ein Blutbad unter alten Gefolgsleuten und angeblichen Rivalen – einige von ihnen waren seine langjährigen Waffengefährten – hatte anrichten lassen. Das spektakulärste Säuberingopfer war Ernst Röhm, der Stabschef der SA-Braunhemden, der zusammen mit anderen alten Verbündeten am selben oder am nächsten Tag erschossen wurde.

Die Gesamtzahl der Opfer ist nie endgültig geklärt worden, aber es müssen mindestens 150 gewesen sein, also doppelt so viel wie die offiziell genannte Anzahl. In der kontrollierten Presse, die alles unter schrillen Schlagzeilen brav nachbetete, nannte man als Grund die Homosexualität Röhm's und anderer SA-Männer; einige habe man mit «Lustknaben» im Bett überrascht. Überdies seien alle, so hiess es, an einer Verschwörung beteiligt gewesen. Meine Eltern waren spürbar erregt. Vielleicht würde aus dem einen blutigen Bürgerkrieg unter den Naziführern noch ein weiterer hervorgehen – mit derlei vergeblichen Hoffnungen verkürzten wir uns unsere bangen Tage. Mich aber stürzte die ganze Geschichte in grosse Verwirrung. Was ich verstand (wenn auch nicht glaubte), war der Vorwurf, die Männer hätten sich verschworen, um den Führer zu stürzen. Aber was war Homosexualität? Was genau war ein Lustknabe? Meine Eltern trugen wenig zu meiner Belehrung bei; ganz sichtlich hörte ihr Liberalismus in dem Moment auf, als ich sie bat, etwas Licht auf die weniger gesitteten Regionen der Sexualität zu werfen.

In den ersten Monaten des folgenden Jahres musste eine wichtige Entscheidung gefällt werden. Welchen Zweig sollte ich am Beginn der dritten Klasse, der Quarta, wählen: Latein oder Englisch? Für meine Eltern und mich war die Sache klar. Zwar sprachen wir noch nicht viel von der Emigration, aber wir rechneten damit, dass wir früher oder später in den Vereinigten Staaten landen würden. Daher fiel uns die Wahl nicht schwer: Englisch. Aber dann erhielt mein Vater einen Telefonanruf vom Schulleiter, Oberstudiendirektor Dr. Quandt, der ihn zu sich bat. Wir hatten keine Ahnung, warum. Ich konnte mich an kein Fehlverhalten oder schulisches Versagen erinnern – wollte Dr. Quandt mich mehr oder weniger

taktvoll aus meinem Gymnasium hinauskomplimentieren? Nichts dergleichen. Quandt sagte meinem Vater, er sei mit unserer Entscheidung für den modernen Zweig nicht einverstanden. Ohne Frage sei ich ein begabter Schüler und gehöre daher in den traditionellen Lateinzweig. Überwältigt von dieser Schmeichelei, stimmte mein Vater zu. Das Gespräch machte einen beträchtlichen Eindruck auf meine Familie. Wenn das nicht widersprüchliche Signale waren!

Waren wir naiv, auf Quandt zu hören? Wir hatten doch grösseres Interesse an meiner Ausbildung als er. Quandt konnte kaum ein guter Nazi sein; war er also ein windelweicher Opportunist? Im März 1936 und 1937 berichtete die Bezirkszeitung *Der Westen* von der jährlichen Abiturfeier unserer Schule unter der Leitung Quandts – obgleich ich noch zu den Schülern gehörte, blieb ich von derlei Ritualen dispensiert. In einer Form, der die fanatischsten Parteigenossen Beifall geklatscht hätten, holte er die besten Schüler des Jahres aufs Podium und schenkte ihnen Hitlers *Mein Kampf* und Alfred Rosenbergs konfuses, aber äusserst einflussreiches rassistisches Machwerk *Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts*, beides in Luxusausgaben. Dann leistete er, im Namen der Schule, den Treueeid auf den Führer. Mit den zwei deutschen Nationalhymnen – «Deutschland, Deutschland über alles» und dem Horst-Wessel-Lied – ging die Feier zu Ende. Und derselbe Mann hatte sich noch kurz zuvor bemüht, meinen Vater davon zu überzeugen, dass ein Junge mit meinen Fähigkeiten sich nicht beim Englischen aufhalten sollte!

Widersprüchliche Signale! Im selben Jahr, als ich mit Latein begann, erhielt Onkel Siegfried – der Bruder meiner Mutter, nicht meines Vaters – das Ehrenkreuz, eine Tapferkeitsmedaille für Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs. Die Urkunde, die vom Berliner Polizeichef überreicht wurde, war ausgestellt «im Namen des Führers und Reichskanzlers». Heute wirkt sie wie ein Witz oder eine Fälschung, aber sie ist ernst gemeint und echt. Ich halte das Stück Papier in der Hand und weiss nicht, ob ich lachen oder mich übergeben soll. Ich werfe noch einmal einen Blick darauf: Die Unterschrift ist unverkennbar ein Faksimile des Berliner Polizeipräsidenten, und unmissverständlich spricht er im Namen des Führers. Doch wurde aus dem so geehrten Patrioten schon drei Jahre später der verachtete Fremde, seines Lebensunterhalts be-

raubt, und weitere zwei Jahre später der Paria, den der Führer umbringen wollte. Wie ist dieses Schriftstück zu erklären? Mangelhafte Koordinierung der Nazibeamten? Ein letzter Rest Ungewissheit, was man eigentlich mit den deutschen Juden anfangen sollte? Ich glaube, beide Vermutungen treffen zu; nur weil ich jetzt weiss, dass später der «Endlösungs»-Beschluss kam, wird das damalige Zeichen hoher Anerkennung so abscheulich, so sinnlos.

Das Jahr 1935 brachte auch Enttäuschungen und Ängste. Dass Onkel Max die Auswanderung nach Palästina vorbereitete, war vielleicht gar kein so grosses Unglück. Er war mehrfach von Nazi-Raufbolden verprügelt worden, und da er keine feste Anstellung hatte, schien diese Lösung ganz plausibel. Wie andere künftige Palästina-Siedler bereitete er sich auf einer Schulfarm auf die Emigration vor. Für die Situation meiner Mutter dagegen gab es keine schnelle Lösung. Im Jahr davor war sie an vergleichsweise harmloser Tuberkulose erkrankt und mehrere Monate zur Kur in ein ländliches Sanatorium – Nordrach im Schwarzwald – geschickt worden (warum nur werden solche verfluchten Ort immer «idyllisch» genannt?). Nun musste sie 1935, da die Krankheit nicht vollständig ausgeheilt war, zu einem weiteren Aufenthalt in die Klinik zurück.

Das war nicht alles. Irgendwann in diesen Monaten kam ein Brief von Johanna Hantels Vater, der uns mitteilte, es wäre nicht mehr wünschenswert, dass ich die Sommerferien bei seiner Familie verbringe. Da Kümmitz ein Nest war, in dem jeder jeden kannte, mussten wir mit so etwas vielleicht schon rechnen. Soweit ich mich erinnere, war Hantels Ton nicht feindselig, aber die Absage tat darum nicht weniger weh. Mit einem Federstrich verlor ich «Vati» und «Mutti»; um so wichtiger wurde mir, dass ich noch Papa und Mama hatte. Dann, im Herbst, mussten wir Johanna gehen lassen. Die Nürnberger Gesetze machten es illegal, sie bei uns zu behalten.

Die Geschichte der Nürnberger Gesetze ist oft erzählt worden. Unmittelbar vor dem Parteitag der NSDAP Mitte September waren sie improvisiert und in Eile zusammengestoppelt worden: Das eine sprach den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft ab; das andere, «zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre», war die offizielle Anerkennung der abenteuerlichsten Rassentheorien und lieferte ein Alibi für künftige, schärfere Ver-

folungen. Es übte äussersten Druck auf Eheschliessungen und aussereheliche Beziehungen zwischen Angehörigen der verschiedenen «Rassen» – die Plünderer, die im Novemberpogrom von 1938 jüdische Frauen vergewaltigten, wurden bestraft – und verbot nichtjüdischen Frauen unter 45 Jahren, in jüdischen Haushalten zu arbeiten. Wäre dieses Gesetz nicht seiner ganzen Intention nach so bösartig und in seinen Ergebnissen so brisant gewesen, hätten wir über seine Kindischkeit nur lachen können: Als müsste damit gerechnet werden, dass jeder jüdische Mann seine weiblichen «arischen» Hausangestellten vergewaltigt, solange sie noch sexuell attraktiv und gebärfähig sind. Diese Verordnung erhob die lüsternen Phantasien, mit denen der *Stürmer* jede Woche hausieren ging, zum Gesetz und brachte uns um die Dienste von Johanna Hantel, die ich sehr mochte und die, glaube ich, mich sehr mochte. Obgleich wir allen Grund hatten anzunehmen, dass sie unfreiwillig fortging, haben wir sie nie wieder gesehen.

Im Gegensatz zu den Ungewissheiten und zur düsteren Stimmung des Jahres 1935 war das Folgejahr eines von unvergesslichen Genüssen. Wir erlebten Augenblicke süsser Schadenfreude. (Hat es eigentlich etwas zu bedeuten, dass «Schadenfreude» als Wort nur im Deutschen existiert?) Onkel Siegfried, der unter seinen grösstenteils nichtjüdischen Nachbarn im Norden Berlins zahlreiche Bekannte hatte, erzählte uns, dass mehrere von ihnen, fanatische Nazis mit glänzenden Aussichten in der Parteihierarchie, in Ungnade gefallen waren, als die obligatorische Ahnenforschung ergab, dass ihr rassischer Stammbaum nicht makellos war. Ein jüdischer Grossvater, ja sogar eine jüdische Urgrossmutter reichten damals aus, um einen Deutschen als Vollarier zu disqualifizieren. Um als solcher anerkannt zu werden, brauchte man vier «reinblütige» Generationen – ohne jede jüdische Beimischung. Heute wissen wir, dass etliche «Halbjuden» beim Militär Karriere machen konnten, besonders wenn sie eine christliche Erziehung genossen hatten; aber diese kleinen wahren Melodramen, bei denen Nazis sich in der eigenen Schlinge verfangen, taten uns sehr gut. Wichtiger war: Wir zogen in eine bessere Wohnung um, wir machten eine Autoreise durch Deutschland, und wir sahen uns die Olympischen Spiele an. Was will man mehr? Ausserdem blieb mir Bar-Mizwah erspart.

Unsere neue Wohnung in der Sächsischen Strasse war grösser und besser ausgestattet als unsere frühere, recht beengte Bleibe. Meine Eltern bekamen ein richtiges Schlafzimmer, dazu gab es ein Ess- und ein Wohnzimmer, und meine eigene Bude war zwar immer noch klein, aber nicht mehr so eine Zelle wie die erste. Die alten Möbel begleiteten uns; der Kleiderschrank fand den ihm zustehenden Platz im Elternschlafzimmer, und das mächtige Büfett landete im Esszimmer. Auch neue Möbel schafften wir an: eine moderne Couch mit rechteckigen, losen, nur durch einen eleganten Holzrahmen gehaltenen Sitzkissen und eine Deckenlampe mit sechs, in bunten Rauchglasschalen versteckten Glühbirnen. Ich fand alles unglaublich geschmackvoll. Sogar einen kleinen Balkon hatten wir; er bot sich eher zum Geknipstwerden als zum Sitzen an, aber immerhin: wir hatten einen Balkon.

Diese Verbesserung unserer Lage macht noch einmal deutlich, dass die grossen Erschütterungen der politischen und die kleinen Dinge der privaten Welt koexistierten. In einer Diktatur zu leben hiess nicht, in einem Dauerzustand höchster Anspannung zu leben. Für jüdische Anwälte ohne Klienten, jüdische Schauspieler ohne Rollen, jüdische Professoren ohne Studenten gab es nichts als den Verfolgungswahn des Regimes. Ob man den Beruf wechseln, ob man emigrieren oder eine Stelle in den vom Regime aufgezwungenen jüdischen Ämtern und Schulen suchen soll – all das waren Fragen von äusserster Dringlichkeit. Doch für Tausende deutscher Juden, wie für meine Eltern, lag – bei aller Wachsamkeit gegenüber dem sie bedrängenden feindseligen Klima – eine gewisse Trennung der Sphären nahe, war beinahe zweckmässig. Der Vorwurf der *Verleugnung*, der den deutschen Juden jahrzehntelang gemacht worden ist, trifft auf diese Reaktion im Grunde nicht zu.

Unser Umzug war ein Zeichen wachsenden Wohlstands. Seltensam: Inmitten der Nazi-Schikanen florierte das Geschäft meines Vaters. Er betrieb es zusammen mit einem nichtjüdischen Partner namens Kurt Pelz – einem Bonvivant, Frauenhelden und Bankrotteur – sowie zwei oder drei reisenden Handelsvertretern. Die Hauptkunden von Fröhlich und Pelz waren grosse Fachgeschäfte und Kaufhäuser, die gewohnt waren, mit Grossbestellungen zu arbeiten. Da diese Firmen über eine relativ kleine Verdienstspanne verfügten, hing viel davon ab, dass die Hersteller in der Lage und

bereit waren, ihre Artikel zu Preisen zu produzieren, die ihrem grössten Kunden einen angemessenen Gewinn übrigliessen. Fröhlich und Pelz war dazu da, solche Absprachen zu erleichtern.

Meines Vaters Spezialität war, ein teures Essservice oder Weinglas ausfindig zu machen, das nach seiner Einschätzung in einer billigeren Standardvariante die Aufmerksamkeit des Käuferpublikums auf sich ziehen konnte. Er hatte ein vorzügliches Auge, und – ebenso wichtig – die Kunden vertrauten ihm, teils wegen seiner aufgeschlossenen Art, teils wegen seines Grundsatzes (auf den er mich wiederholt hinwies), dass langfristige Geschäftsbeziehungen nur auf einem Fundament der Redlichkeit und Offenheit gedeihen. Das hinderte meinen Vater allerdings nicht, Trümpfe auszuspielen, wann immer er darüber verfügte. Mitte der 30er Jahre versuchte er das grosse Einzelhandelsgeschäft Saalberg mit seinen zwölf über Westdeutschland verteilten Filialen für sich zu gewinnen. Bis gegen Ende des Jahrzehnts war das Unternehmen in jüdischem Besitz, und um den Einkäufern – ohne platte Eigenreklame – mitzuteilen, dass auch er Jude sei, stattete mein Vater dem Firmensitz einen Besuch ab, bei dem er eine jüdische Zeitung aus seiner Manteltasche herausgucken liess. Er erhielt den Auftrag. Bedenkt man freilich, was später geschah, so hatten diese geschäftlichen Triumphe auch recht sonderbare Folgen. Wie schon gesagt, sah mein Vater, der Jude, «nicht jüdisch» aus; sein Partner, der «reine Arier» Pelz, aber sehr wohl. Das brachte einige Kunden dazu, meinem Vater zu empfehlen, er täte gut daran, den Juden Pelz loszuwerden und so seine Geschäftschancen noch weiter zu steigern. Eine Einladung, die mein Vater natürlich weder annehmen wollte noch konnte.

Man könnte vermuten, mein Vater habe sich, als er wieder zu Wohlstand kam, von der Wahrnehmung dessen, was um ihn herum passierte, abbringen lassen. Aber ich meine, dass uns der relative Wohlstand keineswegs blind für unsere ernüchternden Lebensumstände machte. Er mag die Kluft zwischen dem Einkommen meines Vaters und dem im Ausland zu erwartenden Verdienst vergrössert und damit unmerklich das Dringlichkeitsgefühl gedämpft haben. Aber wie viel Dringlichkeit war realistisch? Wir wussten es nicht, und 1936 wussten es unsere Peiniger auch noch nicht. Gewiss zweifelten wir nie daran, dass Deutschland früher oder später für uns kein Ort zum Leben sein würde. Noch

aber war es das – wenn auch vorläufig. Vom 26. Mai bis 4. Juni 1936 unternahmen wir eine Autoreise durch Deutschland. Das Fotoalbum, für das ich zuständig war – ich besitze es heute noch zeigt, dass wir uns auf drei schöne Flüsse im Westen konzentrierten: Rhein, Main und Mosel. Nie war die Rede davon, dass dieser Ausflug ein Abschied von Deutschland sein sollte; aber unter der Oberfläche müssen solche Gedanken herumgespukt haben.

Es war eine Reise im Zeitraffer. Mein Vater sass am Steuer, meine Mutter war Ehrenfahrgast und ich der Chronist. Vernünftigerweise machten wir wenig eigene Fotos, denn wir waren alle Amateure; ich hatte den Auftrag, vor Ort Ansichtskarten und kleine Fotobroschüren als Erinnerung zu besorgen und die Namen der Städte, durch die wir im Eiltempo hindurchfahren, aufzuschreiben. Von Berlin aus starteten wir geradewegs nach Südwesten und kamen durch die unlöslich mit Martin Luthers Rebellion gegen die römisch-katholische Kirche verbundene Stadt Wittenberg. Dann ging es weiter nach Leipzig, wo mein Vater und Pelz zweimal im Jahr die berühmte Messe besuchten. Hier waren, am Hauptsitz des deutschen Pelzhandels, die meisten Geschäfte noch in den Händen jüdischer Kaufleute. Bei der Durchfahrt durch den Bezirk fiel mir auf einem Vordach ein Name ins Auge, aus dem es «osteuropäischer Jude» förmlich schrie und den ich nie vergessen habe: Naftule Dodeles. (Ich weiss jetzt, dass sich wenigstens ein Mitglied der Familie Dodeles, immer noch Pelzhändler, nach Montevideo retten konnte.) Dann folgte Weimar, die Stadt Goethes und Schillers und die Stadt der nunmehr toten und tief begrabenen Weimarer Republik.

Wir hielten unser atemberaubendes Tempo und haschten nach Eindrücken, als würden all diese Städtchen, Schlösser, Museen und romantischen Wälder am nächsten Tag weggeschafft. Halt machten wir auch auf der Wartburg und besichtigten Luthers Arbeitszimmer, wo er sich als Geächteter versteckt hielt, während er die Bibel in sein kraftvolles Deutsch übersetzte. Als wir beim Rundgang durch das Schloss diesen Raum erreichten, wo Luther – so die Legende – mit einem Tintenfass nach dem Teufel geworfen hatte, sahen wir an einer Wand im Putz ein Loch, etwa sechzig Zentimeter lang und breit und mehrere Zentimeter tief, an dessen Rändern Tintenflecken zu sehen waren; der Führer gestand mit



*Abb. 7: 1936, im Jahr der Olympischen Spiele, machten meine Eltern und ich mit dem Opel meines Vaters eine kurze Ferienfahrt durch Deutschland – ein unausgesprochener Abschied.
Hier mein Vater und ich am Rhein.*

verschmitztem Lächeln, er und seine Kollegen frischten sie regelmässig auf, um den Besuchern einen besonders unvergesslichen Eindruck mit auf den Weg zu geben.

Gemächlicher wurde die Fahrt dann in Frankfurt am Main, wo mein Vater vor der Übersiedlung nach Berlin jahrelang gelebt hatte. Er hatte dort gute Freunde gewonnen, die (wie liebevolle Widmungen auf der Rückseite einiger Fotos zeigen) ihn mit lebhaftem Bedauern in die Hauptstadt ziehen sehen. Wir besichtigten den Dom, das Goethe-Haus, die Oper, den Bahnhof, die Goethe-, Schiller- und Bismarck-Standbilder, die Altstadt und vieles andere mehr, und da mein Vater uns als sachkundiger Führer diente, langweilten wir uns keinen Augenblick.

Am vierten Tag nahmen wir das Anfangstempo wieder auf. Bei der Fahrt durch Frankfurts dichtbewaldetes Hinterland stiessen wir auf das erste und erstaunlicherweise auch praktisch einzige Anzeichen von Antisemitismus. Als wir ein Örtchen namens Hahn erreichten, hatten wir mit einem Mal ein grosses handgeschriebenes Plakat vor uns, das jedem, der es wissen wollte, ver-

kündete: *Hahn ist und bleibt judenrein*. Ich nehme an, ich hätte den Ort am liebsten angezündet, aber das war natürlich nicht möglich. In der freudigen Erregung unserer Ankunft am Rhein und im Einklang mit unserem stillschweigenden Vorsatz, uns durch böse Eindrücke nicht allzulang die Laune verderben zu lassen, schoben wir die hässliche Botschaft beiseite. Wir fuhren den berühmten Strom flussabwärts, vorbei an seinen sagenhaften Burgruinen und imposanten Felsen, zu denen die berühmte Lorelei gehört. Bei Koblenz, wo die Mosel in den Rhein mündet, wandten wir uns nach Westen, fuhren die Mosel hinauf und bestaunten Postkartendörfer und sichtlich gedeihende Weingüter.

Eines Nachmittags, in Cochem, sassen wir in einem hübschen Gasthof beim Essen, als die Tochter des Hauses hereinstürzte und schrie: «Die Zigeuner kommen!» Wir blieben nicht lang genug, um die Begegnung mit anzusehen, aber seither habe ich oft an diese spontane Gefühlsreaktion auf einen fast unbekanntem, gefürchteten Feind, der später eines der Hauptopfer der Nazis wurde, gedacht.

Am zehnten Tag waren wir wieder daheim, und der letzte Eintrag in meinem Fotoalbum besteht in einem einzigen Namen, grösser geschrieben als alle anderen: BERLIN. Jubel, weil ich in so kurzer Zeit soviel gesehen hatte? Erleichterung, weil wir wieder zu Hause waren? Ich weiss es nicht. Erinnern kann ich mich nur noch an eine seltene Verärgerung meines Vaters. Er erzählte gerade einem Gast von unserer Reise und dass wir 2'000 Kilometer gefahren seien. «Stimmt nicht», fuhr ich dazwischen, «nur 1'936 Kilometer!» In meinem Gedächtnis wird rasch ein kleiner Vorfall assoziiert, der sich wenige Zeit zuvor zugetragen hatte. Die deutsche Post hatte eine neue Briefmarkenserie herausgebracht, auf der ein halbabstrakter preussischer Adler abgebildet war. Als ich mit meinen Eltern über diese wichtige Neuigkeit sprach, äusserte ich mich anerkennend über den «sterilisierten» Adler. Sie versuchten, mir klar zu machen, dass ich eigentlich *stilisiert* sagen wollte, aber ich war nicht zu überzeugen. Manchmal muss ich unerträglich gewesen sein.

In der Rückschau wirkt diese verbissene Pedanterie wie ein Symptom, ein Präzisionsdruck, hinter dem sich unannehmbare Wünsche verbergen mussten. War ich auf dem besten Weg zu Tante Hedes «Leider habe ich immer recht»? In jenen Jahren, als

ich um die dreizehn war, entwickelte ich kleine Macken, die ich nicht erklären, denen ich aber auch nicht widerstehen konnte: Wenn ich im Bett lag, berührte ich Körperteile – Brust oder Leistenengegend – mit der linken Hand und machte dann mit der rechten alle Berührungen in derselben Reihenfolge nach. Mit der Zeit verschwanden diese Rituale, aber wahrscheinlich waren es Ersatzhandlungen für die Masturbation, ein Ausweg für einen extrem gehemmten Jugendlichen. Jetzt fällt mir auch auf, dass ich damals anfang, mich für Geheimschriften zu begeistern, und ihnen viel Zeit widmete. Ich entwarf ein Schreibsystem, in dem wild durcheinandergeworfene Buchstaben nur nach einem ausgeklügelten Schlüssel gelesen werden konnten. Gesten, Geheimnisse: Ich sandte mir Botschaften, die ich nicht verstand.

Das bei weitem grossartigste Abenteuer des Jahres war für mich die atemlos herbeigesehnte und ebenso atemlos genossene Olympiade. Die folgenden Seiten werden, fürchte ich, langweilig für alle, denen es nichts sagt, den besten Athleten aus vielen Ländern zuzusehen, wenn sie darum wetteifern, wer von ihnen höher springen, schneller laufen oder weiter werfen kann. Im Jahr 1936 gab es doch soviel anderes zum Nachdenken: Das NS-Regime hatte Teile des Versailler Vertrages einseitig annulliert, indem es wieder aufrüstete und das Rheinland besetzte; im Herbst folgten die Verträge mit Italien und Japan, die die Grundlage der sogenannten Achse waren. Würde ich aber die olympische Woche einfach übergehen oder nur in drastisch gekürzter Form erzählen, wäre das Hin und Her der Erlebnisse, das jene quälenden Jahre in meiner persönlichen Lebensgeschichte hinterlassen haben, verzerrt worden.

Mein Vater war strahlender Laune. Da er über Sport ausserordentlich gut informiert war, hatte er schon 1932, noch vor dem Bau des Berliner Olympiastadions, auf einer seiner Geschäftsreisen nach Budapest zwei Eintrittskarten besorgt. Seitdem hatte sich in Deutschland zwar viel geändert, aber die Karten galten noch. Nun zeigte sich, dass der Kauf noch viel klüger war, als mein Vater hätte ahnen können. Schlau war schon, einen Vorsprung vor der grossen Masse von Kartenkäufern zu haben; besonders schlau war es aber, inmitten einer bunten, geräuschvollen Schar ungarischer Sportfans zu sitzen. Auf diese Weise konnten

wir einfach in unserer Umgebung untertauchen, so dass wir nicht den Arm zum deutschen Gruss erheben mussten, wenn der Führer erschien oder ein Deutscher die Goldmedaille erhielt. (Die feierliche Medaillenübergabe fand im Stadion selber statt, jedesmal verbunden mit dem Abspielen der entsprechenden Nationalhymne – und die Nazis, wie wir wissen, hatten sogar zwei.)

Umgekehrt konnten wir in aller Sicherheit den Amerikanern zujubeln, und das taten wir. Zum Glück verschafften sie uns häufig Gelegenheit, ihre Hymne über die stumm dastehenden oder mitsingenden Zuschauer Massen hinwegrollen zu hören. «O say, can you see ...», das waren Worte, deren Bedeutung ich kaum erraten konnte (dank Dr. Quandt lernte ich ja kein Englisch), aber nichts schien mir schöner, als sie zu ehren, indem ich mich feierlich mit den anderen erhob.

Es war eine unvergessliche Woche, und ich möchte dem Adjektiv sein volles Gewicht geben: An das meiste erinnere ich mich noch heute. Der gelegentliche Anblick Hitlers war eine widerliche Begleiterscheinung. Da wir den Ehrenlogen fast genau gegenüber saßen, waren wir dazu verurteilt, alle sogenannten Würdenträger Deutschlands wahrzunehmen. Als Göring erschien, wurde er mit Zurufen gefeiert: «Hermann! Hermann!» Sein Umfang, die Reihe von Orden und seine ungeschminkte Selbstüberhebung machten ihn zu einer Figur liebevoller Witzeleien, ein Bild, das das Regime zu fördern suchte, gerade weil der wirkliche Göring ein Dieb und Mörder war wie alle seine Kumpanen. Zum Glück war ständig etwas auf dem Sportplatz los.

Die Atmosphäre war spannungsgeladen und ansteckend. Mehr als hunderttausend Sportbegeisterte waren auf einem Raum zusammengepfercht, der nur etwa achtzigtausend Zuschauer einigermassen bequem aufnehmen konnte. In jedem aufregenden Augenblicken sprangen sie auf – und es gab viele aufregende Augenblicke. Ein guter Zuschauer musste einiges Geschick beweisen: Wegen der vielen Vorrunden, um schwächere Teilnehmer auszuscheiden, gab es immer mehrere Dinge gleichzeitig zu beobachten. Die Vorentscheidung im Weitsprung konnte mit der Endrunde im 1500-Meter-Lauf zusammenfallen.

Der Held der Olympiade, und nicht nur mein und meines Vaters Held, war Jesse Owens. Wie so oft bei früheren Olympischen Spielen galten die Amerikaner als Favoriten im Kurzstreckenlauf,

und sie enttäuschten uns nicht. Aber Owens war eine Offenbarung. Sein Laufstil wirkte unglaublich mühelos, ja elegant. Er nahm vier Goldmedaillen mit nach Hause, Sieger in jeder seiner Disziplinen: 100 Meter, 200 Meter, Weitsprung und 4 x 100-Meter-Staffel. Damals und später noch ging das Gerücht – und ich glaubte es allzugern –, Hitler habe, ausser sich darüber, dass der Schwarze sich den «nordischen» Läufern überlegen zeigte, ihm nicht die Hand geben wollen. Dieses Gerücht ist sorgfältig überprüft worden, und offenbar ist nichts daran. Doch aus meiner und meines Vaters Sicht *musste* es so gewesen sein – es war vom *moralischen Standpunkt* wahr. Diese Schweinehunde, die unser Leben ruinierten, konnten sich gar nicht anders benehmen. Aber wie immer es sich wirklich verhielt – ohne Zweifel hat Owens dazu beigetragen, den Mythos vom höherwertigen Arier anzukratzen.

Die 4 x 100-Meter-Staffel, in der Owens glänzte, bescherte uns ein paar atemberaubende Augenblicke. Es war damit zu rechnen, dass die Amerikaner mit ihrer soliden Mannschaft gewinnen würden; aber wie schnell würden sie laufen? Der Weltrekord über 100 Meter lag damals bei 10,3 Sekunden. Jeder, der etwas vom Laufsport versteht, weiss, dass ein Quartett von gut trainierten und gut koordinierten Sprintern ein bisschen Zeit herausholen kann: Alles hängt davon ab, wie reibungslos ein Läufer seinem Nachfolger den Stab übergibt. Dennoch schien es praktisch unmöglich, dass selbst das beste Team unter die eiserne Marke von 40 Sekunden kommen würde. Owens lief als erster und ging weit vor seinen Konkurrenten durch die erste Kurve; die anderen drei waren nur um wenig langsamer als er. So liefen die Amerikaner Owens, Ralph Metcalfe, Foy Draper und Frank Wycoff – drei Schwarze und ein weisser Schlussmann, der das Zielband durchreissen durfte – den anderen Mannschaften einfach davon und schafften die Strecke in 39,8 Sekunden. Es ist schwer, die Begeisterung zu schildern, die das Stadion erfüllte: Das amerikanische Viererteam schien übernatürlich.

Ich bewunderte andere Amerikaner, vor allem Glenn Morris, der im Zehnkampf die Goldmedaille gewann. Wer an dieser Parforçetour durch zehn Sportarten teilnimmt, bei der Laufen, Springen und Werfen in nur zwei Tagen absolviert werden, muss ein ausserordentlich vielseitiger Sportler sein. Und Morris tat sich

einfach in mehr Disziplinen hervor als seine Rivalen. Beeindruckend war, wie er sich zwischen Speerwerfen, 100-Meter-Lauf, Stabhochsprung und anderem mitten im Stadion bei glühender Sonnenhitze auf den Rasen legte und vor uns allen sein Gesicht mit einem Handtuch bedeckte, vielleicht um sich zu konzentrieren, vielleicht um ein Nickerchen zu machen. Als Sieger des letzten Wettkampfs, des 1 500-Meter-Laufs, stellte er, obgleich am Rande der Erschöpfung, noch einen neuen Weltrekord auf. Nur ein Amerikaner, dachte ich, ohne mich weiter um die herausragenden Sportler anderer Länder zu kümmern, kann gleichzeitig so ruhig und so energisch sein.

Leider waren auch viele deutsche Sportler gut genug, um eine Reihe von Goldmedaillen zu gewinnen. Jede von ihnen empfand ich praktisch als eine persönliche Beleidigung. Wo es darauf ankam, im Olympiastadion selbst, in dem die traditionellen Leichtathletik-Wettkämpfe ausgefochten wurden, gehörten die Deutschen allerdings nirgendwo zur Spitzenklasse. Und ich zweifelte ebenso wie mein Vater daran, dass sie alle Medaillen auf ehrliche Weise gewonnen hatten. Beim Laufen und Springen lässt sich schwer schummeln, aber ein parteiischer Sportrichter, der angeben muss, wo ein Diskus oder Speer gelandet ist, kann, wenn er es geschickt anstellt, die Ergebnisse fälschen, selbst vor einem Heer von Sportfans, die von den Tribünen aus zuschauen. Sportparanoiker finden hier genügend Futter.

Wir waren enttäuscht, als man uns später sagte, wir hätten gesehen, was wir sehen wollten: Korruption war nicht so verbreitet, wie wir gern glauben mochten. So erschien uns beim Kugelstoßen, das der Deutsche Hans Wöllke gegen den klaren amerikanischen Favoriten Jack Torrance gewonnen hatte, der Sieg äusserst suspekt, bis wir erfuhren, dass Torrance zwar ein starker Konkurrent war, wegen einer kurz vor Berlin erlittenen Verletzung jedoch nicht als Medaillenanwärter galt. Wahr bleibt freilich dies: Der deutsche Leichtathletikverband richtete die Spiele so ein, dass die Gesamtzahl deutscher Siege in die Höhe getrieben wurde. Er hatte die Wettkämpfe um Nebendisziplinen wie Damenturnen und Segeln, in denen die Deutschen stark waren, erweitert und sogar abwegige «Sportarten» wie Kunstwettbewerbe mit hinzugenommen. Am Ende der Spiele standen die Deutschen als Sieger da, mit grossem Abstand vor den Vereinigten Staaten. Das Ganze

war ein Propagandatriumph für Hitlerdeutschland, aber wahre Sportler – wie mein Vater und ich – blieben unbeeindruckt.

Manche Wettkämpfe, in denen, wie beim 1 500-Meter-Lauf, die Deutschen keinerlei Chance hatten, blieben natürlich politisch neutral. Ebenso wie der 100-Meter-Lauf hatte auch dieser seit langem etwas Besonderes an sich, und das Berliner Ereignis machte keine Ausnahme. Favorit war, trotz seiner unbeholfenen Haltung, der Amerikaner Glenn Cunningham, und er lag fast die ganze Strecke in Führung – bis zur letzten Runde, in der der Neuseeländer Jack Lovelock, ein glänzender Taktiker, ihn überholte und einen Weltrekord aufstellte.

All diese Aufregungen verblassten vor der 4 x 100-Meter-Staffel der Frauen, bei der die zuversichtliche deutsche Siegererwartung in tränenreiche Verlegenheit umschlug. Bei früheren Wettkämpfen hatte das deutsche Viererteam seine Konkurrenten stets hinter sich gelassen und schien beinahe unschlagbar. In jeder Position war es gleich stark; die amerikanische Staffel dagegen, auch beachtlich, hatte jedoch nur eine überragende Läuferin, Helen Stevens, die die Goldmedaille im 100-Meter-Lauf geholt hatte. Hitler sass in seiner Loge, und ich war deprimiert bei dem Gedanken, dass die getreuen deutschen Amazonen, die den Führer bestimmt anhimeln, diesen Lauf für ihn gewinnen würden.

Mein Vater sass nicht minder bedrückt neben mir und hielt seine Stopuhr. Er war etwas stolz darauf, dass er bei Wettläufen die Zeit genau zu messen verstand. Als erfahrener Leichtathletik-Zuschauer zeigte er mir, dass man, weil Schallwellen so viel langsamer sind als Lichtwellen – ich dachte an Gewitter –, mit dem Stoppen beginnen muss, wenn man den Rauch vor der Startpistole sieht, und nicht erst, wenn man den Knall hört. Das Staffelfinale ging also los und verlief den Prognosen entsprechend; schnell gewannen die deutschen Frauen an Vorsprung und vergrösserten ihn mit jedem Stabwechsel. Die Amerikanerinnen kamen als zweite in einigem Abstand hinterher. Dann plötzlich, als die dritte deutsche Läuferin, den sicheren Sieg vor Augen, den Stab an die Schluss-sprinterin weitergab, ging etwas schief. Mein Leben lang werde ich die Stimme meines Vaters hören, als er aufsprang, einer der ersten, der gesehen hatte, was passiert war, und schrie: «Die Mädchen haben den Stab verloren!» Als Helen Stevens leichtfüssig auf das Zielband zulief, um eine weitere amerikanische Goldmedaille

zu holen, lag die unschlagbare musterhafte Nazi-Weiblichkeit einander in den Armen und heulte sich die deutsche Seele aus dem Leib. Vor mehreren Jahren schrieb ich einmal in einer kurzen Erinnerung, dass der Anblick dieses Unglücks «einer der grossen Augenblicke in meinem Leben bleibt». Diesem Urteil schliesse ich mich heute voll an. Schadenfreude kann eine der grössten Freuden des Lebens sein. Splitter wie diese – in einer Zeit, die wenig Erfreuliches für mich hatte – sorgten für kurze Momente reinen Glücks.

Die Geschichte kann einem die schönsten Geschichten verderben – oder wenigstens komplizieren. Es dauerte einige Jahre, bis ich die politische Seite dieses erquicklichen Sporterlebnisses erkannte. Das Naziregime hatte die Olympischen Spiele mit Blick auf die Weltöffentlichkeit inszeniert. Es hatte geheime Weisungen gegeben, dass «spontane» antisemitischen Ausschreitungen – bis auf Weiteres – zu unterbleiben hätten. Und auch die Amerikaner, musste ich zu meinem Bedauern erfahren, hatten das politische Spiel mitgespielt – zu den Bedingungen und zum Vorteil der Gastgeber. Feige hatten sie den beiden einzigen jüdischen Sportlern, den 100-Meter-Spezialisten Marty Glickman und Sam Stoller, die Teilnahme verweigert, obgleich sie ebensogut waren wie die zwei Sprinter, die sie bei der 100-Meter-Staffel vertraten. Der Verantwortliche (sein Name soll nicht in Vergessenheit geraten) war der für die Staffel zuständige Trainer Dean Cromwell. Im nachhinein bin ich froh, dass ich 1936 nichts davon wusste. Es hätte mein uneingeschränktes Idealbild von den Vereinigten Staaten erheblich getrübt.

Fünftes Kapitel

Erwachen der Hormone

In einem seiner problematischsten Aussprüche behauptet Freud, Biologie sei Schicksal. Ich kann bestätigen, dass die Biologie auch bei mir ihren Willen durchsetzte, obgleich ich damals so unter Druck lebte, dass alles und jedes wichtiger zu sein schien als die Sexualität. Inmitten der Ängste, die zu meinem täglich Brot wurden, musste ich mein Gleichgewicht wahren: das mögliche Risiko von Übergriffen anderer Schüler, die Ungewissheit über meine Zukunft und, was am schlimmsten war, die Flut von Anschuldigungen, die mich (wie alle Juden) zum Schandfleck der Menschheit erklärten und die aus jeder nur denkbaren Quelle über mich hereinbrachen. In diesem Klima waren meine Hormone nicht gerade ausser Rand und Band, aber als ich dreizehn oder vierzehn wurde, machten sie sich doch – und mit wachsendem Nachdruck – bemerkbar.

Gelegenheit zum erotischen Spiel hatte ich nicht, nicht einmal zu den tastenden Experimenten, die man auf deutsch Knutschen nennt und für die ich später, in den Vereinigten Staaten, das Wort *necking* lernte. Mein Gymnasium war eine Jungenschule, das Mädchenlyzeum lag mehrere Häuserblocks entfernt, und zwischen beiden bestand keine Verbindung; meine drei Kusinen (Onkel Samuels Familienzweig) liefen uns selten über den Weg und reizten mich überhaupt nicht. Da mir jede Betätigungsmöglichkeit fehlte, wurden meine Phantasien immer üppiger. In meiner Gier nach Informationen sog ich alles in mich hinein, was ich an Wissen bekommen konnte, von einem frühreifen Schulkameraden und aus Büchern. Dieser Schüler, der wohl später als ich an die Goetheschule kam und sie früher verliess, hiess – glaube ich – Mamroth. In meiner Erinnerung hat er etwas Anbiederndes, einen dicken Körper mit leicht verschwommenen Konturen, etwas schmierig. Zugleich aber schien er sich in Dingen, von vitalem Interesse für mich, überaus gut auszukennen. Er erzählte mir, er

habe seine Mutter nackt in der Badewanne gesehen, etwas Ver-
ruchtes, das ich unvorstellbar kühn, ja herrlich und erschreckend
obzön fand. Meine Eltern hatten damals eine monatlich erschei-
nende Illustrierte namens *Uhu* abonniert, die in jeder Nummer
ein geschmackvolles Aktfoto von einer hübschen Frau brachte,
und immer fieberte ich der nächsten Ausgabe entgegen, um meine
Studien fortsetzen zu können. Doch das war nur Kunst, Frau
Mamroth in ihrer Badewanne war Leben.

Von Mamroth lernte ich auch eine Reihe kurzer unzüchtiger
Gedichte, alle aus einer offenbar endlosen Serie, die die sexuellen
Abenteuer der «Wirtin an der Lahn» und ihrem engsten Kreis
erzählte. Es waren primitivste Knüttelverse, in denen der Ge-
schlechtsakt stets ein reines Wunder an Athletik und der Penis
von einmaliger Grösse, Stärke und Unermüdlichkeit zu sein hatte.
In einem der Verse ging es, das weiss ich noch, um einen jungen
Mann, der die Kraft seines Gliedes dadurch bewies, dass er es auf
ein Bahngleis legte und den Zug zum Entgleisen brachte.

Heute berichte ich eher unbeteiligt von diesen jugendlichen
Phantasieorgien, aber damals bekam ich bei solchen Gedichten
oder bei der Vorstellung der nackten Frau Mamroth vor Erregung
brennende Wangen. Vor Erregung und vor Angst: Etwa um diese
Zeit sagte ich meiner Mutter, ich würde nie heiraten, wenn ich *das*
dann machen müsse! Was sie genau antwortete, ist mir nach den
vielen Jahren entfallen, aber ich weiss noch deutlich, dass sie mich
beruhigte: *Das* sei eigentlich gar nicht so schlimm. Wie zerbrech-
lich sie auch war, musste ihr *das* offenbar Befriedigung verschafft
haben. Vielleicht, aber ich war praktisch ausserstande, mir meine
Mutter, diese zarte und gesittete Bürgerstochter mit ihren achtzig
Pfund, dabei vorzustellen. Ich weiss, dass die meisten Jugendlichen
dieses Problem haben, aber mir scheint, dass ich mit besonderer
Vehemenz davor zurückschreckte, mir ein solches Tun konkret
auszumalen.

In mancher Hinsicht aber lief ich den Phantasien hinterher.
Manchmal – selten, weil ich dabei nicht nur gefesselt, sondern
auch entsetzt und beschämt war – blieb ich an einem Zeitungs-
stand stehen, um nur den *Stürmer* anzuschauen. Zwar zeigte Strei-
chers Schundblatt nur Juden als sexuelle Raubtiere, aber wenigstens
konnte er von der Sexualität nicht lassen. Eine andere Quelle der
Erregung, weit weniger Schuldgefühle produzierend und weitaus

malerischer, war eine Gipsbüste, ausgestellt im Schaufenster eines Schönheitssalons in der Xantener Strasse, durch die mich häufig mein Weg von der Schweidnitzer Strasse zu meinen Vettern führte. Diese in Rosatönen gehaltene Büste lockte mit einer raffinierten Haarfrisur, die mich nicht interessierte, und einer üppigen, runden, nackten Brust, die mich um so mehr interessierte.

Die besten Lehrmeister indessen waren Bücher. In unserem Büfett hatten meine Eltern ein paar informative Bände versteckt. Der Unterschrank, wo sie standen, war verschlossen, aber da ich an vielen Nachmittagen – mein Vater war im Büro oder auf einer Geschäftsreise und meine Mutter in Tante Hedes Geschäft – nach der Schule allein zu Hause war, hatte ich, sobald ich den Schlüssel gefunden hatte, freien Zugang zu diesen unerschöpflichen Informationsquellen. Unter ihnen befanden sich mehrere Bücher über die Prostitution in Berlin (oder sah ich sie anderswo? gesehen jedenfalls habe ich sie), und noch heute kann ich die Fotos, auf denen Huren die Röcke heben, um zu zeigen, dass sie darunter nichts anhaben, vor mir sehen. Auf andere Weise instruktiv war (fast geniere ich mich bei dieser Mitteilung, so gemcinplätzig ist sie) ein mehrbändiges Lexikon, das ich nach obszönen Wörtern abgraste. Nicht immer gaben meine Nachforschungen etwas her; manche der esoterischen Wörter, von denen ich mir einen herrlichen Schauer versprochen hatte, erwiesen sich als Namen von exotischen Blumen oder seltenen Krankheiten. Aber als geduldiger – oder vielmehr ungeduldiger – Schüler stiess ich doch auf ein paar lohnende Definitionen.

Was ist an einem Wort eigentlich obszön – seine Bedeutung oder seine Rezeption? Diese Frage kam mir bei der Lektüre einer lustigen Anekdote, die mein Vater in einer Zeitschrift für Briefmarkensammler gefunden hatte: Ein Mann verlor im Streit die Geduld und nannte seinen Kontrahenten einen Philatelisten, worauf der so Stigmatisierte eine Verleumdungsklage anstrebte. Hat er recht, vor Gericht zu ziehen, oder muss die Klage pauschal abgewiesen werden, da «Philatelist» schliesslich nur ein Kunstwort für «Briefmarkensammler» ist? Mit meinem jugendlichen Hang zum Philosophieren dachte ich immer wieder über die Geschichte nach und setzte gleichzeitig meine Jagd fort.

Eine weitere Informationsquelle, zu der ich immer wieder zurückkehrte, um mich an meinen Lieblingspassagen zu laben – der

Reiz des Bekannten waren fast ebenso gross wie der des Neuen war ein seriöses Handbuch zur Sexualität von einem holländischen Arzt namens Theodor van de Velde. Es hiess *Die vollkommene Ehe*, die ich natürlich auf deutsch las; in den Vereinigten Staaten wurde die englische Übersetzung, *Ideal Marriage*, immer wieder verlegt und vom Book-of-the-Month Club jahrelang als Treueprämie verschenkt. Noch heute, nach sechzig Jahren, erinnere ich mich, dass es seitenweise von Biologie und menschlichen Sexualorganen handelte, was ich überschlug, und viele Informationen zur Hygiene enthielt, bei denen ich nur solange verweilte, um die endlos wiedergekäute Wahrheit mitzubekommen, dass Penis oder Vagina sauber sein müssen. Auf den bei weitem besten Seiten, jedenfalls für mich, ging es in liebevollem Detail und schwärmerischem Ton um das sexuelle Vorspiel und verschiedene Positionen beim Geschlechtsverkehr. Es muss wohl ein Dutzend gewesen sein, und van de Velde war anschaulich genug, dass es mir nicht schwerfiel zu *sehen*, was die Paare machten. Was immer sie machten, es gab mindestens eine mehr oder weniger akrobatische Stellung, die – je nach Gestalt, Alter und körperlicher Verfassung der Männer und Frauen – Genuss versprach.

Van de Velde war ein Sittenlehrer: Er predigte gleiche sexuelle Lust für beide Partner. Da er überzeugt war, dass der Ehemann zwangsläufig weit mehr Erfahrung hat als seine Frau – natürlich sind seine Paare verheiratet, und zwar miteinander! –, war es seine Pflicht, sie behutsam die Leiter der Erregung bis zur schliesslichen Erfüllung hinaufzuleiten. Um das zu erreichen, stehen dem Ehemann laut van de Velde zahlreiche Möglichkeiten zur Verfügung: Streicheln und Knabbern, darunter sanfte Küsse auf die schüchtern dargebotenen Brüste seiner Frau. Wenn nötig, kann er ihr sogar eben mal zu der Feuchtigkeit verhelfen, die für eine glatte Vereinigung erforderlich ist. Ich habe jahrelang nicht mehr in das Buch hineingeschaut, aber ich bin sicher, dass ich es noch wüsste, hätte van de Velde sich getraut, auch unkonventionellere Formen, in denen man Lust verschaffen und bekommen kann, darzustellen oder gar einen wie immer verstohlenen Blick auf die homosexuelle Liebe zu werfen. Er war wie gesagt ein Sittenlehrer, und als solcher setzte er sich strenge Grenzen.

Da mir wirkliche Abenteuer fehlten, wurde ich zum frustrierten Voyeur. Auf meinen Wegen zu Fuss oder mit dem Fahrrad suchte ich mir oft aus der Menschenmenge eine attraktive junge Frau heraus, die aus der mittelmässigen Umgebung durch ein hübsches Gesicht, schöne Beine oder durch ihren wohlgefüllten Pullover herausragte. Dann war ich sofort verliebt, aber wie ein wankelmütiger Don Juan konnte ich die Auserwählte innerhalb weniger Minuten gegen eine andere eintauschen. Keine Masturbation, keine erotischen Träume – noch nicht. Nur eine undeutliche Sehnsucht, so konkret wie unscharf, die ich für mich behielt. Nie erzählte ich jemandem, nicht einmal meinen Eltern, von den in meinem Kopf ablaufenden jugendgefährdenden Filmen; auch mit meinen Vettern sprach ich nie darüber. Zwar wollte ich Informationen haben und konnte mir auf meinen verstohlen-heimlichen Wegen auch eine Menge verschaffen. Aber ich wollte mehr wissen, wollte wissen, was es mit diesem ganzen inneren Aufruhr eigentlich auf sich hat.

Es mag seltsam anmuten, dass ich nie meinen Vater um Hilfe bat. Ich glaube nicht, dass ich darüber nachdachte, aber ich muss angenommen haben, dass meine Eltern, so offen sie sonst mit mir waren, die Sexualerziehung nicht auf ihr pädagogisches Programm gesetzt hatten. Immerhin hatten sie am 30. Juni 1934, während der Nazi-Säuberungen, entschieden die Notbremse gezogen und mir nie erklärt, was «Lustknabe» bedeutet. Ich muss damit gerechnet haben, dass sie mich im Stich lassen würden, sollte ich versuchen, über meine Wunschphantasien mit ihnen zu reden.

Ein Vorfall, der sich 1940 ereignete, als wir als Flüchtlinge in Havanna lebten, bewies mir, dass meine Zurückhaltung gerechtfertigt war. Zusammen mit einigen entfernten Verwandten bewohnten wir ein Haus in Almendares, einem kleinbürgerlichen Wohnbezirk, der relativ weit vom Stadtzentrum entfernt lag, aber eine gute Busverbindung hatte. Eines Abends war ich in der Stadt gewesen, vermutlich mit Freunden in einem billigen Kino, und fuhr zu später Stunde in einem dieser ratternden Wracks zurück, die für das damalige Havanna so typisch waren. In der Batista-Diktatur sahen die meisten Angestellten im öffentlichen Dienst, Busfahrer oder Briefträger, ganz armselig aus; nur die Soldaten, die Hauptstütze des Regimes, waren gepflegt; dorthin ging eben das Geld. Mit ihren neuen, hellbraunen Uniformen, den gebü-

gelten Hosen, sauberen schwarzen Schuhen und ordentlichen Feldmützen wirkten sie wohlhabend und selbstzufrieden.

An jenem Abend sass hinter mir ein dunkelhäutiger junger Soldat, der mich nach der Uhrzeit fragte. Ich hatte mir genug Umgangsspanisch angeeignet, um zu verstehen, was er wollte, fühlte mich jedoch in der Beherrschung seiner Sprache noch nicht sicher; ich hob den Arm über den Kopf und zeigte ihm meine Uhr. Dann hielt der Bus bei meiner Haltestelle, und ich stieg aus, der Soldat ebenfalls. Der Weg zu unserem Haus führte durch einen sehr langen Häuserblock hindurch; dort war es zwar total dunkel, aber es war eine Strecke, die ich schon oft ohne jeden Zwischenfall zurückgelegt hatte. Diesmal nicht. Der Soldat, einige Schritte hinter mir, rief mich, und arglos, wie ich war, hielt ich an, um zu hören, was er wollte. Was er wollte, war Sex. Die Subtilitäten und Umständlichkeiten des Vorgeplänkels lagen ihm sichtlich fern; er packte meine rechte Hand mit seiner Rechten und begann, mit der Linken an meiner Hose herumzunesteln. Das reichte mir; ich riss meine Hand los und rannte, so schnell ich konnte, nach Hause. Er kam nicht hinter mir her.

Das Haus war still, alles schlief, und obgleich ich ausser mir war, wagte ich nicht, jemanden zu wecken. Aber ich war zutiefst ausser Fassung. Hatte dieser Perverse sich angelockt gefühlt – durch irgendein Verhalten oder durch mein glattes, unbefangenes, offenes Gesicht? War das der Grund – ich war erst sechzehn –, dass ich nie ein sexuelles Abenteuer mit einem Mädchen gehabt hatte, nicht einmal ein Vorgeplänkel? War ich irgendwie einer von *ihnen*? Als der Morgen kam und mich die Furcht und Verwirrung der Nacht nicht verlassen wollten, beschloss ich, meinem Vater diesen Vorfall zu berichten, und hoffte, er würde mich in meiner Qual ein wenig beruhigen. Ich wurde enttäuscht.

Ich bat meinen Vater nicht direkt, meine Befürchtungen zu zerstreuen, und beendete meinen Vortrag sogar mit einem Anflug von Grosstuerei: «In Gefahr war ich ja keinen Augenblick», sagte ich, «das sind alles Feiglinge, nicht?» Weit entfernt, mir die ersehnte Antwort zu geben, und ohne Gespür für den verzweifelten Ton in meiner Frage, teilte er mir das Nötige mit. Als liebevoller Vater war er über mein Erlebnis besorgt, aber ihm kam nicht in den Sinn, dass das letzte, was ich wollte, technische Belehrung war. Manche Homosexuelle, warnte er, liessen nicht locker, und

ich hätte Glück gehabt, dass mir nichts Schlimmes passiert sei. Keiner von uns kam wieder auf die Sache zurück.

Ich meine, man darf den Einfluss, den eine einmalige elterliche Fühllosigkeit auf das weitere Leben eines in Panik geratenen Jugendlichen hat, nicht überschätzen; dennoch lässt mich der Gedanke nicht los, dass mein Vater mir ziemlich viel düsteres Grübeln hätte ersparen können. Vielleicht hatte ich den Vorfall ja irgendwie selbst ausgelöst! Einige Jahre später, als junger Student an der Columbia University, erzählte ich einem vernünftigen Psychiater in New York von meinen Selbstzweifeln, und er klärte die Angelegenheit definitiv mit einer einzigen Frage: «Wenn Sie sexuelle Phantasien haben, woran denken Sie?» Ich antwortete ohne zu zögern: «An Frauen», und damit war die Sache erledigt. Mit sechzehn hatte ich meine Rettung nicht gefunden, weil ich mich nicht nach meinen Reaktionen gefragt hatte. Mag sein, dass mein Interesse an der Psychoanalyse – Selbsthilfe mit Unterstützung – auf diesen Augenblick zurückgeht. Wie immer: Die unschöne Geschichte war ein später Beweis dafür, dass ich drei oder vier Jahre zuvor recht gehabt hatte, als ich meine Eltern nicht darum bat, mir beim Versuch, zwischen den Untiefen der erwachenden Sexualbedürfnisse hindurchzusteuern, behilflich zu sein.

Warum habe ich mich entschlossen, diesen intimen Mitteilungen soviel Raum zu gewähren? Man muss kein Anhänger Freuds sein, um anzuerkennen, dass frühe sexuelle Erlebnisse zwangsläufig ihren Stempel im Liebesleben eines Menschen und damit auch in seiner erwachsenen Persönlichkeit hinterlassen. Natürlich geht jedes Individuum seinen eigenen Weg zur Reife, aber dieser weist höchstwahrscheinlich eine gewisse Familienähnlichkeit mit zahllosen anderen Entwicklungen auf. Ich kann nicht sagen, wie repräsentativ ich war, doch immerhin teilte ich die Lebensgeschichte von Tausenden anderer jüdischer junger Leute in Nazideutschland: Wir alle mussten inmitten massiver Verleumdungen unserer «Rasse» und zunehmender Bedrohungen unseres Lebens – Bedrohungen, die selbst schon, ohne jeden Umweg, ein Schlag gegen die Männlichkeit waren, gegen das sichere Gefühl, begehrenswert zu sein – mit unseren Hormonen zu Rande kommen. Die Leiden und Erniedrigungen, die das Regime uns jungen deutschen Juden aufzwang, haben unsere Sexualentwicklung bestimmt schlimm gestört und verzögert. Ich weiss nicht, wie andere damit fertig

wurden, aber was mich betrifft, ist dies nur ein weiteres Beispiel dafür, wie Mitte der dreissiger Jahre die Aussenwelt mein Innenleben zerrüttete.

Mit Blick auf meine spätere Hinwendung zur Psychoanalyse sei hier noch eine viel frühere Begegnung mit dem Erotischen erwähnt. Ich weiss nicht mehr genau, wie alt ich damals war, aber eines Tages stiess ich in einer der vielen Zeitschriften, die wir abonniert hatten, auf einen Artikel. Der Autor entrüstete sich über einen gewissen Dr. Sigmund Freud, der offenbar glaubte, dass eine Mutter beim Stillen ihres Säuglings sexuelle Empfindungen verspürt. Das sei, so der Vorwurf des Journalisten, eine schändliche Herabwürdigung, die eine der heiligsten Beziehungen des Lebens in den Schmutz ziehe. Ich ahnte zwar nicht, was oder wer da verurteilt wurde, aber die Vehemenz des Autors weckte mein Interesse; der Gedanke, dass die Sexualität, was immer das bedeuten mag, sich auch in angeblich unschuldigen Handlungen wie dem Stillen bemerkbar macht, blieb schwer fassbar für mich, schien aber unerschöpfliche Möglichkeiten zu bergen. Manchmal kann wohl auch Lesen Schicksal sein.

Sechstes Kapitel

Überlebensstrategien

An einem frühen Nachmittag im Sommersemester 1961 – ich lehrte damals schon seit mehr als einem Dutzend Jahren an der Columbia University – sass ich in meinem Büro in Hamilton Hall und schrieb an einer Vorlesung. Ich gab Vorlesungen in einem zweisemestrigen Grundstudiumskurs über die Französische Revolution und Napoleon und arbeitete jedes Jahr Teile davon um.

Wir waren gerade beim Jahr 1805, den Anfängen des Ersten Französischen Kaiserreichs, angelangt, als Napoleon sich mit Plänen zu einer Invasion Englands trug. Sein Projekt war phantastisch, fast unvorstellbar; es sah vor, die britischen Kriegsschiffe aus dem Mittelmeer und dem Ostatlantik weg- und zu den Westindischen Inseln hinzulocken, dort in der Karibik ein wenig mit ihnen Verstecken zu spielen und dann plötzlich im Eiltempo zum Kanal zurückzujagen, wo französische Landungsboote die Soldaten auf englischem Boden absetzen sollten, ungeschützt ohne seine bewährte Barrikade, die Kriegsmarine.

An Militär- oder Seefahrtsgeschichte hatte ich nie besonderes Interesse, aber als Vorspiel zur beispiellosen Zerstörung der französischen und spanischen Flotte bei Trafalgar und zu Admirals Nelsons Tod fand ich dieses Geschehen fesselnd. Nelsons denkwürdiges Ende war ebenso heroisch wie tollkühn: In Reichweite der französischen Schützen zeigte er sich mit all seinen in der Sonne glitzernden Orden an Deck. Als ich mich über eine detaillierte Karte der Kleinen Antillen beugte, verspürte ich plötzlich einen Drang, wie ich stärker kaum je einen empfunden habe, ebenso unerklärlich wie unwiderstehlich. Hilflös wie ein Schlafwandler liess ich mich treiben. Ich legte den Federhalter hin, zog meine Jacke an, ging über den Columbia-Campus, nahm die Subway bis zur 34th Street und ging zu Gimbel's. Mein Wahnsinn hatte gewissermassen Methode: Gimbel's hatte ich gewählt (oder es

hatte mich gewählt), weil es eine umfangreiche, gut bestückte Briefmarkenabteilung besass.

Irgendwie wusste ich, dass ich am richtigen Ort war. In meinem Arbeitszimmer in der Columbia University, wo ich mir jene Inseln ansah, zwischen denen Franzosen und Engländer ihr tödliches Spiel gespielt hatten, gewannen Namen wie Barbados, Grenada, St. Kitts & Nevis eine eigentümliche Macht über mich. Was mich zu den Ladentischen von Gimbels trieb, war eine gebieterische Frage an mich selbst: Warum sitzt du hier und arbeitest an einer Vorlesung, wenn du Briefmarken sammeln kannst? Woher die Frage kam und warum sie so unwiderstehlich war, war mir ein Rätsel, aber sie kam und *war* unwiderstehlich. An Gimbels' Briefmarktischen kaufte ich wie ein unersättlicher, aber verblüffend sachkundiger Anfänger die nötige Ausstattung: eine Pinzette, ein Vergrößerungsglas, die nötige Menge Falz, leere Seiten, auf denen ich meine Erwerbungen nach eigenem Gusto anordnen wollte, und natürlich Briefmarken. Früher hatte ich britische Kolonialinseln gesammelt, und nun waren britische Pazifikinseln (zumal Nord-Borneo und Umgebung – etwa Sarawak) durch die vor einer halben Stunde gelesenen Namen mit einem Mal, in einer naheliegenden Ideenassoziation, heraufbeschworen worden. Wie unter Hypnose wanderte ich von Tisch zu Tisch, von Album zu Album; ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Dann fiel mir plötzlich ein, dass ich zu einer Doktorprüfung musste. In aller Eile bezahlte ich meine Beute und jagte mit dem Taxi in den Norden Manhattans zurück. Natürlich kam ich zu spät; ich murmelte eine Entschuldigung und tat so, als sei ich ganz Ohr für die Fragen und Antworten, obgleich ich mit meinen Gedanken woanders war. Ebenso unerwartet wie ungebeten war meine Vergangenheit energisch mitten in meine Gegenwart hineingeplatzt.

Der Vorfall hatte Folgen: Ich begann wieder, Briefmarken zu sammeln, fast so begeistert, wie ich es in meiner Kindheit getan hatte. Und ich lernte etwas über die sechs Jahre, die ich in Nazi-Deutschland verbracht hatte: Damals hatte ich Überlebensstrategien entwickelt, mit denen ich mir in dem Irrenhaus, in das mich der Zufall der Geburt und die Perversität der Geschichte geworfen hatten, soviel Verstand wie möglich zu bewahren suchte. Da diese Strategien 1936 voll ausgebildet waren, empfiehlt es sich,

hier den Faden der Chronologie fallen zu lassen und sie näher zu betrachten.

Meine Eltern waren natürlich ein Zufluchtsort; mit ihrem blossen Dasein eine Insel der Ordnung und Vernunft. Es war wichtig, dass wir uns hatten, und obgleich meine Mutter weniger zugänglich war als mein Vater, gehörte sie zu dem Team, aus dem ich mehr Trost schöpfte, als mir damals bewusst war. Wenn ich nach Hause kam und die Wohnungstür hinter mir schloss, sperrte ich – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – die Aussenwelt aus. Mein Vater dämpfte die Spannung, in der ich mehr und mehr lebte, indem er mir immer versicherte, dass ich so gut der Mensch war, der zu sein ich hoffte und der nicht zu sein ich befürchtete. Glaub' nichts von allem, was sie im Radio sagen und in der Zeitung schreiben, sagte er häufig, und halb glaubte ich ihm. Immerhin verschaffte mir seine in überzeugtem Ton ausgesprochene Warnung eine gewisse Distanz gegenüber der täglichen Litanei der Verleumdungen.

Auch die kleinen, despektierlichen, regierungsfeindlichen Witze, die mein Vater gern erzählte wie viele andere, die seine Lage teilten, taten mir wohl. Ich erinnere mich beispielsweise an folgendes Wortspiel. Als er einmal mit mir an einem Kiosk vorbeikam, wo die neuesten Zeitungen auslagen, erspähte er eine Schlagzeile, die ihn amüsierte. Am Vorabend hatte Hitler in einer Rede über die internationale Situation verkündet, er vertraue darauf, dass alle Fragen, in denen die Grossmächte uneins seien, friedlich gelöst werden könnten. Lange Passagen aus diesem eigenützigen Märchen füllten die Titelseiten der Zeitungen, und eine hatte ihren Aufmacher mit der Schlagzeile versehen: *Ich aber glaube an einen langen Frieden*. Zog man das zweite und dritte Wort dieses Glaubensbekenntnisses, *aber* und *glaube*, zusammen, so erhielt man *Aberglaube*. Solche Wortspielereien waren kleine Steine in der Schutzmauer, die wir gegen die Schufte, die unser Leben in der Hand hatten, zu errichten suchten.

Witze, mit gedämpfter Stimme und an sicherem Ort erzählt, waren unsere kümmerlichen Waffen. Wie sieht der vollkommene Arier aus? Er ist so gross wie Goebbels, so schlank wie Göring, so blond wie Hitler. Oder dieser: Was passiert, wenn Hitler mit seinem Auto an einem Bauernhaus vorbeibrummt und einen Hund überfährt? Ein bisschen verlegen sagt Hitler zwei mitfahrenden

SS-Männern, sie sollten ihn bei dem Besitzer entschuldigen, während er im Auto warten wolle. Es dauert eine Weile, dann kehren die Boten zurück, beladen mit Geschenken: einer Kiste Apfel, einem Korb Pflaumen, einigen Paar Würsten. Erstaunt fragt der Führer, was denn losgewesen sei. «Wir kamen ins Haus», berichtet der eine SS-Mann, «und sagten ‚Heil Hitler! Der Hund ist tot!‘» Zugegeben: Ein aufstrebender Komiker würde mit solcherart Esprit bestimmt keinen Vertrag bekommen. Uns aber bedeutete es viel. Zwar wussten wir, dass Witzeerzählen etwa soviel Wirkung hat, als werfe man Papierflugzeuge gegen einen Panzer, und nur schwer lässt sich nachvollziehen – oder vermitteln –, wieviel Erleichterung uns dieser Übermut verschaffte, und sei’s nur für einen Augenblick. Doch wenn wir uns bei allem ein wenig Verstand bewahren konnten, so lag das an diesen kleinen improvisierten Festen. Für kurze Zeit konnten wir unsere Peiniger abschütteln und zeigen, wie uns zumute war – so wie mein Vater, als er im vollbesetzten Olympiastadion aufsprang und rief: «Die Mädchen haben den Stab verloren!»

Ich vervollkommnete meine Strategien, ohne mir bewusst zu sein, dass ich es tat. «Vervollkommnete» ist eigentlich zuviel der Ehre. Die Strategien boten sich gewissermassen an, und ich holte aus ihnen heraus, soviel ich konnte. Jede von ihnen zeigt, wie in einer Notlage das scheinbar Triviale eine unverhältnismässig grosse Bedeutung für das persönliche Leben bekommen kann.

Die erste meiner Strategien war das Briefmarkensammeln. Ganz bescheiden hatte es angefangen; als ich acht oder neun war, schenkten meine Eltern mir ein Briefmarkenalbum. Es war unzweideutig für den blutigen Anfänger bestimmt: billiges Papier und beidseitig bedruckte Blätter, auf denen – leere oder mit der groben Abbildung einer Briefmarke ausgefüllte – Kästchen zu sehen waren. Die wertvollsten Stücke eines Satzes, zehn Mark oder fünf Pfund oder ähnliches, fehlten in aller Regel; vernünftigerweise gingen die Hersteller des Albums davon aus, dass ein Sammler, der bereit ist, seine Schätze einem so kümmerlichen Behältnis anzuvertrauen, solche Briefmarken gar nicht aus dem eigenen Portemonnaie bezahlen kann. Um meine Freude an dem Album noch zu vergrössern, waren auf seinen Seiten bereits mehrere Briefmarken eingeklebt. Ich habe damals auch «geklebt»,

denn mehrere Monate lang setzte ich, da ich es nicht besser wusste, die Briefmarken, die man mir schenkte, mit Leim an den vorgesehenen Platz. Erst als ich mir etwas gehobeneres Sammlerwissen angeeignet hatte, gab ich dieses barbarische Verfahren auf und befestigte jede Briefmarke mit einem Falz auf ihrer Seite.

Ich war hingerissen von dem Geschenk und begann, bei Verwandten und Freunden um Briefmarken zu betteln. Die zuverlässigste Quelle war mein Vater mit seiner umfangreichen Auslandskorrespondenz. Aber schon bald entwickelte er, zu unser beider Überraschung, ein mehr als nur väterliches Interesse an meinem neuen Steckenpferd. Zwar half er mir weiterhin grosszügig, indem er mir Briefmarken kaufte und aufbewahrte, aber zusätzlich fing er selbst an zu sammeln, und zwar ernsthaft. Von dieser späten Leidenschaft profitierte ich sehr: Nicht nur kam ich an bessere Alben und teurere Briefmarken heran, ich konnte auch Philatelisten-Zeitschriften und Spezialkataloge – mein Vater war sehr gründlich! – mitbenutzen. Während ich selbst eine bescheidene Sammlung von den britischen Kolonialinseln aufbaute (siehe Nord-Borneo), konzentrierte er sich auf deutsche Briefmarken, sei's auf seltene Sätze wie eine Zeppelin-Serie oder auf Fehldrucke, bei denen ein Bild auf dem Kopf oder eine falsche Zahl im Beitext stand. Diese seltenen Fehler sind für jeden ernsthaften Briefmarkensammler eine Freude, besonders wenn er sie selber entdeckt. Ich hatte das Glück, einer dieser kleinen Kolumbusse zu sein. In einem Satz von 1935 zum dreihundert- beziehungsweise zweihundertfünfzigsten Geburtstag der drei grossen deutschen Komponisten Schütz, Bach und Händel war auf der Bach-Briefmarke der Geburtstag in kleinen Zahlen mit 1635 statt 1685 angegeben, ein Fehler, der schwer zu entdecken war. Dieses fieberhafte Durchsuchen ist vielleicht etwas verrückt, ich fand es fesselnd, und das war es, was nach dem Januar 1933 zählte.

Die Leidenschaft meines Vaters war politisch neutral. Als er aus Gründen der Vollständigkeit – und Sammeln ist wenig mehr als das Streben nach philatelistischer Vervollkommnung – überzeugt davon war, dass er auch einen Vierersatz mit Hitlers verhasstem Gesicht brauchte, kaufte er ihn. Hitler viermal! Diese Beschäftigung war anregend, aber sie wurde noch interessanter, als wir gemeinsam anfangen, Briefmarkenausstellungen zu besuchen, um zu sehen, wie grosse Sammler ihre Ausbeute zur Schau stellen. Diese

Virtuosen der Philatelie erklimmen Gipfel des Raffinements, von denen mein Vater, ganz zu schweigen von mir, nur träumen konnte. Ihre Blätter trugen keine vorgedruckten Titel oder Hinweise, wo die Briefmarken einzuordnen waren; alle waren handschriftlich bezeichnet und nicht etwa mit Falz befestigt (anspruchsvolle Sammler finden die leichte Falz-Spur auf einer tadellosen Briefmarke ärgerlich), sondern in kleine Cellophanpapierstreifen vor schwarzen Hintergrund gesetzt, um jedes Juwel hervortreten zu lassen. Ausserdem standen sie nicht eng beieinander, und der leere Raum auf jeder Seite wirkte wie ein den wenigen vorbehaltenes Reichthum. Wir waren erstaunt, ein bisschen eingeschüchtert, aber bereit, uns von den Überlegenen belehren zu lassen.

Über das Eindringen meines Vaters in mein Revier empfand ich keinerlei Erbitterung. Alles andere als feindselig trug es vielmehr zur Festigung unseres ohnehin schon engen Bundes bei. Im allerbesten Einvernehmen arbeiteten wir zusammen. Dass er ernsthafte Beträge ausgeben konnte, ich aber mit meinem Taschengeld nur ein paar Pfennig, war nur natürlich. Er war ein Geschäftsmann, ich ein Schüler. Mit der Zeit schufen wir uns eine Arbeitsteilung, die für beide befriedigend war: Mein Vater kaufte alle Briefmarken, die er sich leisten konnte, während ich mich auf ein billiges, aber faszinierendes Sondergebiet konzentrierte, auf deutsche Marken der Inflationszeit.

Nach dem Ersten Weltkrieg verlor die deutsche Währung – nach der Besetzung des Rheinlands durch ausländische Truppen, der oft in Gewalt umschlagenden sozialen Unruhen und der exorbitanten Reparationszahlungen – immer mehr an Wert, zunächst noch in gemässigtem, von 1922 an in atemberaubendem Tempo. In dem Fotoalbum, mit dem meine Mutter meine Entwicklung festhielt, fand ich eine Eintragung, die von dem gewaltigen Verfall der Mark zeugt: Am 10. November 1923 kostete der Bahntransport meines Kinderwagens von Berlin nach Breslau, wo wir meine Grosseltern besuchten, 2,5 Billionen Mark und ein Taxi vom Bahnhof zu unserer Wohnung 2 Billionen. Als ich viereinhalb Monate zuvor geboren wurde, liess man mich für 20 Dollar in die Welt hinein, aber nur, weil meine Eltern über ein bisschen amerikanische Währung verfügten.

Während dieses schwindelerregenden Wertverfalls machten die Briefmarken die allgemeine Inflation mit, und das Hauptpostamt

in Berlin konnte den Bedarf an Marken mit immer höheren Nennwerten nicht mehr decken. Zwar druckte man zunächst einfach den neuen Wert – 100'000 Mark oder was immer das Porto an einem bestimmten Tag betrug – auf die alte Briefmarke und verdeckte den früheren mit einem schwarzen Balken. Aber diese Methode erwies sich im Jahr 1923 als zu schwerfällig, so dass die Hauptpost dazu überging, ihren grossen Zweigstellen in Köln, Hamburg oder München telefonisch mitzuteilen, welche neuen Werte aufgedruckt und welche Drucktypen benutzt werden sollten. Von Amts wegen hätten alle Briefmarken von Königsberg bis Stuttgart genau gleich aussehen müssen, aber ein scharfes Sammlerauge konnte auf winzige Abweichungen stossen, an denen die Herkunftsstadt der jeweiligen Briefmarke zu erkennen war. Als diese klägliche Tragikomödie des deutschen Fiskus mit der Einführung einer neuen Währung am 1. Dezember 1923 plötzlich beendet war, sassen die Postämter auf Tausenden und Abertausenden unbenutzter Briefmarken, die auf dem Sammlermarkt fast zum Nulltarif feilgeboten wurden.

Das war meine Chance. Ich bekam Briefmarken für beinahe gar nichts und sortierte sie mit Hilfe eines Spezialkatalogs, um meine Sammelblätter genauso aufzubauen, wie ich es in den Ausstellungen gesehen hatte. Für einen jungen Sammler mit begrenzten Mitteln war das eine ideale Sache. Ich konnte Originalität beweisen und doch zahlungsfähig bleiben. Leider ist diese Sammlung, genau wie meine ersten literarischen Versuche, im Trubel der Auswanderung verloren gegangen. Aber sie hatte ihren Zweck erfüllt. Meine Eltern und ich bildeten, wie schon erwähnt, eine Insel der Ordnung und Vernünftigkeit, und die Liebe zu Briefmarken, die mein Vater und ich teilten, war auf dieser Insel offenbar eine Art Festung, die uns gegen die Zwänge der Aussenwelt eine gewisse Immunität verlieh. Wenn wir beide durch eine Ausstellung gingen, waren wir anonym – wir sahen aus und verhielten uns wie gestandene Briefmarkensammler, und niemand konnte erraten, dass wir verabscheuungswürdige Juden waren, die dort eigentlich gar nichts zu suchen hatten. Ohne Frage gaben uns diese Ausflüge ein falsches Gefühl der Sicherheit, auch wenn uns die Angstphantasie nie verliess, jemand könne uns entlarven. Aber schliesslich war es alles, was wir hatten.

Obgleich das Briefmarkensammeln eine Strategie war, die mir gute Dienste leistete, sorgte der Sport für noch grössere Begeisterung, für Ablenkung im doppelten Wortsinn: Er unterhielt mich und lenkte meine Aufmerksamkeit auf Dinge, die vom deutschen Inferno weit weglagen. Beides rührte an meinen innersten Wesenskern; beides sublimierte das rohe Triebverlangen. Die Befriedigung, wenn ich einen Briefmarkensatz mit einem unerwarteten Fund vervollständigen konnte oder einen ungewöhnlichen Entwertungsstempel entdeckte, war ein Kind des Jagdtriebs. So schien es mir ganz natürlich, dass praktisch alle ernsthaften Briefmarkensammler Männer waren und meine Mutter bestenfalls wohlwollendes und etwas belustigtes Interesse zeigte, wenn sie ihre beiden Männer über den Neuerwerbungen sitzen sah.

Freilich war der Sport weniger kultiviert. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat William James in seiner berühmten Vorlesung «The Moral Equivalent of War» vorgeschlagen, dass die Verausgabung von Kraft für friedliche Ziele genutzt werden könnte, um der angeborenen menschlichen Kampflust eine Alternative zu ihrer destruktiven Ausdrucksform zu bieten; aber diese Hoffnung hat sich nur selten erfüllt. Wie die Geschichte des Sports zur Genüge zeigt, konnten auf die Spitze getriebene oder mit Lokalpatriotismus und Nationaldünkel aufgeladene Rivalitäten oftmals Wettkämpfer wie Zuschauer dazu verleiten, auf das – hinter unserer getünchten Fassade lauernde – wilde Tier zurückzufallen. Weit entfernt, Spieler und Fans zu zivilisieren, hat der Sport sie oft brutalisiert.

Die spannende Woche, die mein Vater und ich bei den Olympischen Spielen verbrachten, habe ich schon geschildert. Sein Leben lang schwärmte mein Vater für Leichtathletik und war mit Läufern befreundet. Aber seine grosse Liebe – und mit Sicherheit meine – galt dem Fussball. Ich sah, dass er in seinen besten Momenten etwas wirklich Schönes sein konnte. Wegen seiner notorisch geringen Zahl von Toren ist er in den Vereinigten Staaten nie wirklich populär geworden. Aber weltweit berauschen sich Abcrmillionen von Zuschauern – damals wie heute – am Spielfluss, am plötzlich ausbrechenden Angriff oder am geschickten Pass eines Spielers, der eine scheinbare Pattsituation in eine Torchance verwandelt. Fussballfans – und ich gehöre zu ihnen – werden immer darauf bestehen, dass ein Spiel ohne Tore von Anfang



Abb. 8:1937: im Fussballdress – ich spielte nur gelegentlich und nicht gut – auf dem Balkon der Wohnung, in die wir im Vorjahr umgezogen waren.

bis Ende aufregend sein kann. Die einzige amerikanische Parallele dazu ist vielleicht das Pitcherducll im Baseball.

Man hat den Fussball mit Ballett verglichen, aber er ist viel improvisierter, viel weniger organisiert. Der Trainer bereitet die Spieler zwar auf bestimmte Aufgaben und auf das Zusammenspiel der Mannschaft vor, wovon der Sieg abhängt. Ansonsten aber ist jeder Augenblick neu und erfordert die momentane Reaktionsfähigkeit des Einzelnen. Die Aufmerksamkeit, die der Fussball beansprucht, konnte deshalb sogar Hitler aus meinen Gedanken verbannen – wenigstens für die Dauer des Spiels.

In meiner Dankbarkeit idealisiere ich vielleicht. Es gab Fussballer – ich habe sie selbst gesehen –, die lieber auf das Schienbein des Gegners als auf den Ball zielten. Und mit anderen Zuschauern habe ich lauthals meinen Arger kundgetan, wenn Spieler den Spielfluss unterbrachen, indem sie sich den Ball gegenseitig sinnlos und ohne Terraingewinn zuspielten oder ihn, nachdem sie ideen-

los dastanden, an den Torwart Zurückgaben. Ebenso vehement beschimpften wir Stürmer, die beim Angriff die Nerven verloren und entweder einen leichten Schuss versiebtten oder tölpelhaft danebenschoßen.

Meinen Vater hatte das Fussballfieber als Junggeselle in Frankfurt am Main gepackt; der für seine Läufer und seine Fussballmannschaft gleichermaßen berühmte Sportverein Eintracht Frankfurt wurde ihm zur Heimat. Unter den Fotos, die wir aus Nazi-Deutschland retten konnten, sind mehrere Bilder von diesen Spielern, die er die ganzen Jahre über aufhob. Ich betrachte sie nie, ohne mich liebevoll an ihn, den schwärmerischen Sportamateur, zu erinnern. Die sorgfältige Beschriftung auf der Rückseite der Bilder, wo er die Personen samt ihren besonderen Leistungen nennt, ist ein beredtes Zeugnis dafür, dass er mit ganzem Herzen an diesem Sport gehangen hat. Es gibt Gruppenfotos von Staffelmansschaften und von der Fussballmannschaft der Eintracht, auf denen mein Vater mitten unter den Sportlern steht. Es gibt Bilder von Sportlern: eine Läuferin, die in jener charakteristischen, verrenkten Haltung, mit der sie ihre Zeit noch um den Bruchteil einer Sekunde zu verbessern sucht, das Zielband zerreisst; ein Sprinter, der gerade einen weiteren Sieg für Eintracht holt.

Als heiterer und angenehmer Mensch gehörte mein Vater zu jenen verlässlichen Anhängern, die den Lebensnerv jedes Sportvereins bildeten, zu den Schlachtenbummlern. Betrieben wurden die Vereine damals von Amateuren, die Zeit und oft Geld spendeten, und die unter dem Vereinsbanner kämpfenden Sportler sollten eigentlich auch Amateure sein. Der echte Fan, wie mein Vater, leistete daher bei offiziellen Sitzungen oder geselligem Beisammensein freiwillige Arbeit für seinen Klub; bei Heimspielen jubelte er seinen Jungen – und Mädchen – lauthals zu und, was noch wichtiger war, begleitete sie zu Spielen, die ausserhalb stattfanden, fuhr mit ihnen in die Höhle des Löwen, um von den Zuschauerplätzen aus die heftig benötigte Unterstützung zu bekunden und der stimmungsgewaltigen Anhängerschaft des Konkurrenten wenigstens halbwegs Paroli zu bieten.

Nicht alle Amateure waren ohne Sünde. Extrem streng in Sachen Reinhaltung des Sports war das Internationale Olympische Komitee, in dem Männer aus den höheren Gesellschaftsschichten sassen; aber seine hysterische Angst vor einem möglichen Skandal

wurde schliesslich selbst zum Skandal. Der berüchtigste Fall, den ich miterlebt habe, war die Disqualifizierung des grossen finnischen Sportlers Paavo Nurmi, jenes Langstreckenläufers, der beim Wettlauf eine Stopuhr in der Hand hielt und zwischen 1920 und 1928 zwanzig Weltrekorde aufstellte sowie neun olympische Goldmedaillen einheimste. Die damaligen Verantwortlichen beschlossen, ihn 1932 von der Teilnahme an der Olympiade auszuschliessen, weil er für einige Läufe Geld genommen hatte, und erklärten ihn damit zum Niedrigsten unter den Niedrigen: zum Profi. Dieser anmassende Legalismus irritierte meinen Vater und mich. Doch die deutschen Fussballmacher liessen den Spielern sehr viel mehr Bewegungsfreiheit; gegenüber Berufen zum Beispiel, die wenig Anforderungen stellten und neben der Arbeit auch Zeit für Training liessen, drückten sie beide Augen zu. Wie harmlos war damals der ganze Sport, als Nurmi noch als grosser Sünder gebrandmarkt werden konnte. Man braucht sich nur die Fotos von den improvisierten Aschenbahnen oder den primitiven Zuschauerbereichen anzusehen, um den Eindruck zu bekommen, als hätten die Sportler der Zwischenkriegszeit im Vergleich zu den heutigen Sportmillionären in einer anderen Welt gelebt. Und so war es auch.

Nach seiner Umsiedlung von Frankfurt nach Berlin, im Jahr vor meiner Geburt, erweiterte mein Vater sein Engagement und wurde zum Anhänger des Berliner Vereins Hertha BSC, ohne seine Freundschaften zu den Frankfurter Spielern aufzukündigen. Besonders eng befreundet war er mit dem Eintracht-Verteidiger Willy Pfeiffer und dessen Frau. Als mein Vater 1922 umzog, gab Pfeiffer ihm sein Foto und schrieb auf die Rückseite: «Meinem lieben Freund». Während dieser Freundschaftsbeweis nichts Ungewöhnliches an sich hat, verhält es sich mit einem zweiten Foto ganz anders. Es zeigt Pfeiffer mit seinem jungen Sohn und trägt das Datum «20. April '39» – eine Woche vor unserer Ausreise. In solch einem Augenblick war ein solches Zeichen der Zuneigung, das zwar unscheinbar aussah, in Wirklichkeit aber riskant war, eine politische Botschaft. Ungeachtet aller Verlautbarungen der Rassentheoretiker bekannte sich Pfeiffer zu meinem Vater und grüsste ihn einfach als einen Deutschen, von dem er sich keinesfalls distanzieren wollte. Die Ironie, die im Datum –

Hitlers Geburtstag – steckte, kann keinem von beiden entgangen sein.

Sein Stadion hatte der neue Verein meines Vaters in Gesundbrunnen, nicht weit von Onkel Siegfrieds Wohnung. Es war schlicht, aber brauchbar, fasste annähernd 35'000 Zuschauer und wurde mir zum zweiten Zuhause. An der einen Längsseite des Spielfeldes befanden sich überdachte Sitzplätze; an den übrigen gab es Stehplätze mit hüfthohen, in den Boden eingelassenen Metallgeländern, auf die man sich aufstützen konnte, um die Füße zu entlasten. Von den beiden Schmalseiten hinter den Toren war nur eine Hälfte des Spielfeldes gut zu sehen; deshalb verschmähte ich sie und war immer so früh im Stadion, dass ich möglichst nah am Mittelfeld zu stehen kam.

Als Fussballfan war mein Vater ebenso passioniert und lernbegierig wie als Briefmarkensammler. Er abonnierte zwei Wochenblätter, *Der Kicker* und die *Fussballwoche*, und wie ein regelrechtes Eichhörnchen – der Fan als Sammler – hob er alle Nummern auf. Als wir Deutschland verliessen, hatten wir von beiden Zeitschriften immer noch zwei vollständige Serien. Sie enthielten das Übliche: ausführliche Berichterstattung über wichtige Spiele, Interviews mit Fussballstars, Hinweise auf Spiele der nächsten Woche und natürlich den vollständigen Tabellenstand. Und als Zugabe für kosmopolitisch gesonnene Zuschauer berichteten sie recht ordentlich über ausländischen Fussball, vor allem aus England.

Den Fussball verdankt die Welt England, er gehört zu seinen unumstrittensten Exportgütern. Gespielt wurde er zunächst, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, von den Schülern jener exklusiven Privatschulen, die die Engländer «public schools» nennen; in den sechziger Jahren wurde das Spiel dann an einheitliche Regeln gebunden und fand stürmischen Anklang beim breiten Publikum. Vom englischen Vorbild erhielten andere fussballspielende Länder ihre Anregungen und später auch Trainer; Englands Nationalelf galt als unschlagbar, jedenfalls wenn sie den Heimvorteil hatte.

Sofort reihte ich mich unter die Verehrer ein und erwählte mir die englische Mannschaft Arsenal, einen erstklassigen Londoner Fussballverein. Mehrere seiner Spieler waren ständige Mitglieder der Nationalelf, und er hatte zahlreiche Meisterschafts- und ebenso heissbegehrte Pokalgewinne vorzuweisen. Berühmt geworden ist dieser innovative Verein wegen seiner neuen Aufstellung der

Spieler auf dem Feld. Ich brauche hier nicht ins Detail zu gehen; wichtig ist aber der Grund, weswegen ich ein überzeugter Arsenal-Anhänger geworden bin. Ein echter Fussballfan sucht sich die Mannschaft, die er anfeuern will, nur selten deshalb aus, weil sie sich als Siegerin bewährt hat. Als Liebesobjekt wählt sie der Zuschauer zumeist aus esoterischen, mal einsichtigen, mal irrationalen, aber immer zutiefst privaten Motiven: die Vorliebe des Vaters (mit Sicherheit habe ich mein Engagement für Hertha von meinem Vater «geerbt»), ein faszinierender Spieler, die Vereinsfarben. Aber Arsenal? Ich war nie in England gewesen und konnte kein Englisch; hätte ich die Mannschaft, ohne ein Programm zu haben, in einem Stadion gesehen, hätte ich Arsenal nicht von Chelsea oder Leeds oder Manchester United unterscheiden können. Aber ich brauchte einen verlässlichen Sieger, der mich von einer Situation ablenken sollte, in der ich dazu verurteilt war, auf der Verliererseite zu stehen.

Bei genauerer Betrachtung jener Gefühle und Handlungen, in denen ich meine Überlebensstrategien im Nazireich erkannte, wurde mir ohne Weiteres klar, dass meine Liebe zu Arsenal (und beinahe ebenso sehr zur Berliner Mannschaft Hertha BSC) nicht minder exzentrisch wirken muss als meine Beschäftigung mit Briefmarken aus einem weit entfernten, halbwegs unzivilisierten Land, das ich nie sehen würde. Daher war ich ziemlich erleichtert, als mein Freund Stefan Collini, der an der Cambridge University lehrt und sich im Rugby besser auskennt als ich im Fussball, mich auf Nick Hornbys autobiographisches Buch *Fever Pitch*, die wohl beste Studie aller Zeiten über die absonderliche Symptomatologie des Fans, aufmerksam machte.

Vermutlich fand ich dieses Buch so fesselnd und überzeugend, weil die Mannschaft, in deren Bann Hornby geriet, mein Arsenal war. Darüber hinaus hat mir seine Diagnose als voll und ganz zutreffend eingeleuchtet. Als er sich in den Fussball verliebte – so nennt er es –, war er elf, im selben Jahr kam er auf das humanistische Gymnasium, machte eine ernsthafte Gelbsucht durch und, was das Bitterste war, erlebte das Auseinanderbrechen der elterlichen Ehe. «Ich müsste ausserordentlich prosaisch sein, zu glauben, dass das Arsenalfieber, das mich sehr bald ergreifen sollte, nichts mit diesem Durcheinander zu tun hatte.» Und er fragt sich, «wie viele andere Fans irgendein entsprechendes Freud'sches Drama

finden könnten, wenn sie die Umstände untersuchen würden, die zu ihrer Besessenheit geführt haben». Natürlich «ist Fussball ein tolles Spiel und alles, aber was trennt diejenigen, die glücklich sind, einem halben Dutzend Spiele pro Saison beizuwohnen – die grossen Spiele anzuschauen, sich vom Mist fernzuhalten, sicherlich der vernünftige Weg –, von denen, die sich gezwungen fühlen, jedem Einzelnen beizuwohnen?» Seine Fragen mündeten schliesslich in eine «Theorie des Fanseins als Therapie» (*Fever Pitch. Ballfieber – Die Geschichte eines Fans*, Köln 1997, S. 22). Auch für mich war das Fansein eine Therapie, obgleich ich gegen ein anderes Trauma ankämpfte als Hornby.

Als um das Jahr 1929 – ich war sechs – Hertha zum ersten Mal in meinen Gesichtskreis trat, hatte die Mannschaft qualvolle Jahre der Beinahe-Siege hinter sich: Viermal in Folge, von 1926 bis 1929, hatte sie in der Deutschen Meisterschaft das Finale erreicht, und viermal war sie geschlagen worden. Hertha BSC war im Prinzip eine prachtvolle Mannschaft, über der aber ein Fluch hing. Im Jahr 1930 sass mein Vater, meine beiden Vettern und ich vor unserem kleinen knisternden Radio, um zu hören, ob Hertha nun endlich, im fünften Finale, die Meisterschaft gewinnen würde. Und sie gewann: in einem nervenaufreibenden Spiel, ganz knapp mit 5 zu 4 Toren. Ein Jahr später siegte die Mannschaft noch einmal. Bis heute weiss ich die Namen der meisten Sportler, die auf Herthas Liste standen (mein Vetter Edgar konnte sie alle herunterbeten). Als ich anfang, allein zu Hertha-Spielen zu gehen, lag der Glanz der einzigartigen Vergangenheit noch über dem Stadion, obgleich die grosse Zeit des Vereins beinahe vorbei war.

Die Atmosphäre im Herthastadion war ausgelassen, aber nicht bedrohlich. Nie stürmten die Fans das Spielfeld; meist brüllten sie harmlose Beschimpfungen oder die Namen von Lieblingsspielern. Wenn Hertha ein Tor schoss oder wenn es einfach mit ihnen durchging, riefen die Anhänger im Chor: «Ha! Ho! He! Hertha BSC!» Nicht gerade genial, aber herzlich. Und machte die Gegenseite Tore, zumal wenn es um den Berliner Hauptkonkurrenten Tennis Borussia ging, intonierten die Fans der anderen ihren eigenen Slogan, eine böse Parodie: «Hi! Ha! Ho! Hertha ist k.o.!»

Unser Lieblingsruf war «Hanne! Hanne!», mit dem der grosse Köhner unter den Herthanern, Hans Sobck, angespornt wurde.

Mir schien es nur recht und billig und gar nicht überraschend, dass mein Vater diesen grossen Mann kannte. In einer silbernen Zigarettendose mit dem Datum «Weihnachten 1924», die Familie Pfeiffer meinem Vater geschenkt hatte, hatten mehr als ein Dutzend Sportler, darunter ein paar deutsche Meister, ihre Namen eingeritzt, auch Hans Sobek. Nicht alle diese Freunde aus den 20er Jahren blieben Freunde in den 30er Jahren. Einer von ihnen, der überragende Hürdenläufer Heinrich «Heiner» Trossbach, dessen signiertes Foto sich unter meines Vaters Andenken befand, weigerte sich, ihm die Hand zu geben, als sie sich bei einer Sportveranstaltung in der Nazizeit trafen. Selbst Sobek stellte sich dem neuen Regime zur Verfügung und übernahm einen Posten beim Berliner Sportfunk.

Wie alle fand auch ich, dass Sobek ein blendender Spielmacher war: ein Stürmer, der Tore eigentlich besser vorbereiten als schiessen konnte. Er spielte im besten und manchmal im schlimmsten Sinne des Wortes; mit seiner unvergleichlichen Ballbeherrschung, die wunderschön anzusehen war, konnte er um mehrere Gegner herumdribbeln und immer neue Torchancen schaffen. Doch als ich ihn regelmässig sah, waren er und das Jahrhundert in den Dreissigern, und häufiger als früher liess er sich von seiner manierten Technik hinreissen und vergass, dass er seiner Mannschaft und nicht seinem Ruf als Stilist zu dienen hatte. Wenn ich an Hertha auf dem Feld denke, steht mir besonders lebhaft vor Augen, wie Sobek sich mit fast erotischer Konzentration dem Ball widmet, als wäre er allein auf dem Rasen. In solchen Fällen oder wenn er lieber eine artistische Vorstellung gab, statt ein Tor zu schiessen, schrie ich zusammen mit Tausenden anderer Fans ein ängstlich gellendes «Schiess!» Diese kurzen Ausbrüche waren mir vermutlich besonders willkommen, weil sie mir gestatteten, das fast vollständige Schweigen, das die Nazis mir auferlegt hatten, einmal gefahrlos zu durchbrechen.

Eine Sonderprämie des Fussballs war die nachträgliche Besserwissererei auf dem Heimweg. Wie vor dem Spiel benutzten wir auch nachher die in der Nähe vorbeifahrende U-Bahn, wo wir so eng gedrängt standen, dass – wie es damals hiess – ein Fahrgast, der die Füsse nicht auf den Boden stellen konnte, mehrere Stationen in der Schwebel fuhr. Diese beengende Massenszene versetzte mich

in eine Lage, ebenso riskant wie genussvoll. Da stand ich, von Amts wegen der Abschaum der Menschheit, eingekeilt zwischen Berlinern, mit denen ich wenig, wenn überhaupt irgend etwas gemein hatte und die mich, hätten sie gewusst, wer ich war, womöglich misshandelt hätten. Für mich aber war die Spielanalyse wichtiger als private Ängste; ich mischte mich unter die Menge, die ihre feinsinnigen und lautstarken Kommentare abgab. Hat ein Herthastürmer eine unübersehbare Torchance verpasst? Dem verdammten Hanne ist es wieder mal nicht gelungen, aus den besten Chancen etwas zu machen! Hat der Torwart einen Ball durchgelassen, den er hätte halten können? Auch Herthas Torwart Geelhaar, ein bei den Fans sehr beliebter alter Stammspieler, entging der Kritik nicht, wenn er sie verdient hatte, aber da er im allgemeinen verlässlich war, durfte er auch mal einen schlechten Tag haben! Ganz oben im Repertoire dieser Kapazitäten rangierte die Kompetenz – oder weit häufiger Inkompetenz – des Schiedsrichters. Besonders wenn das Spiel schlecht ausgegangen war, waren alle, ich natürlich eingeschlossen, sich darin einig, dass Hertha ohne seine dämlichen Eingriffe oder seine nicht minder dämliche Unfähigkeit, direkt vor seinen Augen ein Foul des Gegners zu sehen, das verlorene Spiel bestimmt gewonnen hätte.

Es versteht sich, hoffe ich, von selbst, dass ich diese Seiten über Sport nicht geschrieben habe, um über Sport zu schreiben. Die Basketball- oder Tennisleidenschaft ist uns ja bestens vertraut. Für mich aber, so dämmerte mir viele Jahre später, war der Sport mehr als die gewöhnliche Schwärmerei des Heranwachsenden; auch mehr als ein Stimulans, das die innere Leere der Langeweile ausfüllen sollte. Ich langweilte mich nie; oft habe ich gewünscht, ich hätte es gekonnt. Natürlich hätschelte ich Wunschträume von meiner eigenen, vollkommen eingebildeten sportlichen Tüchtigkeit: In meinen Tagträumen war ich ebenso elegant wie Hans Sobek, aber produktiver. In Wirklichkeit spielte ich nur wenig Fußball, und das eher kümmerlich; da ich zu sehr darauf achtete, mir die Kniescheibe nicht zu verletzen, fehlte mir die Furchtlosigkeit, die man für ein gekonntes Spiel braucht. Aber wie gesagt: Von 1933 an war ich ein Fan, weil der Sport mir als Schutzschirm diente, der die bedrückende Welt Nazidutschlands von mir fernhielt. Mit ihrem gleichbleibenden Wochenrhythmus sorgte die Fussballsaison in einer Zeit, in der wir gleichsam von einem Tag

zum ändern, von einer NS-Verordnung zur nächsten, lebten, für eine gewisse Kontinuität. Dass der Sport auch die Bindung an meinen Vater stärkte, machte ihn nur um so reizvoller. «Ha! Ho! He! Hertha BSC!» Dafür konnte man beinahe leben.

Eine Rolle spielte mein Vater noch in einer anderen Strategie, längst nicht so wirkungsvoll wie die beiden anderen, die aber doch ein gewisses Etwas hatte. Ich habe schon gebeichtet, wie gern ich Schokolade ass. (Einem von den üblichen bösen Streichen des Schicksals habe ich es zu verdanken, dass ausgerechnet ich mir in vorgerücktem Alter eine leichte Form von Diabetes zuzog, die mir Süßigkeiten verbietet.) Der Schokoladenpudding, natürlich mit Vanillesosse, fiel in den Bereich meiner Mutter, und die Mengen, die sie mir machte, waren nicht zu knapp. Mein Vater hingegen brachte mir Schokolade aus der Stadt mit, in kleinen weissen Tüten, die er im rechten, nie verschlossenen Turmaufbau unseres Büfetts unterbrachte, mehr oder weniger über van de Veldes *'Vollkommener Ehe'*, die im Unterschrank versteckt war. So hielt unser gewaltiges Möbelstück, wie ein Psychoanalytiker in Scherzlaune sagen könnte, zweierlei Genüsse bereit: orale Lust oben und genitale Lust unten.

Die reinen weissen Tüten enthielten zwei Sorten Schokolade. In der einen waren kleine gegossene Figuren: Schornsteinfeger, Soldaten, vierblättrige Kleeblätter. Sie waren köstlich. In der anderen war sogenannte Borke, und die war noch köstlicher. Diese runden Stücke hatten rundherum tiefe Rillen, so dass sie, wie der Name andeutet, aussahen wie kleine Baumstammabschnitte. Sie schmolzen schnell, und dann klebte ein wenig Schokolade wie ein winzig kleines, hauchdünnes, zartes Blatt an meinen Fingern. Von all meinen Strategien war dies die delikateste.

Ich behaupte nicht, dass ich die Theorie der Überlebensstrategien erfunden habe; bestimmt haben Tausende heranwachsender deutscher Juden, Mädchen wie Knaben, sich je nach Bedürfnis und Gelegenheit eigene Strategien ausgedacht. Ohne derlei psychische Fluchtwege wäre ihre Verwirrung, ihr Gefühl, dass das Ich unter pausenlosem Beschuss steht, unerträglich gewesen. Mal eher verstohlen, mal brutal, waren die antisemitischen Propagandafeldzüge, die uns systematisch zur Verzweiflung bringen sollten, so unermüdlich, so repetitiv und so allgegenwärtig, dass es beinahe

unmöglich war, ihnen zu entkommen. Unsere feste Überzeugung, dass alles, was wir aus offiziellen Quellen hörten, Lüge war, konnte uns etwas Erleichterung verschaffen, aber das half bestenfalls vorübergehend.

In unseren schlimmsten Augenblicken müssen sich viele von der – wie Anna Freud sie nennt – Identifikation mit dem Aggressor verlockt haben lassen. Diesen Mechanismus kennen wir von sensationellen Vorfällen der vergangenen und aktuellen Geschichte: der amerikanische Siedler, der nach der Verschleppung durch Indianer lieber bei ihnen bleibt, statt zu den Seinen zurückzukehren; das Entführungsoffer, das sich in den Entführer verliebt. Nur einmal in der Haut des Siegers stecken; nur einmal in der Wachsamkeit nachlassen und auf das beständige Bedürfnis verzichten, den kritischen Verstand gegen immer neue Verleumdungen einzusetzen; endlich mit dem siegreichen Feind mitmarschieren; endlich jemanden gegen alle Vernunft bewundern!

Ich finde es widerlich einzugestehen – nur daran zu denken dass es diese abscheuliche Entgleisung tatsächlich gegeben hat, obgleich sie bestimmt nur flüchtig und selten gewesen ist. Ein bisschen Überlegen hätte derlei Vorstellungen nicht nur als unwürdig, sondern als völlig unrealistisch blossgestellt. Die wenigen rechtsgerichteten Juden, die 1933 meinten, man könne mit den Nationalsozialisten zu einer Einigung kommen, mussten sehr bald einsehen, dass sie die Absichten des Führers törichterweise missverstanden hatten. Und so wäre die verführerische Faszination der Unterwerfung, sollte sie in manchen Köpfen aufgetaucht sein, umgehend verworfen worden. Aber nach drei- oder vierjährigem Bemühen, im Sturm des Hasses und der Verachtung die aufrechte Haltung zu bewahren, mussten sogar die Unverwüstlichsten unter uns entdecken, dass die Kräfte, unsere Schutzmechanismen aufrecht zu erhalten, erschöpft waren.

Natürlich hatten viele deutsch-jüdische Familien etwas, was wie ein Ausweg erschien: die Annahme, ja die Betonung ihres Judentums. Die relativ kleine Minderheit der Zionisten brach radikal, nicht bloss mit dem Dritten Reich, sondern mit Deutschland überhaupt, und das gab ihnen einen Standort. Die Eltern, die ihre Kinder von 1933 an auf jüdische Schulen schickten, wussten womöglich wenig über jüdische Kultur, jüdische Religion und jüdische Geschichte, aber sie meinten genug zu wissen, um ihren

Kindern und sich selber eine feste Identität zu geben, die in den täglichen Beleidigungen nur ein weiteres Exempel der Barbarei sah. Was soll man denn, so fragten sie, von den Gojim anderes erwarten? Wenn die Nazis sangen: «Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt», dann konnten diese Juden – mit den prophetischen Worten, die der Journalist und Historiker Robert Weltsch im Jahr 1933 niederschrieb – wenigstens trotzig sagen: «Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!»

Fraglich ist, ob das Ja zum Judentum, gleichgültig ob es ethnisch, religiös oder nationalistisch war, das Leben leichter machte. Für meine Eltern und mich aber war es keine akzeptable Möglichkeit. Wir wollten nicht durch NS-Verordnung Juden sein; die «Rassendefinition» der Nazis war nur eine weitere Lüge, die wir als unhistorisch und unwissenschaftlich ablehnten. Wir sahen uns nicht als Angehörige eines auserwählten, von Gott für Ruhm oder Leiden ausersehenen Volkes. Was immer die anderen, gläubigen Parias behaupten mochten, wir konnten es einfach nicht über uns bringen zu glauben, was wir nicht glaubten, auch wenn es damals vielleicht Trost gependet hätte. Und so mussten meine Strategien – angesichts der Versuchung, entweder Verrat zu üben oder etwas zu vertreten, was ich für Unsinn hielt – doppelte Arbeit leisten.

Siebttes Kapitel

Gut geplant, aber ...

Eine Weile schien es so, als könnte das Jahr 1937 einlösen, was 1936 versprochen hatte; ein Nachlassen des auf den deutschen Juden lastenden Drucks – oder doch wenigstens keine Verstärkung. Gerade in diesem Jahr schmiedete unsere Familie konkrete Pläne für unser aller Emigration; dabei setzten wir ein Vertrauen in unsere Vorkehrungen, das im nachhinein naiv wirkt. Wie sollten wir wissen, wenn die Nazis es selbst nicht wussten, dass sie ihre Verfolgungen mit einem Mal drastisch beschleunigen würden? Nach Auschwitz führte kein direkter oder vorhersehbarer Weg. Aber in den Augen derer, die – wie ich später in den Vereinigten Staaten nur allzuoft zu hören bekam – die Assimilation der deutschen Juden kritisierten, war dieses Argument nichts besseres als eine lahme Entschuldigung. Sie fanden unsere Situation von Anfang an eindeutig; nach ihrer Auffassung zeigten die deutschen Juden weder Angst noch Wissensgierde, sie waren unverzeihlich blind für unübersehbare Warnsignale und lebten in einer unverantwortlichen Phantasie von der sogenannten deutsch-jüdischen Symbiose.

Selbsternannte Kommentatoren hatten es, zumal Jahrzehnte nach dem Geschehen, nur allzuleicht, die deutschen Juden kollektiv zu tadeln: «Und ihr habt wirklich, selbst nach den Nürnberger Gesetzen und anderen Greueln, immer noch geglaubt, ihr wäret Deutsche?» Aber wir *waren* ja Deutsche. Deutschland, das waren nicht die Verbrecher, die die Herrschaft an sich gerissen hatten – *wir* waren es. Wie alle in diesem trostlosen Streit erfuhr auch ich von der Anklage, die der grosse Gelehrte Gershom Schölern gegen das deutsche Judentum erhoben hat; von Jugend an Zionist, vertrat er schon in den frühen zwanziger Jahren die These, der Gedanke einer deutsch-jüdischen Symbiose sei reine Selbsttäuschung. Die Juden, so seine denkwürdige Behauptung, hätten die Deutschen, aber die Deutschen nie die Juden geliebt. Doch meine Eltern und ich dachten nicht, unser Leben sei ein

Wahn. Zwar war unser Deutschland ins Exil geflohen oder in den Untergrund gegangen, und Widerstand gegen die Naziunterdrückung schien unmöglich. Aber wir glaubten, dass die Nazis kein Recht hatten, uns ihre Perversion der Geschichte und Biologie aufzuzwingen.

Was den Blick auf die kommenden Ereignisse am nachhaltigsten behinderte, war zweifellos der Wahn, der Hitlers Programm anhaftete. «Alles steht doch in *Mein Kampf*»: so ging lange Zeit die Litanei unserer Verleumder, die – ohne die geringste Ahnung, was es bedeutet, die Heimat zu verlassen, und wie schwer es war, die Signale zu deuten – mir und meinen Eltern vorwarfen, dass wir nicht am 30. Januar 1933 die Koffer gepackt und am nächsten Tag das Land verlassen hatten. Aber Hitlers Drohungen waren so unfasslich, dass wir in ihnen keine vertrauenswürdige Orientierung für zukünftiges Handeln erblicken konnten. Sie waren buchstäblich unglaublich. Immerhin war Deutschland ein hochzivilisiertes Land; nach den Vereinigten Staaten war es der beliebteste Zufluchtsort der jüdischen Emigranten aus Osteuropa, die eine tolerante Gesellschaft mit vergleichsweise wenig Antisemitismus suchten. Frankreich hatte seine judenfeindlichen Neigungen in der Dreyfus-Affäre bewiesen; England schien eine beinahe undurchdringliche Gesellschaft zu sein; in Deutschland dagegen hatten sich seit einem Jahrhundert die Beziehungen zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung fast kontinuierlich verbessert. Eines war exaltierte, demagogische politische Rhetorik; etwas ganz anderes aber das, was dieser Staat, der in der internationalen Staatengemeinschaft leben musste, im unwahrscheinlichen Fall einer Machtübernahme durch Hitler tun würde.

Heute wissen wir, dass die Verantwortlichen in den jüdischen Gemeinden Polens tragischerweise diese Illusion teilten und sie ihnen zum Verhängnis wurde. Im Herbst 1939, als die deutschen Truppen durch Polen stürmten, beratschlagten die in Dörfern und Kleinstädten zusammenlebenden Juden, was sie tun sollten: nach Osten zu den Russen fliehen oder bleiben und den Deutschen vertrauen. Die Russen waren eine bekannte und verhasste Grösse. Die Deutschen hatten ihren im Ersten Weltkrieg erworbenen guten Ruf bewahren können: Damals hatten die deutschen Besatzer sich auf polnischem Boden den Juden gegenüber zivilisiert und grosszügig verhalten. Als diese nun handeln mussten, hielten sie, da

sie leider von der Welt nicht viel mitbekamen, selbst nach der Kristallnacht und anderen Nazipogromen ihre Erinnerungen an die guten Deutschen der Vergangenheit für richtiger als ihre unvollständigen und ungenauen Informationen über die bösen Deutschen der Gegenwart. Das Ergebnis war der Massenmord der Nazis.

Paradoxerweise haben uns die anständigen Deutschen, die mit uns in Verbindung blieben und uns halfen, wenn wir sie brauchten, keinen Gefallen getan: Sie liessen die Verheissung der Nazis einer neuen Ära der arischen Rasse nur noch irrsinniger erscheinen. Im Jahr 1937 hatten selbst die Nazis kein klares Konzept, wie sie gegen die Juden vorgehen sollten. Im deutschen Kulturleben, im Presse- und Finanzwesen, in der Regierung und grossen Teilen der Geschäftswelt hatten sie den «jüdischen Einfluss» ausgeschaltet; ansonsten begannen sie, sich der Juden zu entledigen, indem sie sie exportierten. Die «Endlösung» – um einen ihrer verdammten Euphemismen zu benutzen – war nur ein Flackern im Auge der fanatischsten Antisemiten.

Ich halte einen Moment inne, um über das soeben Geschriebene nachzudenken. Wir waren nicht so dumm, nicht so verblendet und schon gar nicht so verräterisch, wie uns – in der Regel von anderen Juden – nachgesagt wurde: Genau das hat in diesem Buch zwischen den Zeilen jeder Seite gestanden, und nun wird es als das zentrale Interesse sichtbar. Gewiss kann man einen Grossteil dieser Memoiren als Rechtfertigung meiner Eltern und meiner jüdischen Landsleute lesen. Aber nicht als Rechtfertigung um jeden Preis. Nach jahrelangen Überlegungen bin ich immer noch überzeugt, dass unsere Kritiker unser Dilemma in den dreissiger Jahren nie ganz begriffen haben; die meisten haben sich nicht einmal die Mühe gemacht, es zu begreifen. Ist das nur eine Ausrede? Meiner Ansicht nach nicht, aber ich muss das meinen Lesern überlassen.

Gegen Ende Mai 1937 hatte ich ein ernüchterndes Erlebnis, das mir mit unmissverständlicher Deutlichkeit die Erfindungsgabe und Erbarmungslosigkeit der Gangster, mit denen wir zu tun hatten, vor Augen führte. Ich war zu Hause und hörte eine Goebbels-Rede – ob aus reiner Neugierde oder nach dem Motto «Lerne deinen Feind kennen», kann ich heute nicht mehr sagen. In dieser als wichtige Ansprache angekündigten Rede wandte sich Goebbels an Gesinnungsgenossen und konnte sich begeisterter

Zustimmung sicher sein. Wenige Zeit zuvor hatte der Chicagoer Kardinal Mundelein die Nazis öffentlich kritisiert – für mich wurde er sofort zu einem weiteren amerikanischen Helden und Goebbels antwortete darauf mit einer dreisten Aneinanderreihung schockierender Geschichten über von deutschen Priestern und Nonnen verübte sexuelle «Übergriffe». Seine Sprache war auf unheimliche Weise packend; dieser meisterhafte Schlangenbeschwörer verfügte über eine hypnotisierende Stimme, auf der er wie auf einem Instrument spielte – ein Gegenpol zu Hitlers tobenden Ausfällen. Als er die abscheulichen Perversionen der Geistlichen eine nach der andern schilderte, brüllten seine Zuhörer, die er völlig in seiner Gewalt hatte, im Chor: «Pfui! Pfui!» und «Hängt die Verräter!» Es war, als hätte ich zum ersten Mal die ganze Niedertracht des Feindes vor Augen, und ich sagte mir, dass der Weg, der vor uns lag, schwer werden würde.

Im Laufe dieser Monate war unsere Familie ungeachtet aller grundlosen Hoffnungen unter dem Trommelfeuer der rassistischen Propaganda und der wirtschaftlichen Schikanen so mürbe geworden, dass sie erkannte, dass es höchste Zeit war zu handeln. Die Gelegenheit bot sich mit einem Besuch von Onkel Alfred und Aunt Grace in Berlin. Anlass dieser Reise über den Atlantik war der immer schlechter werdende Gesundheitszustand meiner Grossmutter mütterlicherseits, einer gesetzten und altmodischen Frau, die ein Zimmer in Onkel Samuels und Tante Hedes Wohnung bewohnte. In der Erinnerung sehe ich sie als freundliche alte Dame vor mir, die ihren Wohnraum selten verliess. Sie war schwer zuckerkrank, spritzte sich zweimal am Tag Insulin und wachte mit peinlicher Sorgfalt über ihre Diät. Zu den für mich denkwürdigen Dingen in ihrem Zimmer gehört eine Küchenwaage mit einer quadratischen flachen Schale, in die sie das erlaubte Stück Brot legte und obenauf das erlaubte Stück Butter. Ich muss gestehen, dass ich ihr Lieblingenkel war; über meine beiden Vettern, die sie natürlich häufig beobachten konnte, war sie oft ungehalten, während ich ihr nie Anlass zum Tadeln gab. Auf die Dauer gesehen wäre es mir wohl sehr viel besser bekommen, wenn sie hin und wieder einen Fehler bei mir entdeckt hätte, aber meine Familie hatte sich in wohlmeinender Absicht verschworen, meine Illusion zu nähren, ich sei perfekt.



Abb. 9: Die drei Vettern um 1937. Hanns, drei Jahre älter als Edgar und ich, ist mit seiner Zigarette zwischen den Lippen schon richtig erwachsen.

Der Plan, den wir bei diesem entscheidenden Besuch aus Übersee fassten, schien die Vernunft selbst: Wir Vettern sollten als erste in die Vereinigten Staaten gehen, zunächst Hanns, dann Edgar und ich. Unsere Eltern würden zusammen mit Onkel Siegfried wenig später nachkommen. Dass Hanns den Vortritt erhielt, ergab sich von selbst: Er hatte nur noch ein Jahr Gymnasium vor sich, und Edgar und ich könnten kurz danach ausreisen, sobald es ging. Niemand hatte vor, uns im Tausendjährigen Reich zurückzuhalten, bis – im Jahr 1941 – unsere Zeit an der Goetheschule abgelaufen sein würde; soviel immerhin hatten wir gelernt. Unsere Besprechungen waren vom Bewusstsein der Dringlichkeit begleitet, allerdings nicht von einem Gefühl der Panik. Auf ein Jahr, meinten wir, werde es nicht ankommen.

Diesem Plan entsprechend begannen Edgar und ich gegen Ende 1937 Englisch zu lernen. Wir hatten dieselbe Lehrerin, erhielten aber getrennten Unterricht. Sie war eine Frau mittleren Alters, schlank, sonnengebräunt (wie mir schien) und mit einer reiz-

vollen, etwas rauhen Stimme, die vielleicht vom vielen Rauchen herrührte. Ihre Wohnung war vollgestopft mit Büchern. Ich mochte sie sehr und frage mich manchmal, was in den Jahren des Holocausts aus ihr geworden ist. Wurde auch sie in einen Viehwagen getrieben und in die Gaskammer geschickt? An ihren Namen erinnere ich mich nicht mehr, aber ich hege die schwache Hoffnung, sie könnte diese Zeilen lesen (obgleich sie heute sehr alt wäre) und mir schreiben, dass auch sie davonkommen konnte. Schrecklich ist mir die Vorstellung, dass sie nur noch als Name auf einer Totenliste existiert, denn dieses Stück meiner Vergangenheit ist nur scheinbar tot, nicht abgeschlossen, auf schmerzliche Weise unerledigt.

Zum Englischen fühlte ich mich hingezogen, als wäre es meine Muttersprache, die ich auf rätselhafte Weise vergessen hätte und mir nun in beachtlichem Tempo wiederaneignete. Ich verliebte mich in diese Sprache und fand in ihr schliesslich ein unvergleichbares Ausdrucksmittel. Noch heute sehe ich es so, und die vielen Seiten, die ich auf englisch geschrieben habe, sind allesamt Huldigungen an meine – wie ich sie gern nenne – Adoptivmutter-sprache.

Mit dem Selbstvertrauen, das meine Lehrerin in mir weckte, wagte ich mich auch, beherzt und etwas voreilig, an englische Literatur. Das erste Buch, das ich kaufte, um meinen drängenden Appetit zu stillen – ich fand es auf einem der Bücherkarren, die mich eine Zeitlang mit Krimis versorgt hatten –, ist noch heute ein gehüteter Schatz. Es war eine billige, übel zugerichtete Taschenbuchausgabe von Shaws *Saint Joan*. Der Vorbesitzer, der über noch weniger Englisch verfügte als ich, hatte an viele weniger geläufige Wörter die deutsche Übersetzung geschrieben. Dieses kleine Leseabenteuer führte dazu, dass ich dieses Bühnenstück, so beeindruckend es sein mag, überschätzte. Ich brauchte wohl immer makellose Helden, ob im Sport oder auf dem Theater.

An ein anderes Buch, das ich damals las, *Gone with the Wind*, wagte ich mich nicht auf englisch ran. Immer wird der Roman für mich *Vom Winde verweht* heissen, und noch heute weiss ich, wie er anfängt: «Scarlett O'Hara war nicht eigentlich schön zu nennen, aber ...» Im Original kommt er mit weniger Worten aus: «Scarlett O'Hara was not beautiful, but ...» Mir schien es ein wunderbares Buch, aber dass ich zu einer Übersetzung greifen

musste, zeigt, wie begrenzt meine Englischkenntnisse noch waren.

Als meine Lehrerin und ich Freunde wurden, lieh sie mir deutsche und englische Bücher. Eines davon beendete unsere Freundschaft mit einem trüben und bösen Missklang, weil Edgar mal wieder den Mund nicht halten konnte und seine Eltern unziemlich prüde waren. In ihrem Regal hatte ich den Roman *Fabian* von Erich Kästner entdeckt. Im Gegensatz zu den Kästner-Büchern, die ich kannte und liebte, enthielt dieses keine Illustrationen. (Ich denke immer noch mit Vergnügen an den witzigen Illustrator der Bücher, Walter Trier.) Mein Kästner war ein ausserordentlich beliebter Autor entzückender, phantasievoller Kinderromane; einer von ihnen, *Emil und die Detektive*, wurde zu einem kleinen Klassiker, den man später in den Vereinigten Staaten als Übungstext für deutsche Grundkurse verwendete. Der Gedanke, dass es ein Kästner-Buch für Erwachsene gab, faszinierte mich – ich war damals vierzehn und steckte mitten in meinen Sexualstudien –, und die Lehrerin lieh mir das Buch, ohne mich darauf hinzuweisen, dass es zu «erwachsen» für mich sein könnte. Sie war nicht zum Zensor geboren und nahm an, sie könne sich auf meinen gesunden Menschenverstand verlassen. Zu meiner angenehmen Überraschung enthielt *Fabian* heiter erzählte Sexszenen, und ich teilte meine Entdeckung mit Edgar. Ich hätte es besser wissen müssen: Edgar, das Sicherheitsrisiko, blieb sich treu. Tante Hede war ausser sich, Onkel Samuel folgte wie zu erwarten ihrem Beispiel, und sie untersagten jeden weiteren Unterricht. Zu meiner Überraschung schlossen auch meine Eltern sich dieser drakonischen Massnahme an.

Warum gaben sie Tante Hede, die Diktator in ihrem Reich war und deren Einmischung in unser Familienleben meine Eltern gewöhnlich abzuwehren wussten, damals nach? Zugegeben, *Fabian* war, wie Kästner selbst im Vorwort anmerkt, nicht für Jugendliche geschrieben, und er warnt vor bedenklichen Szenen. Ich vermute jedoch, dass meine Eltern es einfach besser fanden, wenn ich intensiver als bisher Englisch studierte. In meinen letzten vier Monaten in Deutschland besuchte ich einen Kurs, in dem ich etwas besser sprechen lernte. Mit dieser dürftigen Ausrüstung kam ich in die Neue Welt. Aber sie war eine Basis für die spätere Sprachbeherrschung.

Ende 1938 wurde meine Englischlehrerin entlassen, und in den Monaten davor war viel geschehen, was mein Studium der englischen Sprache immer dringlicher machte. Doch nicht alle Erlebnisse jenes furchtbaren Jahres waren Vorboten zukünftiger Leiden. Nach wie vor folgte mein Leben seiner komplizierten und widerspruchsvollen Bahn. Zweimal sah ich im Olympiastadion Fussballspiele, die auch jeder andere Sportfan als wichtig eingestuft hätte: Deutschland gegen England im Mai und einen Monat später das Endspiel der Deutschen Meisterschaft, mein letzter Besuch dieses Stadions für mehr als zwanzig Jahre. Das Endspiel hatte seinen eigenen Reiz; damals bescherte die Aufsteigermannschaft Hannover 96 dem konkurrenzlosen deutschen Meister Schalke 04, nach Verlängerung, ein Unentschieden: drei zu drei. Das Wiederholungsspiel konnte ich nicht mehr sehen.

Das Match zwischen England und Deutschland bleibt jedoch fraglos einer der Höhepunkte meiner Jugendjahre, und grosse Ausschnitte sind mir im Gedächtnis geblieben. Die Eintrittskarte verdankte ich einem Freund meines Vaters aus der Frankfurter Zeit, Walther von Adelson – ein angesehener Sportreporter, der unter dem Pseudonym Walther Kern schrieb. Im Rundfunk hatte er 1936 über die Olympischen Spiele berichtet, und nun, zwei Jahre später, konnte er zwei kostbare Karten für diese Begegnung ergattern, um die viel Wirbel gemacht wurde und die schon seit Monaten ausverkauft war. Mein Vater, mit seinem typischen väterlichen Altruismus, überliess mir seinen Platz; aber diesmal hatte ich keine Deckung, wie sie uns die ungarischen Fans bei der Olympiade gegeben hatten, nur Kern war bei mir als freundschaftlicher Begleiter.

Als mein Blick über die Menge der 100'000 Zuschauer schweifte, die sich dort drängten und dem grossen Ereignis, das sie gleich miterleben würden, entgegenfieberten, schoss mir der Gedanke durch den Kopf, dass ich vielleicht der einzige Jude im ganzen Stadion war. Dann aber nahm das Spiel sehr schnell meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. England gewann überzeugend mit 6 zu 3 und führte glänzenden Fussball vor. Am meisten nach meinem Geschmack war der Virtuose Stanley Matthews, Englands Rechtsausen, der die deutschen Verteidiger einfach an der Nase herumführte. Er ist der eleganteste Spieler, den ich je gesehen habe, und als ich mehrere Jahre später las, er sei zum Ritter geschlagen worden, fand ich das nur gerecht.

Die kontrollierte deutsche Presse durfte das englische Team rückhaltlos bewundern. Zum Teil lag das auch im deutschen Interesse; mit der Würdigung eines so glänzenden siegreichen Gegners lobte man auch sich selbst, denn gegen solche Meister der Technik verloren zu haben war keine Schande. Bei einer anderen Veranstaltung – für meinen Vater und mich das zweite erfreuliche Geschenk jenes Jahres – waren die Nazi-Journalisten weniger grosszügig. Es ging um den zweiten Kampf zwischen Joe Louis und Max Schmeling, für den mein Vater bis um drei Uhr morgens wachblieb, um live aus New York jeden Schlag mitzuerleben. Zwei Jahre zuvor hatte Schmeling den «Braunen Bomber» klar besiegt, aber diesmal bekam die «minderwertige Rasse» Gelegenheit zur Revanche: Joe Louis schlug Schmeling schon in der ersten Runde k.o. Ohne Ausnahme liessen die deutschen Reporter durchblicken, verantwortlich dafür sei allein ein Schlag unter die Gürtellinie gewesen. Diesen Schlag freilich hatten merkwürdigerweise nur deutsche Reporter gesehen. Wir scherten uns nicht darum; für meinen Vater und mich war der Sieg des Amerikaners einfach eine gute Nachricht.

Im Jahr 1938 waren derlei erquickende Augenblicke rar geworden. Mitte März marschierten die Nazis in Österreich ein – unter dem frenetischen Beifall der österreichischen Massen und praktisch ohne jede Kritik von Seiten ausländischer Regierungen. Wir verfolgten die Ereignisse mit wachsendem Abscheu und wachsender Unruhe. Radio Strasbourg, unsere einzige verlässliche Nachrichtenquelle, berichtete über gutorganisierte, vom Staat nicht behinderte, sondern abgesegnete Raubzüge gegen die österreichischen Juden, deren Eigentum und Existenzbasis zerstört wurden, und über tausende Österreicher, die sich mit viel Phantasie an spontanem Sadismus beteiligten und die Juden fast buchstäblich in den Staub zerrten. Das war die Stadt an der schönen blauen Donau! Da rotteten sich Mengen zusammen, die jeden Juden, dessen sie habhaft werden konnten, dazu zwangen, aus Hitlers *Mein Kampf* vorzulesen oder mit einer Zahnbürste antisemitische Schmierereien auf Mauern und Gehwegen zu entfernen. Und dies waren die harmloseren Erniedrigungen, die österreichische Juden schlucken mussten. Die Selbstmordrate unter den Juden in Wien oder anderen österreichischen Städten schnellte in ungeahnte Höhen. Wieviel alarmierter wären wir gewesen, wenn uns gedäm-

merkt hätte, dass diese gesetzlich sanktionierte Gesetzlosigkeit nur die Kostümprobe für schlimmere Pogrome war.

Jeden Monat, mitunter wohl auch jede Woche, zogen die Nazis die Schlinge um unseren Hals enger zu, gerade zu einer Zeit, als andere Länder unmissverständlich wissen liessen, dass wenige von uns in ihren Staatsgrenzen willkommen waren. Zwar bekundeten Tausende von Bürgern der zivilisierten Welt – Politiker, Geistliche, Künstler, Journalisten – ihre aufrichtige Empörung über die Verfolgung der Juden in Deutschland, aber abgesehen von wenigen lobenswerten Ausnahmen verstummten sie, als es um die Rettung der Opfer ging. Die gross angekündigte und zu Recht kritisierte internationale Konferenz von Evian Anfang Juli lieferte den deprimierenden Beweis, dass der gute Wille allein ohnmächtig war. Viel Menschliches wurde geredet, aber wenig Menschliches getan. Länder wie Kanada oder Australien, die hungrig auf Bevölkerung waren, hatten kein wirkliches Interesse an unserergleichen. Und die Vereinigten Staaten waren nicht bereit, die strenge Quotierung zu lockern; als nach dem «Anschluss» die österreichische Einwanderungsquote der deutschen zugeschlagen wurde, lag diese bei wenig über 27'000 pro Jahr. Ein bitterer Scherz machte unter uns die Runde, als wir die weltweiten Bekundungen der Hilflosigkeit hilflos mitanhören mussten: Evian heisst rückwärts gelesen «naive». Mein Glaube an mein amerikanisches Idol F. D.R. geriet jedoch nicht ins Wanken – auch in der Politik brauchte ich meine Helden. Aber das Ausbleiben konkreter Schritte nach dem Sommer 1938 bedeutete für uns eine unmittelbare Bedrohung. Es ging nur noch um Fliehen, aber wer wollte uns haben?

Immer mehr deutsche Juden, bis dahin noch nicht von ihrem Arbeitsplatz oder aus ihrem Beruf verjagt, wurden nun entlassen. Einen Fall erlebte ich unmittelbar mit: Ein älterer Freund, Walther Schreiber, der im selben Haus wohnte wie wir, wurde am 1. April 1938, nach dreissigjähriger Arbeit bei der Zentrale der Dresdner Bank, «in den Ruhestand versetzt», weil er «Nichtarier» war. Im selben Monat wurden auch die wenigen, noch auf dem Goethe-Gymnasium verbliebenen jüdischen Schüler endgültig verabschiedet; nicht einmal mich, den Sohn eines verwundeten und dekorierten Kriegsveteranen, nahm man davon aus.

Das Ganze hatte seine Ironie, in der noch 1938 jene widersprüchlichen Signale nachklangen, die es uns so schwer gemacht

hatten, zu einer stabilen Prognose zu kommen. Meine eigenen Zeugnisse besitze ich nicht mehr, aber Edgars Witwe schickte mir das letzte, das mein Vetter zu unserer Entlassung erhielt. Dieses «Abgangszeugnis» vom 24. März 1938 bestätigt, dass seine Leistungen im abgelaufenen Jahr zwar nicht überragend, aber «genügend» gewesen waren, so dass er in die sechste Gymnasialklasse versetzt wurde. Auf derselben Seite steht, Edgar verlasse die Schule, um «einen Beruf zu ergreifen». Einer der beiden Unterzeichner war Dr. Quandt.

Wie sollen wir dieses Dokument deuten? Hat der Euphemismus die Funktion, in den Schülerakten möglichst wenig Spuren der von der Schule verübten Schandtaten zu hinterlassen? Ist er eine bürokratische Formel, die nicht mehr Bedeutung hat als viele andere? Bezeugt er ein letztes Fünkchen Anstand von Seiten einer Institution, die, gemessen an den Umständen, überraschend frei von Bigotterie war? Ich denke, alles zugleich: Ich habe nicht die Absicht, sentimental über meine Schule zu weinen, aber dieser erstaunliche Satz erscheint mir als ein letztes, nicht ohne einen Rest von Bedauern begleitetes Lebewohl an die Anständigkeit.

Ich hatte aber andere Sorgen als die Frage, was eine solche Geste bedeuten mochte: Was sollte ich nun weiter anfangen? Meine Eltern nutzten meine unfreiwillige Musse, um eine Stelle für mich zu finden, wo ich etwas Nützliches – egal was – lernen könnte, eine Fertigkeit, die ich in einen neuen Himmel mitnehmen könnte. Meine Mutter, ohnehin eine geschickte Näherin, versuchte ihrerseits, ihr Können zu verbessern; und Tante Hede mühte sich, ausgerechnet Feinbäckerin zu werden. Dieser Entscheidung konnten wir drei Vettern natürlich nur Beifall klatschen: Sie verschaffte uns reichlich Gelegenheit, von ihren Produkten zu kosten, und die misslungenen schmeckten uns nicht weniger als die gelungenen.

Die komische Seite dieser kläglichen Fortbildungsversuche kann man nur allzuleicht überschätzen. Hier waren zwei Bürgerfrauen, zwei unter Tausenden, die bereit waren, an Arbeit im Ausland zu denken: nicht im eigenen Geschäft oder im Haushalt, sondern irgendwo – egal wo – als Lohnabhängige. Selbst meine unflexible und herrschsüchtige Tante konnte sich den Verhältnissen des Jahres 1938 anpassen. Damals bekam ich einen Vorgesmack davon, wie deutsch-jüdische Frauen sich bewährten, so-

bald sie in einem anderen Land in Sicherheit waren, wo sie sich viel besser arrangieren konnten als die Männer.

Ich schrieb mich an einer Handelsschule ein; sie muss – so scheint es mir im Rückblick – so etwas wie eine Besserungsanstalt gewesen sein, in der Berliner Jugendliche aufbewahrt und zu nützlichen, brauchbaren Bürgern erzogen werden sollten. Sie war eine solche Hölle, dass ich nichts davon in Erinnerung behalten habe – nur dass ich mich völlig fehl am Platz, völlig allein fühlte. Nach etwa einem Monat verliess ich sie wieder und fand unerwartet eine Lehrstelle bei einem Zahntechniker. Da mein Arbeitgeber und seine Frau taubstumm waren (ihre Tochter allerdings nicht), musste ich unter anderem am Telefon mit Kunden verhandeln. Ich sorgte auch für die Auslieferung an jene Zahnärzte, die ihren unglücklichen jüdischen Techniker nicht preisgegeben hatten. Mein Fahrrad leistete dabei gute Dienste. Ich arbeitete hart und lernte wenig, obgleich mein Chef mich in die Geheimnisse seiner Tätigkeit einzuweihen suchte. Meine Gedanken waren anderswo. Nur eines habe ich behalten: Wenn man die Hände in eiskaltes Wasser taucht, kann man sofort darauf etwas aus kochendheissem Wasser holen, ohne sich zu verbrühen – es muss jedoch schnell gehen. Positiv an meiner geistlosen und ermüdenden Arbeit war eigentlich nur die junge, hübsche Tochter des Hauses mit ihrem stattlichen Busen. Obwohl ich mit ihr nur über geschäftliche Dinge sprach, nahm ich sie in mein Pantheon begehrenswerter Schönheiten auf. So sahen damals meine Liebesgeschichten aus: einseitig, stumm und ohne Erfüllung.

Unterdessen erliess die Regierung immer mehr judenfeindliche Vorschriften und immer strengere judenfeindliche Verordnungen. Selbst eine unvollständige Aufzählung kann das Klima der Zeit veranschaulichen: Im April wurde es Juden verboten, ihre Anteile an nichtjüdischen und ihre Partnerschaft in arischen Unternehmen zu verschweigen. Im selben Monat mussten alle jüdischen Vermögen über 5'000 Mark beim Kommissar für den Vierjahresplan, also bei Göring, registriert werden, und die Behörden begannen, ein landesweites Verzeichnis des jüdischen Eigentums anzulegen. Seine Beschlagnahmung schien nur eine Frage der Zeit.

Am 1. Juli machte sich die neue Ordnung – oder Unordnung – nachdrücklicher als früher in unserem Leben bemerkbar: Pelz, der «Jude» Pelz, warf meinen Vater ohne jede Entschädigung – und

dank der Nazi-Gesetzgebung und Justiz auch ohne jedes Recht auf Einspruch – aus ihrer Firma hinaus. Seit langem hatte mein Vater sich von seinem Partner befreien wollen; nun kam dieser Partner, abgesichert durch die «Gesetze», ihm zuvor. Wir fingen an, vom Ersparten zu leben, und verdoppelten unsere Anstrengungen, aus Deutschland herauszukommen. Auch ich wurde dazu herangezogen; bei den Konsulaten holte ich die Formulare, die auszufüllen waren, und tippte Anträge, so gut ich konnte. Der Esstisch wurde zum Büro und hatte nur einen einzigen Zweck: die Auswanderung. Im Sommer beantragten wir eine Aufenthaltsgenehmigung für Grossbritannien.

Die bösen Vorzeichen mehrten sich in einem nie dagewesenem Tempo. Im Juni wurde Münchens grösste Synagoge niedergebrannt. Gegen Ende Juli wurde jüdischen Ärzten verboten, nicht-jüdische Patienten zu behandeln, und ihre Approbation wurde ihnen entzogen. Sie mussten sich «Krankenbehandler» nennen und das altehrwürdige schwarz-weisse Emailleschild neben der Haustür durch ein neues ersetzen, das eine bestimmte Farbe hatte – ich meine mich zu erinnern: Blau –, um dem Publikum anzuzeigen, dass hier nur ein Krankenbehandler arbeitete. Im August mehrten sich in mehreren deutschen Städten die Zwangsverkäufe von Synagogen zu lächerlich niedrigen Preisen. Im September waren die jüdischen Rechtsanwälte an der Reihe: Genau wie die Ärzte wurden sie ihrer nichtjüdischen Klienten und ihres Titels beraubt und mussten sich «jüdische Konsulenten» nennen. Unterdessen hatte Mitte August die Regierung sich eine klassische Nazi-Schikane einfallen lassen; sie zwang die Juden, ihrem Namen den Vornamen Israel oder Sara hinzuzufügen – der Pass, der mir im April 1939 ausgestellt wurde, zeugt davon, dass das nicht eine flüchtige Laune war. Anfang Oktober wurden die Pässe der deutschen Juden von denen der «echten» Deutschen unterschieden, indem man ein rotes J auf die Vorderseite stempelte – eine sinnreiche Anregung aus der Schweiz, die die Nazis bereitwilligst aufgriffen.

Bei solchen Ereignissen in meiner Lebensgeschichte setzen die erwähnten Vorwürfe erneut ein. Warum seid ihr nicht stehenden Fusses ausgewandert? Warum habt ihr auf die Greuel, die unweigerlich kommen mussten, gewartet? War dein Vater – ich habe diese üblen Anfragen nicht erfunden – gelähmt durch die Angst, er könnte im Ausland weniger verdienen? Solche Fragen wirken nur

dann vernünftig, wenn man davon absieht, in welcher Welt wir lebten und welche Anstrengungen wir unternahmen, um zu entkommen. Was derlei feindselige Fragerei noch empörender macht, ist der kaum verhüllte besserwässerische und spöttische Unterton: Es ist euch alles ganz recht geschehen. Warum habt ihr – oder deine Eltern und Grosseltern – euer Judentum verraten und versucht, euch einer Gesellschaft zu assimilieren, die euch nicht wollte? Die wichtigste Antwort habe ich bereits mit zwei Fragen meinerseits gegeben: Wer war denn damals bereit, uns aufzunehmen, rechtzeitig? Wie sollte mein Vater eigentlich ohne Fremdsprachen und ohne verwertbare Fertigkeiten im Ausland leben?

Also, das Jahr 1938 war das schlimmste, das wir bis dahin in Nazideutschland erlebt hatten. Es war eine Zeit, in der ich nicht gern verweile, und wie schon anfangs erwähnt, habe ich festgestellt, dass die Erinnerung an sie nur meine alte Wut wachruft. Aber die letzten Monate von 1938 und die ersten von 1939 darf ich nicht einfach vernachlässigen. Die Ereignisse dieses halben Jahres sollten mein Leben in eine neue Richtung zwingen. Ausserdem war es die härteste Probe für – wie ich es oben nannte – meine Vorbereitung auf das Hitlerregime.

Je frostiger unsere Umwelt wurde, desto enger waren wir mit Tante Hedes Familie zusammengeworfen. Hanns, Edgar und ich verbrachten unsere Wochenenden gemeinsam in ihrer Wohnung, und ich glaube nicht, dass wir viel Zeit verschwendeten, um über unsere schwierige Situation oder unser künftiges Schicksal nachzugrübeln. Unsere Abwehr stand bereit. Hanns hatte es geschafft, ein paar Jazzplatten zu ergattern – zwei oder drei Stücke mit Cab Calloway und seiner rauhen Stimme –, die die Nazis verboten hatten. Wir hörten sie in jener gedämpften Lautstärke, die sich in unserer Diktatur für verbotenes Tun empfahl.

Die Bezeichnung «totalitär», das die Politologen dem Naziregime beigegeben haben, ist voll verdient. Alles wurde kontrolliert, selbst die Musik; nicht das kleinste Detail des Alltagslebens entging ihm. Ich weiss noch, wie im tiefsten Winter von den zur Eisbahn umgewandelten Tennisplätzen her, auf denen ich Mitte der dreissiger Jahre gern Schlittschuh lief, der Klang von Lautsprecher-Musik über unser Wohnviertel hinwegwehte. Von einem Tag zum andern wurde diese rhythmische Begleitung meiner relativ

ungeschickten Bemühungen auf dem Eis, die ich sehr genoss, durch eine neue ersetzt – kein Swing mehr (noch zu Beginn der Nazi-herrschaft hatte ich in der Scala die Swingband von Paul White-man gehört), geschweige denn Jazz. Und deshalb hatten wir, wenn wir eine Cab-Calloway-Schallplatte auf unseren – damals noch grossen und schweren – Plattenspieler legten, das berauschen-de Gefühl, Gesetzesbrecher zu sein, obwohl die Gefahr, entdeckt zu werden, minimal war. Weniger ängstlich spielten wir unseren Tischfussball mit mechanischen Männchen, deren rechtes Bein wir mit einem Knopf im Haar der Figur bewegen konnten; mit ihnen schossen wir einen kleinen, bunten, vielflächigen Holz»ball« ins gegnerische Tor. Edgar war nicht abgeneigt, hin und wieder ein wenig zu schummeln, aber er wurde immer erwischt.

Auch das Radio erwies sich als unerschöpfliche Quelle – für Sport natürlich und manchmal für ein Variete-Programm, das (wie wir fanden) gute Komiker hatte. Die Reportagen über Leicht-athletik-Wettkämpfe oder Autorennen hörten wir mit derselben vehementen Parteilichkeit, die unsere Ausflüge ins Fussballstadion belebten. Jeder von uns hatte seinen Rennfahrerhelden; meiner war Rudolf Caracciola, der für Mercedes-Benz fuhr. Ich glaube, ich wählte ihn aus demselben Grund wie die englische Fussball-mannschaft Arsenal: Er war ein Sieger. Mit Vergnügen hörten wir uns auch die Komiker an, die grösstenteils unpolitische Witze machten – wie geschaffen für Gemüter, die nicht erwachsener wa-ren als wir. An einen ihrer pubertären Gags erinnere ich mich noch heute, nach etwa sechzig Jahren. Eine Gruppe von Rund-funk-Spasmachern, die sich «Die lustigen Gesell'n aus Köln» nannte, trug einen blöden Dialog vor über jemanden, der einen Ausdauerwettbewerb gewonnen hatte, indem er 120 Stunden lang ununterbrochen Klavier spielte. «Aber essen muss man ja», sagte einer der Komiker gedankenverloren immer wieder. Bei solchen zarten Hinweisen auf die Ausscheidungen konnten wir uns halb-totlachen. Man soll den therapeutischen Wert dieser Albernheit nicht unterschätzen – sie gab uns eine Atempause, wie kurz auch immer.

Sonntags gesellten sich unsere Eltern zu uns. Wir drei Jungen wurden zur Bäckerei geschickt, die pünktlich um zwei Uhr öffne-te und ebenso pünktlich zwei Stunden später schloss, um für uns alle Kuchen zu holen. Hanns als dem Ältesten vertraute man das

Geld an, aber in seiner schüchternen Art (ausser in unseren lebhaften freundschaftlichen Streitereien über Sport), liess er uns hineingehen und den eigentlichen Einkauf machen. Im Triumphzug kamen wir zurück, sorgfältig einen grossen flachen Pappteller tragend, voll beladen mit köstlichen Kuchenstücken und eingeschlagen in sauberes Papier, und setzten uns mit den Erwachsenen zu Kaffee und Kuchen hin. Bei schönem Wetter sassen wir draussen: Meine Verwandten wohnten im Parterre, und an der Rückseite der Wohnung lag eine kleine Terrasse, auf der ein Gartenklapp-tisch mit eisernem Untergestell und entsprechende Stühle standen. Wenn wir fertiggegessen hatten, gingen wir hinein und spielten Romme. Auf diese prosaische Weise stellten wir eine irgendwie beruhigende Kontinuität mit dem Leben her, wie wir es vor 1933 gelebt hatten.

Aber Karten und Kuchen schoben wir beiseite, wenn es Zeit für die Nachrichten war. Wir schlossen die Fenster, zogen die Gardinen zu und schalteten Radio Strasbourg ein. Die Nazis hatten dem Volk billige Radios angedreht, die absichtlich nur für einheimische Sender ausgestattet waren. In unserem Hunger nach brauchbaren Nachrichten griffen wir auf den starken Radioapparat in der Wohnung meiner Vettern zurück und hörten verbotenerweise «antideutsche Propaganda». Was wir hörten, war ausnahmslos entmutigend, aber so gross unsere Neigung gewesen sein mag, die Wirklichkeit zu verleugnen, wir fanden es besser zu wissen, als nicht zu wissen.

Diese Kontrolle war bezeichnend für das Regime und berührte uns jeden Tag. Es würgte den Kontakt mit den Meinungen des Auslands ab und verbreitete Falschinformationen und krasse Lügen wie einen giftigen Nebel. Sie öffneten Briefe, zumal wenn sie in andere Länder gingen oder aus ihnen kamen. Sie machten die Presse, wie wir sahen, zu ihrem unterwürfigen Lakaien, bis die Medien fast nur noch die Aufgabe hatten, offizielle Mitteilungen und jene kriecherische Propaganda zu verbreiten, die sie Leitartikel nannten. Sie brachten respektable Deutsche dazu, ihre Mitbürger, ja sogar Mitglieder der eigenen Familie zu denunzieren, wenn diese umstürzlerische Bemerkungen oder unerwünschte politische Witze gemacht hatten. Welche ausländischen Zeitungen es zu kaufen gab, war von deren Sympathie zum neuen Deutschland abhängig. Ich weiss noch, wie ich, als mein unsiche-

res Englisch besser wurde, Londoner Zeitungen zu besorgen suchte und feststellte, dass meist nur die *Daily Mail* zu bekommen war: Ein trauriges Licht auf die redaktionelle Praxis des Blattes, aber dennoch leistete es mir und der übrigen Familie einige Dienste.

Ein Vorfall mag veranschaulichen, wie eifrig das Regime versuchte, jedes unabhängige Denken zu ersticken. Mitte der dreissiger Jahre geriet Emil Busse, ein Freund meines Vaters, der mehrere Jahre bei Fröhlich und Pelz arbeitete, in einen politischen Wortwechsel mit einem älteren, relativ unfähigen Kollegen, der begeisterter Nazi und wie die meisten dieser Leute vollkommen humorlos war. Dass er in der Firma meines Vaters ziemlich versagte, muss ihn überempfindlich gegen jede wirkliche oder eingebildete Geringschätzung gemacht haben. Eines Tages wollte er einen Trumpf gegen Busse ausspielen und sagte mit Verweis auf seine Jugend: «Sie sind mir viel zu grün!» Busse konterte: «Und Sie sind mir viel zu braun!»

Busses Kontrahent nahm diese Antwort als eine Verunglimpfung seiner geliebten politischen Überzeugungen und denunzierte ihn bei der Gestapo. Am nächsten Tag wurde Busse zum Hauptquartier bestellt und wandte sich in seiner Bestürzung an meinen Vater; zusammen dachten sie sich eine Verteidigungsstrategie aus. Ich sehe sie vor mir, die zwei Freunde, wie sie sich den Kopf darüber zerbrechen, wie man den Stachel dieser Anschuldigung ziehen könnte – ein Zweiergespann, verbunden durch Busses Respekt vor meines Vaters Tüchtigkeit und dessen Vertrauen in den Jüngeren und den gemeinsamen Abscheu für die Nazis. Nachdem der Gestapomann, der Busse verhörte, aufgehört hatte, ihn anzubrüllen, sagte dieser bescheiden, er habe natürlich nichts dergleichen gesagt und würde es auch nie sagen. In Wirklichkeit habe er nur gesagt: «Sie sind mir viel zu grau!» Und zur Erklärung fügte er hinzu: «Ich habe es ihm heimgezahlt, weil er mich als jungen Spunt behandelt hat.» Diese Ausrede wirkte glaubhaft. Busse kam damit durch, aber das Ganze gemahnte daran, dass in Nazideutschland Witze nichts zum Lachen waren.

Hier sind einige Sätze über Emil Busse am Platz, der in unserem Leben eine immer wichtigere Rolle spielen sollte. Als echter Berliner, Jahrgang 1909, verband er ein ausserordentliches Erzähl talent mit einem aussergewöhnlichen Gedächtnis und setzte

mühe los die Tradition der deftigen Mundart seiner Stadt fort. Von ihm erfuhr ich viel über Berlin, über das Kristall- und Porzellan-geschäft, über meinen Vater. Als junger Mann hatte er einen klei-nen Laden gehabt und war beeindruckt von den Vertretern der Hersteller, die mit ihrer Ware vorbeikamen. Viel selbstbewusster als blosse Verkäufer, schienen sie ihm weltgewandt und ausgestat-tet mit viel Selbstgefühl und Wertschätzung anderer Vertreter. Um 1930 wagte er den Sprung und fing an, für meinen Vater zu arbei-ten. Ihre Freundschaft war eng und dauerhaft, obwohl sie sich bis zuletzt mit dem förmlichen «Sie» anredeten. Diese Deutschen!

Energisch und offen, ein echter Individualist, Busse war der ge-borene Anti-Nazi. Ganz abgesehen von seinem Widerwillen ge-gegen den Antisemitismus (seine engsten Bekannten erwiesen sich als Juden), hatte er nichts übrig für den verdriesslichen Ernst der Nazis, für ihren Glauben an den Führer, ihre Selbstgefälligkeit und ihre verhängnisvollen politischen Ideen. Emil Busse war für Opposition gemacht, und das war das letzte, was die Nazis brau-chen konnten. Nicht unerwartet bekam er hin und wieder, schon vor der Braun/Grau-Episode, Schwierigkeiten mit der Obrigkeit. Einmal, als irgendein Nazisieg gefeiert wurde und es als Bürger-pflicht galt, eine Fahne zu hissen, war er in seinem Häuserblock die einzige Ausnahme: keine Fahne. Der Blockwart kam vorbei und fragte, warum er keine aufgesteckt hätte. «Ich habe keine.» Der Blockwart versprach, eine aufzutreiben, und es gelang ihm. Immer noch keine Fahne. Warum nicht? «Ich habe keine Fah-nenstange» ... und so weiter. Eine solche Lebensform war im Dritten Reich nicht gesund, aber Busse lebte eben so. Dass er sich als immens hilfreich erwies, als wir Hilfe brauchten, war beinahe selbstverständlich.

Von 1936 an gab es viele Stunden, in denen ich der Welt allein ge-genüberstand – oder mich weigerte, ihr gegenüberzustehen. Mei-ne Vettern hatte ich gern und kam gut mit ihnen aus, aber im In-tern, glaube ich, sehnte ich mich nach dem Alleinsein. Wie schon erwähnt waren nachmittags, wenn ich von der Schule heimkam, meine Eltern in aller Regel nicht zu Hause. Meine einsame Musse nutzte ich, um zu lesen, an meinem Roman zu schreiben, meine Puzzles zu legen, ein wenig Klavier zu spielen und meine Sexual-kenntnisse durch einen weiteren Blick in die verbotenen Bücher

zu verbessern. Damals kannte ich die lohnendsten Stellen natürlich fast auswendig, und nur der erotische Kitzel, den keine Wiederholung abstumpfen kann, zog mich wieder zu meinen Lieblingsbüchern hin.

Zu meiner Lektüre gehörte auch Dickens – auf deutsch. Ich hatte mich mit unserem Nachbarn, Walther Schreiber, angefreundet. Sein Sohn war, glaube ich, etwa so alt wie ich. Was aber wichtiger für mich war: Herr Schreiber besass die gesammelten Werke von Dickens mit den prachtvollen Illustrationen von Phiz und anderen und war immer bereit, sie mir zu leihen. Manchmal, wenn ich an diese Freundschaft denke, geht mir durch den Kopf, dass ich unnatürlich ernst für mein Alter war, als wäre ich nie jung gewesen. In einer Familie wie der meinen war das nicht überraschend, und durch die Nazis wurden Eigenschaften wie Zurückhaltung und Gesetztheit gefördert, die mich viel erwachsener erscheinen liessen, als meinem noch immer kindlichen Gemüt lieb sein konnte.

Aber die Frühreife hatte auch ihre lohnenden Seiten: Durch Schreiber entdeckte ich *David Copperfield*, Dickens' – und auch mein – «Lieblingskind»; ich erhob die makellose Heldin Agnes Wickfield zu meinem Idealbild, eine Liebe, die mich nie verlassen hat. Mehr als die vielen anderen Romane, die ich gelesen habe, ist *David Copperfield*, der auf englisch ebenso grossartig war wie auf deutsch, mir in fast allen Einzelheiten präsent geblieben. Ich kann sämtliche Personen nennen und mir ihr Schicksal vergegenwärtigen. Die erste Liebe, sagt Freud, bleibt die stärkste, und dieses Buch mitsamt seiner Heldin war meine erste Liebe. Intressanterweise teilte ich meine Begeisterung für Dickens mit meiner Mutter. Eines Tages kam ich heim und sah sie weinen; das ängstigte mich, aber ich fand bald heraus, dass ihre Tränen Oliver Twist galten.

Es gab nicht nur Lesefreuden. Wenn ich allein war, dachte ich mir kunstvollen Zeitvertreib aus, bei dem ich dann alle Rollen übernahm und gegen mich selbst spielte. Auf unserem Esstisch baute ich aus Spielkarten eine hügelige Rennbahn, deren Begrenzung aus Mah-Jongg-Spielsteinen bestand. Dann nahm ich mir verschiedenfarbige Flohspielchips, die die Rennwagen darstellten, und liess sie vorwärtsschnellen, indem ich mit einem grösseren Chip auf ihren Rand drückte. Das war meine Avus, die als Renn-

strecke diene. Mal gewann ich, mal verlor ich – Schummeln war nicht erlaubt und auf diese Weise brachte ich, wie mir in selbstkritischeren Momenten durch den Kopf ging, einfach wieder einen Tag hinter mich. Während mein anfänglich so verheissungsvolles Leben um mich herum zerbröckelte, lief ich hinter meinen Rennfahrern her um unseren Esstisch und spielte meine einsamen Spiele.

Dann, Ende September, kam München, das Abkommen, mit dem Briten und Franzosen der Erpressung der Nazis nachgaben. Angesichts des lähmenden Mangels an militärischer Schlagkraft und der quälenden Erinnerung an die verheerenden Opfer, die der Erste Weltkrieg gekostet hatte, sahen die westlichen Staatsmänner wenig Spielraum. Im Blick auf die riesigen Soldatenfriedhöfe der Alliierten, die über und über mit den Namen der Toten bedeckten Denkmäler auf öffentlichen Plätzen und in Schulkapellen wollten sie nichts von einem weiteren Krieg wissen. Und rationalisieren konnten die Anwälte des Appeasement ihre Kapitulation, indem sie den Deutschen das Recht zubilligten, das Sudetenland, den nördlichen und grossenteils deutschsprachigen Teil der Tschechoslowakei, dem Tausendjährigen Reich einzuverleiben. Dass die tschechische Regierung zu dem Treffen, bei dem die Grossmächte sich zusammentaten, ein Stück ihres Territoriums zu verschenken, selber nicht eingeladen war, hinterliess einen üblen Nachgeschmack. Der Name München wurde zum Synonym für schmachvolle Unterwerfung. Nur ein paar abweichende Stimmen erhoben sich gegen Hitlers Aggression; besonders eindringlich die von Winston Churchill, der den Westen vor den Folgen des Appeasement warnte. Aber damals fanden diese Stimmen kaum Gehör. Dass Neville Chamberlain, der britische Premierminister, nach der Rückkehr aus München behauptete, er bringe seiner Epoche den Frieden, ist sattsam bekannt. Hitler teilte diese Überzeugung nicht – oder nur um den Preis, dass alle seine Gebietsansprüche befriedigt würden.

München war der Vater der Kristallnacht; ohne das erstere wäre die letztere vielleicht nie geschehen. Hitlers kompletter diplomatischer Sieg gab ihm und der übrigen NS-Führerschaft das berauschte Gefühl, im Ausland wie im Reich freie Hand zu haben. Meine Grossmutter und mein Vetter Hanns hatten Glück. Sie

starb im Oktober, und Hanns ging im selben Monat in die Vereinigten Staaten; so blieb beiden die Katastrophe erspart, die im folgenden Monat über die deutschen Juden hereinbrach.

Zur Kristallnacht kam es nach dem Tod des Gesandtschaftsrates Ernst vom Rath an der deutschen Botschaft in Paris am 9. November. Zwei Tage zuvor hatte ein junger polnischer Jude, verzweifelt über das Schicksal seiner Eltern, die zusammen mit mehr als 16'000 in Deutschland lebenden polnischen Juden Ende Oktober gnadenlos deportiert worden waren, den Diplomaten durch Schüsse verletzt. Der *Manchester Guardian*, die zuverlässigste Stimme für Anstand in aller Welt, sprach mitfühlend und völlig korrekt von einer «brutalen Vertreibung». Es sollte bald noch brutaler kommen.

Die Nazipropagandisten beuteten den Vorfall mit ihrem üblichen Geschick aus und verbreiteten die Meldung, der Tod des Legationsrates habe die Deutschen derart in Rage gebracht, dass sie einfach losgewütet hätten. Diese Version, in der die Kristallnacht eine spontane Reaktion des zornigen Volkes über ein jüdisches Verbrechen war, war so phantastisch, dass niemand sie glaubte. Wie andere ausländische Zeitungen setzte der *Manchester Guardian* das Wort «spontan» in skeptische Anführungszeichen. Er hatte natürlich vollkommen Recht: Dieses Regime, das zum Meister der grossen Lüge geworden war, verkaufte nunmehr eine seiner grössten Lügen. Schon Monate vorher hatten die Behörden im ganzen Land Listen jüdischer Geschäfte zusammengestellt und Namen und Adressen jüdischer Männer registriert; in Berlin waren die jüdischen Ladeninhaber bereits vor dem «impulsiven» Ausbruch der «Entrüstung» gezwungen worden, in grossen weissen Buchstaben ihren Namen auf die Schaufensterscheiben zu schreiben. Wenn es je ein gründlich organisiertes Pogrom gegeben hat, dann die Kristallnacht.

Ich weiss, dass das Wort «Kristallnacht», mit dem dieses historische, landesweite Pogrom gemeinhin bezeichnet wird, scharfe Kritik ausgelöst hat, weil es ein Geschehen verharmlose, bei dem mehr als Glas zerschlagen wurde. Nach den genauesten Schätzungen sind bei diesen Krawallen annähernd hundert Juden umgebracht und mehr als 26'000 jüdische Männer in Konzentrationslager verschleppt worden. In ganz Deutschland wurden Synago-

gen schwer beschädigt oder völlig niedergebrannt, die heiligen Schriftrollen mit der den Plünderern eigenen Begeisterung und Phantasie entweiht. Tausende von Geschäften wurden verwüstet oder zerstört, und in zahlreichen Städten – allen voran natürlich Wien – blieb sogar von Privathäusern und -Wohnungen nur noch ein Schrotthaufen übrig, Möbel, Bilder, Kleidungsstücke und Küchengeräte waren so umhergeschleudert worden, dass sie kaum mehr zu erkennen waren. Hier und da kam es auch zu Plündereien; zumal Geschäfte mit transportabler Ware wie etwa Kleidung wurden leergeräumt. Ein Juwelierladen in unserer Nachbarschaft wurde systematisch ausgeraubt. Die Mehrzahl aber berauschte sich an der Zerstörung um ihrer selbst willen.

Dieses Schwelgen in reiner Aggression macht das Rätselhafte an der Kristallnacht aus. Historiker haben darauf hingewiesen, das Regime hätte die deutschen Juden durchaus «legal» und ohne Mithilfe sinnloser Massengewalt ihres Geldes, ihrer Kunstgegenstände oder ihres Grundbesitzes – ihres gesamten Eigentums – berauben können. In einem interessanten Artikel «The Kristallnacht as a Public Degradation Ritual», erschienen im *Yearbook* des Leo Baeck Institute von 1987, hat mein Freund, der Historiker und Psychoanalytiker Peter Loewenberg, eine überzeugende Erklärung vorgelegt. Klar ist, dass dieses Pogrom mit seinen Ergebnissen dem Regime zupass kam: Es sonderte die jüdische Bevölkerung Deutschlands noch stärker als zuvor von den ehemaligen Mitbürgern ab und diente der Einschüchterung nichtjüdischer Deutscher; jeder Versuch, den Opfern sein Mitgefühl zu bezeugen oder ihnen gar zu helfen, war gefährlich.

Gleichwohl war das noch nicht alles; die Kristallnacht war, wie Loewenberg gezeigt hat, ein Erniedrigungsritual, eine geschickte Inszenierung der hemmungslosesten Phantasien über eine «Rasse», die – diesem verdrehten Denken zufolge – Deutschland angeblich jahrhundertlang infiltriert, ausgebutet und verraten hatte. Das Szenario der Nazis diente nicht nur dazu, den Juden ihre Existenzbasis zu rauben und sie praktisch ohne einen Pfennig aus dem Land zu jagen, sondern dies mit grösstmöglicher Publizität und mit Taten zu verbinden, in denen die Juden sich als die Parias, die sie geworden waren, empfinden sollten. Ein bei Loewenberg zitierter Augenzugenerbericht des amerikanischen Konsuls in Leipzig, David H. Buffum, macht deutlich, wie diese

krankhafte Verzückung aussah: «Nachdem die Wohnungen verwüstet und die meisten beweglichen Güter auf die Strasse geschleudert waren, stiessen die Verbrecher in ihrem unersättlichen Sadismus viele der zitternden Bewohner in ein Flässchen, das durch den Zoologischen Garten fliesst, und befahlen den entsetzten Zuschauern, sie anzuspucken, mit Dreck zu bewerfen und sie dann zu verhöhnen.» Indem sie Unbeteiligte einbezogen, machten die Nazis sie zu Komplizen.

Die Geschichte der Kristallnacht ist oft erzählt worden, bisweilen in grausigen Einzelheiten; dennoch muss ich darüber sprechen, weil ich dort war. Ich werde weiterhin den gängigen Namen benutzen, denn wie für die meisten Zeugen bedeutet er für mich weit mehr als das, was er wörtlich sagt. Ich interpretiere sie – nein, ich empfinde sie – als eine Katastrophe, die meinen Groll auf Deutschland und die Deutschen noch steigerte und in einen Hass verwandelte, der lange Zeit unvermindert anhielt. In diesen Jahren habe ich die Emil Busses zu wenig in die Waagschale geworfen.

Am Morgen des 10. November, als die Verwüstungen bereits zum grössten Teil angerichtet waren, fuhr ich mit dem Fahrrad meinen üblichen Weg durch Wohnviertel zur Arbeit und merkte nichts Aussergewöhnliches. Später am Vormittag rief mein Vater an und sagte, ich solle nach Hause kommen, da es Arger gebe. Ich fragte nicht nach Einzelheiten, sondern setzte mich aufs Rad und fuhr auf einem anderen Weg durch die Stadt, die hier aussah, als wäre sie von einem Heer von Vandalen heimgesucht worden. Das war sie auch, aber das Ausserordentliche dabei war, dass das Regime selbst diese Vandalen in Marsch gesetzt hatte. Der Weg, den ich zurück zur Sächsischen Strasse nahm, führte mich durch die Tauentzienstrasse mit ihren – über drei oder vier lange Häuserblocks reichenden – grossen Einzelhandelsgeschäften. Die Fassaden waren zertrümmert, die riesigen Schaufenster zerschmettert, Schaufensterpuppen und Waren lagen verstreut auf dem Gehweg herum. Ganz sichtlich hatten mehr jüdische Geschäfte, als ich dachte, die Versuche des Staates überlebt, sie zu «arisieren». Mit gesenktem Kopf radelte ich nach Hause. Die Zurückhaltung, die ich seit langem kultivierte, leistete mir an jenem Morgen gute Dienste.

Als ich vor unserem Haus ankam, traf ich die Frau des Hausmeisters weinend an der Haustür. Ich fragte sie, was los sei, und

sie erzählte, «sie» wären gekommen und hätten Herrn Schreiber mitgenommen. Ich stellte mein Fahrrad ab und jagte die Treppe hinauf. Mein Vater war nicht da, aber meine Mutter sagte, er sei in Sicherheit: bei Emil Busse. Später erfuhr ich von Busse, was die beiden Freunde an jenem Morgen getan hatten. Sie waren durch die Innenstadt geschlendert, um sich die Schäden anzuschauen, zwei Berliner auf einem Spaziergang. Am meisten erschreckt hatte sie der Überfall auf ein kleines Hotel an der Spree, eines der wenigen noch in jüdischem Besitz. Der Mob hatte das Haus systematisch, Stockwerk für Stockwerk, durchkämmt, sämtliche Fenster eingeschlagen, war in die Zimmer eingebrochen und hatte die Möbel demoliert, Bettdecken und Kissen aufgeschlitzt und die Federn massenweise auf die Strasse geschüttet. Ein barbarischer Schneesturm, eine Massenorgie, die man kaum glauben und nie vergessen konnte. Mir hat mein Vater von diesem Spaziergang nie etwas erzählt, und zu Hause redeten wir nicht lange von dem Pogrom. Doch als ich Busse fragte, wie mein Vater sich während dieses «Bummels» verhalten habe, sagte er, er sei ruhig und gefasst gewesen. Ich glaube es gern, aber ich glaube auch, dass in diesem Augenblick in ihm der Entschluss gereift war, alles zu tun – selbst gegen das Gesetz –, damit wir drei dem deutschen Alptraum entkommen konnten.

Nach der beruhigenden Nachricht über den Aufenthaltsort meines Vaters beschloss ich, selbst ein paar Besichtigungen zu machen, und ahmte damit unbewusst sein Tun und seine Entschlossenheit nach, der Panik keine Chance zu geben. Verbissen dachte ich an die einzige Lektion, die ich beim Zahntechniker gelernt hatte: Es schien, als schützte mich das kalte Wasser meines anergozogenen Auftretens für kurze Zeit gegen das, was ich sah. Ich ging zum Haus meines Veters. Die Familie war versammelt und in elender Verfassung, Tante Hede kniff die Lippen zusammen, Onkel Samuel weinte. Meine Eltern und ich hatten zwar ganz anders reagiert, aber nachdem ich feststellte, was mit ihrem Geschäft passiert war, sah ich ein, dass sie allen Grund zum Klagen hatten.

Es war das schiere Chaos. Wie kaum ein anderes Geschäft mochte «Fröhlich» am Olivaer Platz Strolche zum genüsslichen Kaputtmachen einladen. Die hüfthohen Glastheken mit Strümpfen, Handschuhen und Damenunterwäsche hatten sich als unwiderstehlich erwiesen; sie waren in Stücke geschlagen und ihr In-

halt brutal in Fetzen gerissen worden. Noch mehr Unterhaltung versprachen sich die zornigen deutschen Rächer des toten vom Rath jedoch von den Wandschränken. Der eine dieser Schränke, der mehr als anderthalb Meter hoch war und aus etlichen flachen Schubladen mit gläserner Vorderfront bestand, enthielt bunte Nähseide in vielen feinen Farbschattierungen; der andere, ebenso hoch und säuberlich unterteilt, Knöpfe, von denen je ein Muster auf der Vorderseite der Schublade befestigt war. Beide waren aus der Wand gerissen, ihr Inhalt lag in wildem Durcheinander herum und vermischte sich mit den überall auf dem Boden verstreuten Glassplittern. Es war, als sei ein Hurrikan über das Geschäft hinweggefegt.

Viele Jahre später stiess ich zufällig auf die Darstellung einer Augenzeugin, den Eintrag vom 12. November im Tagebuch einer jungen Frau, die zwei Tage zuvor durch dieses Berliner Viertel gegangen und an den Olivaer Platz gekommen war. Ihr Bericht bestätigt meine Erinnerung an die Verwüstung in allen Einzelheiten. Obgleich das Geschäft nicht namentlich genannt wird, kann es sich nur um den Laden von Onkel Samuel und Tante Hede gehandelt haben. Er bot «ein trostloses Bild», notiert die Tagebuchschreiberin, «die Scheibe in Atome zerschellt, die Hemden, Schlüpfer und Strümpfe zerfetzt und auf die Scherben zerstreut. Die Regale umgestürzt, die Kasse anscheinend durch Hammerschläge zertrümmert.»

Onkel Siegfried hat nie darüber gesprochen, aber auch sein Eigentum wurde an diesem Tag zerstört. In einer eidesstattlichen Erklärung von 1961, die seinem Entschädigungsantrag beigelegt war, sagte die Tochter der Grundbesitzerin aus, Onkel Siegfried habe Grundstück und Gewerberäume seit 1911 von ihrer Mutter gepachtet. Es war eine kleine Fabrik mit fünf «zweifelloso sehr wertvollen» Brennöfen zur Herstellung von Glas- und Porzellanwaren, einem Spezialkamin und tadelloser Ausstattung – spezielle Regale, ein Gerät zum Zermahlen der Farben und Besprühen der Glasgegenstände sowie anderes mehr –, und all das habe er bei der Emigration zurücklassen müssen. Auf der anderen Strassenseite habe Onkel Siegfried in einem Hauseingang ein Dutzend Glasschaukästen angebracht, jeder fast zwei Meter hoch und ebensobreit. «Diese Schaukästen sind in der sogenannten Kristallnacht zertrümmert worden, nachdem sie vorher überall mit Wor-

ten wie ‚Jude‘ etc. beschmiert worden waren. Ich habe nach der Kristallnacht die Scherben im Hausflur liegen sehen.»

Die Welt sah zu, protestierte und tat fast gar nichts. In den Vereinigten Staaten war die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit noch auf die Kongresswahlen vom 8. November gerichtet, und die Presse war emsig damit beschäftigt, die Ergebnisse zu analysieren. Doch aufmerksame Ausländskorrespondenten sahen, was vor sich ging, und schickten ihren Zeitungen schonungslose Berichte. Otto D. Tolischus zum Beispiel, der Korrespondent der *New York Times*, ging am 10. November vom frühen Morgen an – er sei mit dem Milchmann aufgestanden, schreibt er – durch die Stadt und schickte seinen Augenzeugenbericht über die Katastrophe. Am 11. November, in seiner zweiten Reportage über Berlin, die auf der Titelseite der *Times* den grössten Raum einnahm, schrieb er: «Während grosse Teile der deutschen Bevölkerung sich angesichts dieser Pöbelherrschaft gründlich zu schämen schienen, konnten die an den antisemitischen Aktionen Beteiligten sich voll ausleben.» Der *Manchester Guardian*, der drei oder vier Tage lang ein Dutzend Berichte über das Pogrom brachte, sprach mit unverhohlenem Abscheu von einem «organisierten Rachefeldzug», von einer «fanatischen Regierung» und vom «Recht» in Anführungszeichen. Seinem Sonderkorrespondenten zufolge reagierte die Berliner Öffentlichkeit entweder mit Apathie oder – bestenfalls – mit «schockiertem Staunen». Kein Wunder, dass an den Berliner Zeitungsständen damals keine Ausgabe des *Guardian* zu finden war.

In der Zeit dieser Schreckensherrschaft war es für mich eine grosse Erleichterung, dass auch die «guten» Deutschen aktiv waren: Mein Vater lebte versteckt in Emil Busses Wohnung, wo er auf der Couch im Wohnzimmer schlief. Busse konnte keine weiteren Scherereien mit den Nazis gebrauchen, dennoch nahm er das Risiko auf sich. Der ganze übrige 10. November ist meinem Gedächtnis entfallen: eine Leerstelle. Nach meiner Erkundungstour muss ich nach Hause gegangen und mit meiner Mutter zu Abend gegessen haben. Am Ende des Tages war eines klar: Der Zeitplan, den wir im vorigen Jahr mit unseren amerikanischen Verwandten so minutiös ausgearbeitet hatten, würde verkürzt werden müssen, und zwar drastisch. Was ich noch weiss: In dieser Nacht schlief ich tief und fest.

Achtes Kapitel

Käufliches Asyl

Die Nazis gingen mit einer Schamlosigkeit vor, die darauf zielte, die deutschen Juden in einen Zustand ohnmächtiger Wut zu versetzen: zuerst verübten sie die Greuel der Kristallnacht, dann schoben sie sie prompt den Opfern in die Schuhe. Es ist eine alt-ehrwürdige Praxis, die Schuld auf den Unschuldigen zu verschieben, aber die Herren des Dritten Reiches verfuhrten dabei mit einem Eifer, der sogar erfahrene Beobachter des politischen Geschehens erstaunen machte. Die Psychoanalyse verfügt über einen technischen Ausdruck für die rigorose Verkehrung der Wahrheit: «Projektion», das unbewusste Verfahren, mit dem die Mängel oder verhassten Wünsche, die man in sich selbst spürt, anderen zugeschoben werden. Aber dieser diagnostische Begriff trifft auf die Verbrecher vom November 1938 nicht zu. Sie wussten sehr wohl, was sie taten, und sie genossen es. Durch das ängstliche Verhalten der Westmächte von allen Hemmungen befreit, scherten sie sich nicht im mindesten um die Meinung der Welt und verfälschten unverfroren die Wahrheit.

Am 12. November berief Göring ein Treffen der Nazi-Führung ein, auf dem erörtert wurde, welche Position offiziell vertreten werden sollte, nun da der Schaden angerichtet war. Göring und Goebbels gaben als die «Radikalsten» – wie letzterer sich ausdrückte – den Ton an, und ein Teilnehmer nach dem anderen tat sich in der Runde mit Vorschlägen für antisemitische Massnahmen hervor. Jeder trachtete danach, wie Peter Loewenberg bemerkt hat, seinen Vorredner noch zu übertrumpfen: Juden solle der Zutritt zu Theatern oder Kinos verboten werden; sie sollten eigene Abteile bei Bahnreisen zugewiesen bekommen (ausser der Zug wäre voll, so Görings Anregung, in diesem Fall sollten sie zu Hause bleiben); sie seien durch eine spezielle Uniform kenntlich zu machen; sie sollten eine Kollektivstrafe von einer Milliarde Reichsmark zahlen. Diese Männer spielten buchstäblich mit Menschenleben.

An jenem Tag mussten zwar einige der rabiatesten Wünsche zurückgestellt werden, ein paar andere aber wurden prompt in die Tat umgesetzt: Die Geldstrafe wurde offiziell verhängt; die wenigen verbliebenen jüdischen Geschäfte wurden geschlossen oder zwangsweise «arisiert»; Juden wurde der Besuch von Kulturveranstaltungen wie Konzerten, Filmen und Ausstellungen verboten. Und wie um das Mass an Zynismus der Beteiligten vollzumachen, entschieden sie, dass den jüdischen Opfern des Pogroms nicht nur untersagt sein sollte, bei Versicherungsgesellschaften Schadenersatzforderungen geltend zu machen, sondern sie sollten für die Verwüstungen, die die Nazimarodeure angerichtet hatten, aufkommen und aufräumen. Am nächsten Tag berichtete Goebbels in seinem Tagebuch mit liebevollen Details von seinem und Görings Triumph über seine eher halbherzigen Kollegen und frohlockte über die schreckliche Lage der Opfer: «190 Synagogen verbrannt und zerstört. Das hat gegessen.» Niemand hätte das in Abrede stellen können, zumal die Zahl der zerstörten Synagogen noch sehr viel grösser war, als Goebbels zu diesem Zeitpunkt bekannt war.

Unmittelbar im Anschluss an die Kristallnacht logierte mein Vater – nach seinem furchtbaren Spaziergang durch Berlin – für ein paar Tage bei Busse, bis die «Aktion» vorüber schien. Nachdem er wieder zu Haus war, verdoppelten wir unsere ohnehin intensiven Bemühungen, einen Zufluchtsort ausfindig zu machen. Wir taten, was nahezu jeder andere in unserer Zwangslage tat: Wir schrieben noch mehr Briefe, liefen zu noch mehr Konsulaten und füllten noch mehr Formulare aus. Nachdem mein Vater ein paar amerikanische Telefonbücher in die Finger bekommen hatte, schrieb er Briefe an ein paar Leute namens Fröhlich, um herauszufinden, ob es nicht vielleicht einen entfernten Vetter gäbe, von dem er noch nie gehört hatte; alles vergeblich.

Unsere Hoffnung galt England; angesichts der unnachgiebigen Beschränkungen des amerikanischen Quotensystems, der Abertausende, die vor uns Schlange standen und der unglücklichen Zuordnung meines Vaters zur polnischen Quote schienen die Vereinigten Staaten für absehbare Zukunft ausser Reichweite. Wir hatten wohlhabende Verwandte, und die hatten dafür gebürgt, dass keiner von uns je dem Staate zur Last fallen würde. Eben

darin bestand das berühmte Affidavit, jenes Dokument, das für jeden unerlässlich war, der legal in die Vereinigten Staaten einreisen wollte. Aber trotz allen guten Willens unserer Verwandten, trotz ihres Reichtums und all ihrer Mühen, die Hindernisse, die einem baldigen Zusammentreffen mit ihnen entgegenstanden, konnten sie nicht beseitigen. Die Zuweisung meines Vaters zur polnischen statt zur deutschen Quote war bloss ein weiteres Beispiel dafür, wie Menschenleben von politischen Transaktionen oder bürokratischen Entscheidungen abhängen können, oft schon Jahre vorher in die Wege geleitet. Mein Vater war in jenem schmalen Streifen Schlesiens geboren, der mit den Friedensverträgen nach dem Ersten Weltkrieg an Polen gefallen war. Nach amerikanischem Recht wurde ein Antragsteller auf Aufnahme in die Vereinigten Staaten nicht nach seiner Geburt oder Staatsangehörigkeit eingestuft, sondern nach dem Land, zu dem sein Geburtsort zum Zeitpunkt der Antragstellung gehörte. Für die amerikanischen Einwanderungsbehörden galt mein Vater demnach als Pole, womit sie ihn zu einem von jenen weniger als sechstausend machten, die pro Jahr zulassungsberechtigt waren. Dass diese gesetzliche Bestimmung vollkommen unsinnig war, änderte daran nichts.

Es waren beängstigende Tage. Die zivilisierte Welt bekundete tiefe Empörung, ja Entrüstung über das November-Pogrom. Protestantische und katholische Geistliche in einem Land nach dem anderen wetterten von der Kanzel und beteten für die Opfer, Leitartikler suchten erregt nach Adjektiven, Politiker (zumal die, die auf jüdische Wähler Rücksicht nehmen mussten) schimpften wacker über die deutsche Niedertracht, bis sie heiser waren. Das alles klang für uns sehr schön, aber doch auch – ich habe das schon früher kritisiert – völlig hohl. Keine dieser verbalen Attacken brachte uns, was wir am nötigsten brauchten: einen Zufluchtsort. Es gab hässliche Szenen an den deutschen Grenzen, einige in aller Ausführlichkeit von Radio Strassburg berichtet: Der Sender war für uns unentbehrlich geworden. An der holländischen Grenze, wo halb durchgedrehte deutsche Juden buchstäblich auf den Knien um Asyl gebettelt hatten, verdoppelte die Regierung ihre Grenzkontrollen, um alle Nazi-Opfer fernzuhalten. Nicht, dass die Holländer das Pogrom gutgeheissen hätten, aber die Niederlande hatten keine Lust, ihren grossen, angeberischen,

muskelstarken Nachbarn zu verärgern. Im Mai 1940 mussten die Holländer dann erkennen, dass diese Beschwichtigungspolitik ihnen den Einmarsch der Wehrmacht nicht ersparte. Die internationale Presse war praktisch einhellig in der Verurteilung und unermüdlich in ihrer Berichterstattung. Die Zeitungsläser in Amerika, England, Frankreich, Holland und anderswo wurden ausführlich über die Greueltaten informiert, nicht nur in Berlin und Wien, sondern auch in kleineren Städten und Ortschaften quer durch ganz Nazi-Deutschland. Aber die wie wir in der Klemme sassen, waren tief bestürzt darüber, dass diese Berichte praktisch keinen Hinweis darauf enthielten, wie denn die deutschen Juden gerettet werden sollten. Gewiss fand eine Handvoll Antragsteller noch Zuflucht hier oder dort; ein kanadischer Beamter wurde mit der Bemerkung zitiert, die deutschen Juden könnten in den unbesiedelten nördlichen Gebieten seines Landes angesiedelt werden. Anderswo schlugen Politiker noch abgelegene Orte wie Kenia oder Britisch-Guyana vor, aber aus diesen Projekten wurde nichts. 1939 wurde eine Gesetzesvorlage im amerikanischen Kongress eingebracht, Flüchtlingskinder über die festgelegten Quoten hinaus zuzulassen; sie wurde abgelehnt. Kinderhilfsorganisationen mühten sich heldenhaft, jüdische Kinder aus Deutschland herauszubringen, und sie hatten auch einigen Erfolg: Mehr als fünftausend gingen so nach Palästina, und die von den Briten organisierten Kindertransporte konnten mehr als achttausend junge Leute retten; einige sind heute gute Freunde. Aber einer entsprechend grösseren Zahl bot die Welt, die noch die Folgen der grossen Wirtschaftskrise zu tragen hatte und unter Massenarbeitslosigkeit litt – an sehr vielen Orten mit dem Widerwillen verbunden, das eigene Bevölkerungsgemisch durch Juden anschwellen zu lassen keine Bleibe. Es war, als ob die ausführlichen, herzerreissenden und empörenden Berichte in der *New York Times* oder im *Manchester Guardian* nichts als Geschichten aus einem fernen Land seien.

Bewusst, wie wenig die Welt sich um uns zu kümmern schien, aber gewillt, nicht aufzugeben, warteten wir auf Bescheid von den Konsulaten, die wir belagert hatten. Gleichzeitig warteten wir auf ein Zeichen von denen, die am Morgen des 10. November in Konzentrationslager verschleppt worden waren, um erpresst, drangsaliert, ausgehungert, körperlich gequält und mancherorts gefoltert zu werden. Ein paar Wochen später kamen die meisten

dieser Gefangenen nach Hause zurück. Der Weg zu ihrer Befreiung war mit dem Versprechen einer unverzüglichen Auswanderung in ein garantiertes Zufluchtsland gebahnt; andere wurden freigelassen, weil der Lagerkommandant aus irgendeiner Laune heraus so entschieden hatte. Die Lager waren Sauställe, in denen schändliche, oft brutale Ausschreitungen an die mit der Kristallnacht einsetzenden Demütigungsrituale anknüpften. Die Wächter waren despotisch, mitleidslos, häufig sadistisch. Sie schlugen ihre Gefangenen, setzten sie der Kälte und dem Hunger aus, ordneten Arbeiten an, die unmöglich ausgeführt werden konnten, und bestraften jeden Gefangenen, der damit nicht zurechtkam. Das Schlimmste aber war der Dreck: Die Lagerinsassen hatten kaum das nötige Wasser, sich zu reinigen, und viele mussten in ihrer eigenen Scheisse hausen, was nicht nur ekelhaft, sondern auch gesundheitsgefährdend war. Viele Häftlinge litten an schwerer Diarrhöe. Es waren zwar keine Vernichtungslager, aber eine Menge Menschen wurde von den Wächtern umgebracht. Selbstmord war für die Gefangenen ein gewöhnlicher Ausweg. Etliche starben, andere wurden wahnsinnig, viele kamen als psychische Wracks aus den Lagern zurück. Alle trugen die Stigmata von Menschen, die schlimmer als Tiere behandelt worden waren.

Eines der unglücklichen Opfer dieser Schweinerei war mein Freund Herr Schreiber, den ich zufällig Anfang Dezember nicht weit von unserem Haus traf. Er war sichtlich gealtert, sah leichenblass aus, schien verwirrt, ich dachte beinahe senil. Unser Gespräch war allzu kurz; fast sah es so aus, als könne er kein längeres Gespräch durchstehen, nicht einmal mit mir. Soviel konnte er mir sagen, dass er und seine Familie nach Schanghai gehen würden, damals buchstäblich der einzige Ort, wo Immigranten einreisen durften, ohne dass man Papiere oder Gebühren von ihnen verlangte. Aber auch dieser lockende Zufluchtsort, fast um die halbe Welt, war nicht jedermann offen. Für Juden, die das Dritte Reich jahrelang geschröpft hatte und die durch die Erpressungen nach den Ausschreitungen der Kristallnacht zusätzlich ruiniert worden waren, war die Überfahrt unbezahlbar. Sicherheit war für zu viele deutsche Juden eine betörende Fata Morgana, die um so mehr entwand, als sie glaubten, sich ihr zu nähern.

Ein anderer Promovierter der Konzentrationslager war mein Onkel Moritz Jaschkowitz, den ich in Berlin auf der Heimreise

nach Breslau traf. Er hatte eine Menge Gewicht verloren, was ihm ein ziemlich anderes Aussehen gab – es stand ihm beinah gut zu Gesicht. In seinem Wesen war er aber der gleiche Mensch; trotz allem, was er erlebt hatte, arbeitete sein Sinn für das Absurde auf Hochtouren. Ich wünschte, ich könnte mir unsere vertrauliche Sitzung in Erinnerung rufen und verfluche meine partielle Amnesie. Soviel jedenfalls sehe ich noch: Mein Vater, meine Mutter und ich sitzen in unserem friedlichen, hell erleuchteten Wohnzimmer und hören Onkel Moritz zu. Aber alles, was mir im Gedächtnis geblieben ist, und dies nachhaltig, ist, dass wir alle, als er von seinen vier Wochen in Sachsenhausen erzählte, herzlich lachen mussten. Es war etwas Verrücktes, das wir drei mit ihm teilten, eine Verschwörung zu lachen, damit wir nicht weinten, ein verzweifelter und für einen Augenblick erfolgreicher Versuch, unsere entsetzliche Angst beiseitezuschieben. Im Rückblick, war dieser Nachmittag schockierender, als wenn wir freimütig bei Onkel Moritz' Alptraum verweilt wären.

Andere Traumata standen uns bevor. Eine Szene aus jenen Tagen bleibt mir im Gedächtnis verankert, als wäre sie erst vor ein paar Stunden geschehen. Es ist der 24. Dezember 1938. Ich probiere einen Wintermantel an, den meine Eltern für mich hatten massschneidern lassen; es war das bei weitem luxuriöseste Kleidungsstück, das ich je besessen hatte, ein fester, dunkelgrauer Wollmantel mit zwei Reihen kräftiger Knöpfe, der eindrucksvoll auf meinen Schultern ruhte. Ein Mantel für einen englischen Winter. Der Gedanke an eine Zuflucht in einem subtropischen Land lag den Eltern bei der Bestellung noch völlig fern. Wie ich da in meiner Schutzhülle stehe, klingelt es an der Wohnungstür; der Briefträger steht draussen mit einem Brief vom Britischen Konsulat. Mein Herz klopft, ich sehe meinem Vater zu, wie er den Brief öffnet – eine Absage, die uns verwehrt, uns in Grossbritannien niederzulassen, höflich, aber endgültig. Noch jetzt, wo ich dies schreibe, spüre ich erneut mein Entsetzen von damals. Es bedurfte all meiner sorgsam aufgebauten Selbstbeherrschung und der Rückenstärkung durch die Gegenwart meiner Eltern, um nicht unter diesem neuesten Schlag zusammenzubrechen. Dass uns das Britische Innenministerium unabsichtlich einen Gefallen tat, war uns jahrelang nicht bewusst. Nach einem Gefallen sah es im Dezember 1938 gewiss nicht aus.

Bei aller Selbstdisziplin entdeckte ich, dass dieser ständige Schwall von Ablehnungen auf mich merklich Eindruck machte. Ich hatte kurze Anfälle von Depressionen, stark genug, dass ich sie wahrnahm. Auch meine Eltern merkten das und schickten mich zu einem Arzt, natürlich zu einem jüdischen Arzt. Ich stellte ihm meine Symptome dar, von denen mich besonders eins sehr beschäftigte: Ich hatte bemerkt, dass ich mich gleichsam ständig beobachtete, als ob mir ein Doppelgänger auf der Schulter sässe, der zu allem, was ich sagte, dachte oder fühlte, Anmerkungen oder kritische Kommentare abgab. Alle Ungezwungenheit schien mir genommen. Der Arzt hörte mir einfühlsam zu und sagte dann, ich hätte einen Minderwertigkeitskomplex. Ich hatte nie zuvor von dieser Krankheit gehört und beteuerte heftig, dass ich mich niemandem unterlegen fühle. Meine Eltern hatten mir beigebracht, dass ich so gut sei wie jeder andere, egal was die Lügner von Nazis sagen würden. Ich überzeugte den Arzt nicht, aber er machte mir Hoffnung: Wenn ich erst mal ausser Landes wäre, meinte er, würde es mir sicher besser gehen.

Unser Ziel, ich brauche es kaum zu wiederholen, waren letztlich die Vereinigten Staaten. Aber würden wir rechtzeitig hinkommen? Das Affidavit hatten wir. Das Affidavit! Wie oft hörte ich nicht in jenen Monaten dieses Zauberwort sehnsüchtig oder mit Erleichterung ausgesprochen, wann immer deutsche Juden, die verzweifelt herauswollten, das taten, was auch mein Vater tat: Sie suchten in amerikanischen Telefonbüchern nach Verwandten, die sie längst aus den Augen verloren hatten, oder nach jemandem mit einem ähnlichen Namen. Es gab eine einfache Faustregel, die jeder von uns auswendig konnte: Je wohlhabender der amerikanische Unterzeichner des Affidavits oder je enger verwandt mit dem Antragsteller, desto wahrscheinlicher würden die amerikanischen Behörden das Papier für akzeptabel erklären.

In dieser Hinsicht waren wir sehr glücklich dran, aber die unglückliche Situation, dass mein Vater als «Pole» galt, bedeutete, dass wir vermutlich Jahre würden warten müssen, jedenfalls viel zu lange, um bei Verstand zu bleiben oder gar eine Überlebenschance zu haben. Und nachdem uns die Briten einen Korb gegeben hatten, gab es für uns nur noch eine Alternative: Asyl irgendwo in der Neuen Welt. Ich glaube nicht, dass wir je eine

Auswanderung nach Schanghai erwogen haben, denn je näher wir unseren amerikanischen Verwandten sein würden, desto besser für uns. Unser Briefwechsel mit Quincy in Florida und mit dem anderen Wohnsitz der Kwileckis in Bainbridge, Georgia, war nun weitaus häufiger. Er blieb nüchtern, aber zunehmend verklausulierter. Es gab so viel, was wir sagen oder wissen wollten, aber beides wurde weitgehend dadurch vereitelt, dass wir den Rotstift des Zensors fürchteten. Jedenfalls war es sicherer zu untertreiben, und es entsprach schliesslich auch dem Stil von Onkel Alfred und dem meiner Eltern. Und so gingen wöchentlich und sogar noch häufiger kurze Kommunikés über den Atlantik, in denen in gefasstem Ton praktische Angelegenheiten besprochen wurden.

Erst später erfuhren wir von den Gesprächen, die unsere amerikanische Familie – mein Onkel Alfred, meine Aunt Grace und die übrigen Kwileckis – zu dieser Zeit in unserer Angelegenheit mit ihnen bekannten Politikern wie Walter George, dem einflussreichen Senator von Georgia, und Edward Cox, dem Kongressabgeordneten ihres Wahlkreises, führten. (Zum Dank für ihre Unterstützung luden meine Onkel die ihnen befreundeten Abgeordneten zum Hochseefischen ein; eine typisch amerikanische Geste, dachte ich.) Keiner von ihnen sah eine Chance, dass unser Affidavit in absehbarer Zeit Verwendung finden könne. Vielleicht würden Tante Hede, Onkel Samuel und auch mein Vetter Edgar – alle waren in der deutschen Quote – einige Zeit vor uns in die Vereinigten Staaten einreisen dürfen. Sie behaupteten aber, dass die USA nicht daran dächten, ihre rigiden Einreisequoten zugunsten meines Vaters zu ändern.

Ein Rückblick auf das damalige politische Klima in Amerika macht deutlich, dass sie recht hatten. Es gab massiven politischen Druck gegen eine weitere Öffnung des sprichwörtlichen Landes für Einwanderer. Die Einstellung Präsident Roosevelts, unseres Idols, zu diesem heiklen Thema war zwangsläufig komplex. In einer nachdrücklichen Stellungnahme hatte er am 15. November die Kristallnacht angeprangert. Drei Tage später kündigte er an, dass er eine Gesetzeslücke nutzen werde, um eine Verlängerung der Touristenvisa anzuordnen, von denen mehr als 12'000 im Besitz von deutschen Flüchtlingen waren. Er teilte aber auch mit, dass er vom Kongress nichts verlangen werde, was er ohnehin nicht bekommen könne. Die amerikanische Öffentlichkeit war zwar

schlecht informiert und nach wie vor ausgesprochen isolationistisch eingestellt. Krisen, die sich irgendwo in der Ferne abspielten, waren ihr mehr als gleichgültig. Zudem herrschte Skepsis gegen Horrorgeschichten, auch gegenüber wahren, weil man die verlogene antideutsche Propaganda der Alliierten aus dem Ersten Weltkrieg über die Hunnen, die belgische Säuglinge auf ihre Bajonette spießten, noch in Erinnerung hatte. Es gab herumkrakeelende Nazianhänger mit einer festen, wenn auch klar unbedeutenden Anhängerschaft. Weitaus gefährlicher für unsere Zukunft war der innenpolitische Widerstand von hochrangigen Antisemiten. Deren bekanntester Vertreter war Breckenridge Long im Aussenministerium, der nach besten Kräften die Einreise deutscher Juden sabotierte. In einer Denkschrift von 1940 wies er die amerikanischen Konsulate an, «verschiedene Taktiken zu benutzen, um die Erteilung der Visa immer wieder hinauszuschieben». Angesichts dieser Opposition würden Onkel Alfred und seine Familie ein Asyl in irgendeinem der Länder Lateinamerikas kaufen müssen, wo mittlerweile mit Visa Handel getrieben wurde. Nach einigen Preisvergleichen entschieden sie sich für Kuba.

Dies war nur eine kurze erste Etappe im Rennen um die Freiheit. Nach der Kristallnacht ersannen die Nazis zusätzlich zu der «Geldstrafe» von einer Milliarde Mark immer neue Erpressungsmöglichkeiten, Geldforderungen, die die Juden zu erfüllen hatten, bevor sie einen Pass bekommen konnten. Jüdische Familien mussten ihren Schmuck, einschliesslich der Eheringe, ihr Silber und andere Wertgegenstände abgeben. Um die Daumenschrauben noch ein bisschen mehr anzuziehen, verfügte das Regime, dass die Juden, die schon grosse Mühe hatten, all diesen erpresserischen Forderungen nachzukommen, eine Einreisegenehmigung für irgendein anderes Land – gleichgültig welches – und einen Beleg über eine garantierte Überfahrt vorlegen mussten. Und um in das Durcheinander der deutschen Juden, die einem Land zu entkommen suchten, das nicht länger ihr Heimatland war, einen Anschein von Ordnung zu bringen, ordneten die Nazis an, dass eventuelle Emigranten, bevor sie einen Reisepass beantragen konnten eine Bescheinigung für ihre Überfahrt vorzulegen hätten, die höchstens einen Monat später erfolgen durfte.

Diese Ausplünderung wegen eines Verbrechens, das wir nicht begangen hatten, spornte die kämpferischen Triebkräfte meines

Vaters zu neuen Höchstleistungen an. Bevor wir uns überhaupt dem Spiessrutenlaufen durch die Bürokratie, die uns schliesslich mit unserer Fahrkarte in die Freiheit belohnen würde, unterziehen konnten, musste er ein paar unterschriebene Papiere beschaffen, aus denen hervorging, dass wir alles abgegeben hatten, was die Regierung uns befohlen hatte abzugeben. Er besorgte sie alle auf ungesetzlichen und riskanten Wegen. Mit Emil Busses Hilfe machte er ein Päckchen zurecht, tat irgend etwas Schweres hinein und brachte es auf die Post mit der Erklärung, es handle sich um den Schmuck meiner Mutter und unser Silberzeug. Mir ist bis heute nicht klar, wie es ihm gelang, eine Quittung zu bekommen, die nicht auf ihn zurückverweisen konnte. Ich habe versäumt, ihn zu fragen, wie er dieses Meisterstück hingekriegt hat, und Anfang der fünfziger Jahre, als diese Dinge mich stark zu interessieren anfangen, war er zu krank, sich noch zu erinnern. Auch Busse konnte trotz seines glänzenden Gedächtnisses nicht mehr zusammenbringen, wie mein Vater das fertigbekommen hatte. Aber er hat es fertigbekommen, und wie ihm das gelang, bleibt eines jener Rätsel meiner Jugend, die ich nie lösen werde.

Diese Bescheinigung war natürlich eines der entscheidenden Dokumente, das wir brauchten, bevor wir uns vor die Bürokraten trauen konnten, die uns mit unseren Reisepässen erpressten. Mein Vater glaubte einfach nicht, dass er unsere Wertsachen ausser Landes schmuggeln können würde, und daher händigte er die Ringe meiner Mutter, ihre Halsketten und unser Silber voller Vertrauen seinem Freund Busse aus. Man kann von einem fünfzehnjährigen Jungen kaum verlangen, dass er auf solche Kleinigkeiten wie den Schmuck seiner Mutter achtet, aber das Silberbesteck hatte ich oft genug in der Hand gehabt, um mich noch gut daran zu erinnern. Es war ein schlichtes, hübsches Muster mit einer schmalen Verzierung um die Ränder; Messer, Gabeln und Suppenlöffel waren ungewöhnlich schwer, schön ausgewogen, und es machte Freude, sie zu handhaben. Kaffeelöffel und Kuchengabeln waren dagegen klein und zierlich. Ich hatte keine Vorstellung, wieviel dies alles wert war, aber mir schien es durchaus wertvoll.

Busse erwies sich auch in anderer Hinsicht als unverzichtbar. Die Briefmarkensammlung meines Vaters war über die Jahre zu einem bedeutenden Besitz herangewachsen, der einige seltene Stücke enthielt. Sie würde nur ausser Landes gebracht werden dürfen,

sofern ihr Wert einen gewissen, festgelegten Betrag nicht überstieg. Dementsprechend suchte mein Vater zusammen mit Busse einen Briefmarkenhändler auf, der zugleich Regierungsbeamter war, um seine Sammlung schätzen zu lassen. Während der Händler seiner Aufgabe gewissenhaft nachkam und die Sammlung systematisch Stück für Stück durchging, den jeweiligen Endbetrag niederschrieb und die Marken von einem Haufen auf einen anderen umsortierte, hielt ihn mein Vater, im Einverständnis mit Busse, mit philatelistischer Fachsimpelei hin. Jedesmal, wenn der Schätzer sich abwandte, um in einem Spezialkatalog nachzuschauen, schob er ein paar Marken vom ersten Haufen zum zweiten hinüber. Ich habe mich oft gefragt, ob der Händler nachlässig, dämlich oder im Grunde seines Herzens ein anständiger Mensch war. In einem Land, in dem Willkür herrschte, hing es von solchen Kleinigkeiten ab, ob man sein Glück machte oder es verlor, ob man sein Leben retten konnte oder verloren war. Welche Gründe der Händler gehabt haben mochte, jedenfalls schien er das regelwidrige Treiben nicht zu bemerken und bescheinigte, dass die Sammlung meines Vaters nicht allzu wertvoll sei und ausgeführt werden dürfe.

Blieb die Frage, wie sie in die Vereinigten Staaten gebracht werden konnte, wo sie, wie mein Vater hoffte, den Grundstock unseres zukünftigen Wohlstands würde bilden können (das tat sie nicht). Da er jeden Glauben aufgegeben hatte, dass die Nazibehörden sich an getroffene Abmachungen halten würden, und besorgt, dass seine Sammlung noch im letzten Augenblick von irgendeinem launischen Zollbeamten konfisziert werden könnte, kam er auf einen genialen Plan, wie er seine Briefmarken nach Quincy befördern könne. Er entsprach seinem sardonischen Sinn für Humor, den die vergangenen sechs Jahre nicht hatten auslöschen, in den sich allerdings Bitterkeit gemischt hatte. Viele Jahre hatte er mit Massen geraucht und Zigaretten einer Marke der Firma Reemtsma gekauft. Um ihr Produkt noch ansprechender zu machen, hatte die Firma jeder Schachtel einen Gutschein mit den Nummern 1 bis 50 beigelegt. Hatte ein Raucher eine gewisse Anzahl vollständiger Reihen gesammelt, konnte er aus einem stattlichen Pulk an Gratisgaben ein hübsches Album bestellen, das ausführliche Erklärungen und leere Felder enthielt, in welche Bilder eingeklebt werden konnten, die Reemtsma separat in ordentlichen Schachteln lieferte.

Nunmehr, Anfang 1939, bat mein Vater schriftlich um Übersendung eines solchen Albums und suchte sich eine Geschichte der Nazi-Partei aus, ein Band, der vor selbstgefälliger und selbstverherrlichender Propaganda für die Vorgeschichte des Dritten Reichs stank. Mit grimmiger Genugtuung legte er eine Briefmarke in die Mitte eines jeden Feldes und klebte ein Foto darüber, wobei er den Klebstoff sorgfältig auf die vier Ecken begrenzte. Dann schickte er dieses kleine verborgene Vermögen per Post als gewöhnliche Buchsendung an meinen Onkel Alfred und teilte ihm lediglich mit, dass demnächst ein Geschenk aus Deutschland ein- treffen werde. Noch immer denke ich gern an jenen Tag im Jahre 1941 zurück, als mein Vater und ich dieses Geschenkpackchen, das unversehrt in Amerika angekommen war, aufmachten. Vorsichtig lösten wir jedes Foto ab, um die darunter befindliche Briefmarke zu bergen; danach warfen wir das braun eingeschlagene Album sowie die Bilder marschierender Braunhemden und grinsender Naziverbrecher in den Müll.

Mein Vater wurde sogar noch mutiger und draufgängerischer, als die Ereignisse um uns herum, dachte er, ausserordentliche Massnahmen immer nötiger machten. Am 15. März 1939 hatte sich Nazideutschland die restliche Tschechoslowakei einverleibt und damit, in einem vorhersehbaren Ganovenstück, das Münchener Abkommen zerrissen und die Verfechter der Appeasementpolitik, die gemeint hatten, dass man Hitler trauen könne oder ihn mit begrenzten Siegen kaufen könne, zutiefst gedemütigt. Ich erinnere mich gut daran, weil ich mir an jenem Tag sicher – und bange – war, dass dies Krieg bedeutete und uns Deutschland festhalten würde. Mir schien unvorstellbar, dass die westlichen Grossmächte ruhig zusehen würden, wie Nazideutschland seine Herrschaft über Mitteleuropa festigte. Die Briten begannen, mehr noch als die Franzosen, einen groben Ton anzuschlagen, aber Krieg gab es nicht. Am 19. März schrieb Goebbels verächtlich in sein Tagebuch, dass Chamberlain eine strenge Rede gehalten habe, in der er gegen den deutschen Vertragsbruch protestierte: «Das ist nur hysterisches Geschrei post festum», schrieb er, «das uns ganz kalt lässt.» Das Allmachtsgefühl, dass die Naziführung seit München hatte, war nicht schwächer geworden.

Gleichwohl steigerten die wachsenden internationalen Span-

nungen unsere Ängste. Die anderen Fröhlichs waren bereits nach Kuba ausgewandert. Wir waren als nächste dran. Unsere Visa für Kuba schienen in Ordnung, und wir hatten alle Ausreisevorschriften erfüllt – auf unsere ziemlich eigenwillige Weise. Wir mussten nur noch eine Überfahrt finden. Mit der Hilfe seines alten Freundes Walther Kern, der nach Hamburg, dem Heimathafen der Hamburg-Amerika-Linie, umgezogen war, fand mein Vater eine Lösung, die sich ihm als die bestmögliche anbot: Er buchte für uns Plätze auf einem luxuriösen Hapag-Dampfer, der *St. Louis*, die am 13. Mai nach Havanna auslaufen sollte. Das bedeutete, dass wir Mitte April unsere Pässe beantragen konnten.

Mittlerweile war es Ende März, nur noch vierzehn Tage bis wir das begehrte Papier in Händen halten würden. Aber mein Vater hatte ein unangenehmes Gefühl, und er war nicht mit seinem Arrangement zufrieden. Ob er wiedergutmachen wollte, dass er versäumt hatte, in den Anfangstagen des Dritten Reichs unsere Emigration zu organisieren, oder ob er fürchtete, dass sich das Regime in den nächsten paar Wochen neue Schikanen für die deutschen Juden ausdenken könne, jedenfalls beschloss er, unsere Abreise zu beschleunigen, egal wie gefährlich das Vorgehen war, das er würde befolgen müssen. Die Zeit drängte. Wir hatten nichts als unsere Schiffskarten für die *St. Louis*. Er war sich des hohen Einsatzes bewusst, aber davon überzeugt, dass jeder Tag in Deutschland ein Tag der Gefahren sei, und so setzte er alles daran, eine frühere Überfahrt auf einem anderen Hapag-Dampfer zu buchen. Schliesslich fand er, was er suchte, in der *Iberia*, welche fahrplanmässig am 27. April nach Havanna auslaufen sollte, vierzehn Tage vor der *St. Louis*.

Vierzehn Tage! Dieser Zeitraum schien sehr kurz, aber nicht für meinen Vater. Plätze auf der *Iberia* für uns zu finden war freilich nicht genug: Unsere Schiffskarten waren ja noch auf die *St. Louis* ausgestellt. Und es blieb keine Zeit, sie auszutauschen. In dieser Zwangslage beschloss er, unsere Reisepapiere zu frisieren und ein anderes Datum sowie einen anderen Schiffsnamen einzusetzen. Die Urkunde, in altmodischer Frakturschrift gedruckt, sah aus wie unechtes Pergament und fühlte sich auch so an. Ein Fälscher konnte damit besser arbeiten als mit dünnem Papier, aber es war nicht wirklich fest genug, um das gewünschte saubere Umschreiben zu ermöglichen. Immer noch sehe ich meinen Vater vor mir,

wie er dieses Verbrechen begeht: Mit einem Rasiermesser kratzte er ganz vorsichtig die Tinte ab, so dass die Wörter *St. Louis* und *13. Mai* immer blasser wurden. Winzige Krümelchen bräunlichen Papiers sammelten sich unter seinen Fingern. Damit die Tinte bei der Neueintragung nicht verlief, glättete er die aufgeraute Oberfläche mit seinem Daumnagel und schrieb dann mit langsamen Strichen die Ersatzwörter hin, bemüht, die Beamtenhandschrift nachzuahmen, die er wegradiert hatte. Hätte jemand die Fälschung bemerkt, so wären wir meiner Ansicht nach nicht lebend aus dem Land herausgekommen, doch als wir drei vor die Nazibeamten traten, zweifelte niemand das Dokument an.

Wie mein Reisepass belegt, fand unser letzter Auftritt vor den Auswanderungsbehörden des Regimes am 21. April statt. Die Nazis hatten ein jüdisches Gemeindehaus als Sammelbüro bestimmt. Wir hatten uns in einen grossen Vorraum zu begeben, in dem wir uns mit anderen Antragstellern zusammendrängten, genauso ungeduldig und nervös wie wir. Durch die offene Tür konnten wir ein grosses Büro mit einem Schreibtisch in der Mitte sehen, hinter dem ein aufgeblasenes Braunhemd sass. Während die Menge, die darauf wartete, vorgelassen zu werden, zu gross wurde, um abgefertigt werden zu können, und einige Personen in der ersten Reihe in sein Allerheiligstes hineingeschubst wurden, schrie er uns an zurückzutreten, und so zogen wir uns, verängstigt und nicht zum Diskutieren aufgelegt, eilig zurück. Wir waren schon eingeschüchtert genug, so dass diese Schaustellung der Überheblichkeit, die uns nur noch stärker einschüchtern konnte, lediglich einem Zweck diente: die Macht eines Menschen über Machtlose herauszustellen. Ich war so sehr gegen diesen Menschen aufgebracht, dass ich es nicht in Worte fassen konnte, um so mehr als ich, mochten meine Rachegefühle auch noch so stark sein, nicht in der Lage war, entsprechend zu handeln. Meine Phantasien müssen extrem finster und blutrünstig gewesen sein: Meine Unfähigkeit, Wut zu empfinden, die ich schon erwähnt habe, hielt mich nie davon ab, diese Schweine, die uns herumkommandieren durften, wie die Pest zu hassen.

Nachdem wir an diesem arischen Wächter vorbei in den offenen zentralen Raum von der Grösse eines Ballsaals gelangt waren, sahen wir Schreibtische rundum an dessen Wänden. Man sagte uns, wir sollten uns bei jedem von ihnen anstellen, damit ein wei-

teres Formular geprüft und abgestempelt werden konnte. Das ganze Verfahren nahm viel weniger Zeit in Anspruch und erwies sich auch als weniger streng, als wir befürchtet hatten. Gegen Ende des Vormittags waren wir soweit, dass wir zu einem Büro eine Treppe höher gehen konnten, in dem uns die Reisepässe ausgestellt werden sollten. Aber da stellte uns die perverse Natur ein unvorhergesehenes Hindernis in den Weg: Mein Vater bekam eine Nierensteinattacke. Es war, wie wir wissen, nicht das erste Mal und auch nicht das zweite. Aber nie war eine Kolik so unpassend gekommen wie jetzt.

Meine Mutter und ich waren mit diesen qualvollen Beschwerden nur zu gut vertraut. Im Laufe der Jahre hatte meine Mutter gelernt, Spritzen zu geben, und wir hatten einen Vorrat an Morphiumampullen im Haus, den uns unser Hausarzt (illegal) überlassen hatte, da er meinem Vater traute, nicht morphiumabhängig zu werden. Er hatte recht: Zum Glück für meinen Vater erregte Morphium bei ihm eine leichte Übelkeit. Jedenfalls waren uns diese Attacken, ihr Verlauf und ihre Linderung durch und durch vertraut. Aber gerade jetzt, am 21. April 1939? Hatten wir nicht Besseres zu tun? Ich bin in meinem Atheismus nie wankend geworden, aber es fiel mir ein, dass, wenn es einen Gott wirklich gäbe, er an diesem Tag sein wahres Gesicht – reine Bosheit – zeigte.

Wir nahmen ein Taxi nach Haus, meine Mutter gab meinem Vater zwei Spritzen, um ganz sicher zu gehen, und wir fuhren, als wäre nichts geschehen, wieder zurück, um unsere Pässe abzuholen. Es war eine groteske Episode; was sie allerdings an Komischem enthält, zeigte sich erst in langer Rückschau. Als der Beamte letzte Hand an unsere Papiere legte, während wir vor seinem Schreibtisch saßen und warteten, schlief mein Vater, den wir mit Bedacht zwischen uns gesetzt hatten, immer wieder ein. Wir stießen ihn sacht an, und er bemühte sich, wach zu bleiben, fiel aber immer wieder in sein Schläfchen. Alles ging aber glatt, und wir zogen ab, unsere Pässe, verunstaltet durch das rote J auf der ersten Seite, in der Hand.

Uns blieb nur noch, unsere Habe zu verkaufen und ein paar von unseren Sachen in Gepäckstücken zu verstauen, die wir mitnehmen konnten. Ich erinnere mich an einen grünen Schrankkoffer mit Messingbeschlägen, ein Überseekoffer in klein. Begleitet von Onkel Siegfried, nahmen wir den Zug nach Hamburg und

gingen an Bord der *Iberia*. Wir verliessen das Land mit den üblichen zehn Mark pro Person (damals gerade mal 2,50 Dollar) und, da wir etwas persönliches Eigentum in unser ersehntes Exil mitnehmen durften, mit einer kleinen Kiste, in die wir all das gestopft hatten, was uns am liebsten war. Dies war der Augenblick, nehme ich an, wo mein Theaterstück und mein Roman der Nachwelt verloren gingen. Wir suchten eine Handvoll Bücher aus, darunter die dreibändige Ausgabe der Stücke von Curt Goetz (die Inspiration für meine Komödie), und auch das zerlesene Exemplar von Shaws *Saint Joan* fand den Weg in die Kiste.

Wertvoller waren einige Stücke zierlichen Porzellans und Kristalls, die mein Vater mit seinem geübten Auge für erstklassige Qualität gesammelt hatte: eine handbemalte Porzellanuhr in glänzendem Kobaltblau als Geschenk für meine Aunt Grace und ein prachtvoller, grosser Kristallteller, in den ein kompliziertes Muster tief einziseliert war, im wahrsten Sinne ein Meisterstück, das ein Geselle zum Beweis seiner Tüchtigkeit geschnitten hatte. Noch heute holen Ruth und ich dieses Prachtstück, zugleich eine schmerzliche Erinnerung und ein ästhetisches Vergnügen, immer heraus, wenn wir ein besonders hübsches Dekor für Obst auf unserem Esstisch haben wollen. Eines unserer bemerkenswertesten Besitztümer, eine grosse, wundervoll geschnittene, dreifüssige Kristallschale, die mein Vater mit meisterhafter Sachkenntnis verpackt hatte, ging während der Überfahrt entzwei. Es gab Belege dafür, dass die Zollbeamten die Kiste geöffnet und die Schale nicht wieder ordentlich eingepackt hatten. Zum Glück wurden auch das Fotoalbum, das meine Mutter für mich angelegt hatte, sowie die Sportfotos meines Vaters aus seinen Frankfurter Tagen gerettet und kamen mehr als ein halbes Jahrhundert später wieder zum Vorschein.

Kurz bevor wir unsere Wohnung verliessen, erlebte ich noch einen Schock, sehr persönlich und, wie die meisten Leute sagen würden, belanglos. Und dennoch bleibt es mir im Gedächtnis, so dass es für mich wohl eine besondere Bedeutung gehabt haben muss. Unser Büfett, der Aufbewahrungsort meiner innigsten Geheimnisse und meiner Lieblingslebensmittel, mein verschwiegener Gefährte durch all die Jahre, erwies sich als weniger imposant, als ich mir immer vorgestellt hatte. Als die beiden Männer von der Umzugsfirma ziemlich unsanft das Oberteil abhoben und es für



Abb. 10: Auf der Gangway zum Hapag-Dampfer Iberia am 27. April 1939. Ich gehe, halb verdeckt, hinter meinem Vater. Dann folgen unser Freund Walther Kern, meine Mutter und ihr Bruder, Onkel Siegfried.

sich hinaustrugen, musste ich zu meiner Bestürzung erkennen, dass das Büfett kein kompaktes, wahrhaft massives Ganzes war. Mir war zumute, als ob mich ein alter Freund verraten hätte. Offenbar war in meiner Welt nichts Stabiles oder Verlässliches.

Unsere Reise auf der *Iberia* verlief völlig ereignislos. Der Kapitän und seine Mannschaft behandelten uns nicht wie unerwünschte Untergebene, die ins Exil in die Tropen verschifft wurden, sondern als geachtete Passagiere. Sie veröffentlichten sogar eines dieser festlichen Büchlein, in dem der Name jedes Mitreisenden enthalten war. Wir machten es uns wie gewöhnliche Touristen in unseren Liegcstühlcn bequem, atmeten die erfrischende Seeluft, tranken folgsam unsere Fleischbrühe, wenn es Zeit war, Fleischbrühe zu trinken, und machten Nickerchen in der Sonne. Pingelig wie ich war, notierte ich unsere Route, indem ich eine Karte zeichnete, auf der unsere kurzen Aufenthalte in Antwerpen, Southampton, Cherbourg und Lissabon vermerkt wurden, jeder Reisetag war dabei mit einem Fähnlein gekennzeichnet. Ich schmückte das Blatt mit einem Foto von uns dreien an Bord und einer Eintragung, die ein ziemlich durchsichtiges Wortspiel mit unserem Namen enthielt: *Dies ist eine unbestreitbar fröhliche*

Familie. Ich erinnere mich bloss noch an Lissabon, wo wir einen ganzen Tag blieben und den portugiesischen Frühling genossen. Die Stadt war mit herrlichem Blätterwerk geschmückt; auf den Fotos, die wir machten, sind wir festgehalten, durch die Stadt bummelnd, aber die Stunden an Land verschwimmen vor meinem Auge zu einem einzigen Grün, mehr Grün, ein Meer von Grün. Noch nie hatte ich eine so luxuriöse Schau gesehen.

Wir frohlockten nicht. In Zurückhaltung geübt, verhielten wir uns ruhig auf dieser Reise, eingedenk dessen, dass wir noch auf deutschem Terrain waren. Unsere Besorgnis war unangebracht: Kein einziges Mitglied der Besatzung benahm sich schlecht. Dann endlich, am 13. Mai: Havanna und die Freiheit. Auf meiner Karte zeichnete ich eine Fahne, grösser als die bisherigen, und schmückte sie mit dem lakonischen Wort *Ziel*. Aber schon damals wusste ich, dass mein wirkliches Ziel anderswo lag: Ich zeichnete einen Pfeil nach Norden mit dem Eintrag *Quincy*, hinter den ich ein Fragezeichen setzte.

Dann ein letzter Schock. Als wir landeten, erfasste mich eine tiefe Depression, die ich mir nicht erklären konnte. Für einen Augenblick schien es, als hätte ich Berlin nie verlassen. Die riesige räumliche Entfernung von Nazideutschland, sogar die freie Luft, nach der wir uns so verzweifelt gesehnt hatten, hatten den Druck der Vergangenheit nicht automatisch verringern, geschweige denn ausradieren können. Die Prophezeiung meines Arztes, dass ich mich wohl fühlen werde, sobald ich weg von den Nazis war, hatte sich als falsch oder zumindest voreilig erwiesen. Tatsächlich sollte noch vieles von Berlin, meiner vergifteten Quelle, mir wie ein düsterer Schatten weiterhin nachgehen, auch wenn es mich im Verlauf der Jahre immer weniger bedrückte. Ich habe etwas aus mir gemacht, und auch Glück habe ich wieder erlebt. Aber nach sechzig Jahren suchen mich noch Fragmente aus Naziberlin heim und werden mich heimsuchen bis zum Ende meiner Tage.

Neuntes Kapitel

Ein langes Schweigen

Wie sehr ich mich damals auch bemühen mochte, die sechs Jahre unter den Nazis aus meinem Gedächtnis zu streichen – und ich hab' es versucht! meine Vergangenheit wollte mich nicht loslassen. Die deutsch-jüdischen Flüchtlinge in Havanna – sie zählten weit über dreitausend – klammerten sich aneinander und redeten von Deutschland: Wen hielten die Nazis noch in ihren Klauen, und was konnte man tun, um zu helfen? Die jüngsten Nachrichten auf der politischen Weltbühne trugen zu unserer Beunruhigung bei. Obwohl die westeuropäischen Mächte Mitte März, als die Nazis die gesamte Tschechoslowakei besetzt hatten, zwar vor der entscheidenden Kraftprobe zurückgeschreckt waren, drehte sich bei unseren täglichen Unterhaltungen alles um die Wahrscheinlichkeit eines Krieges, halb herbeigewünscht, halb gefürchtet. Wie viele Provokationen würden sich Grossbritannien und Frankreich gefallen lassen, ohne mit mehr als ohnmächtigem Geschimpfe zu reagieren? Für uns hatte diese Frage eine starke persönliche Bedeutung: Krieg, offenkundig die einzige Möglichkeit, Hitler und seine Bande zu stürzen, würde für Siege, den Bruder meines Vaters, und seine beiden Schwestern, Tante Esther und Tante Recha, jede Hoffnung auf ein Entkommen vereiteln. Und ausserdem hatten wir Freunde in Deutschland, jüdische und nicht-jüdische, um die wir uns ängstigten. Die einen suchten verzweifelt nach einem Fluchtort, der sie aufnehmen würde, die anderen, überzeugte und häufig unvorsichtige Nazigegner, waren in Gefahr, wegen irgendeiner Indiskretion im Konzentrationslager zu landen.

Unsere Verbundenheit mit unserer früheren Heimat blieb also eng und unvermeidlich, Ursache von quälenden Ängsten. Eine Verbundenheit ganz anderer Art hatte einen gewissen Reiz an sich, den Reiz der Rache. In ihr äusserte sich die Fähigkeit meines Vaters, seine Wut in Handeln umzusetzen, ein Vorgehen, das meinen begeisterten Applaus fand. Im März und April 1939 hatte

mein Vater, bei aller Eile, all unseren zeitraubenden Bemühungen, uns in Freiheit zu bringen, kostbare Stunden darauf verwendet, sorgfältige Unterlagen der von der Firma Fröhlich und Pelz im Laufe der Jahre hinterzogenen Einkommensteuern anzufertigen. Sie waren zu einem umfangreichen Schriftstück angewachsen, das er nach Fertigstellung Busse mit der Anweisung übergab, es zur Post zu bringen, sobald genügend Zeit verstrichen war, um sicher ausser Reichweite zu sein. Als wir in Havanna sassen und an den Partner dachten, der meinen Vater in Zeiten des Drucks betrogen hatte, freuten wir uns diebisch über den Gedanken an Pelz im Gefängnis. (Nach dem Krieg erfuhren wir, dass wir uns vergebens gefreut hatten: In letzter Minute hatte sich Busse, mit gutem Grund besorgt, er könne in diese Geschichte unangenehm hineingezogen werden, entschlossen, die Anzeige nicht in den Briefkasten zu stecken.)

Rasch fanden wir Unterkunft. Unsere Adresse: Calle 5, No. 89, entre 10 y 12, ein unbedeutendes Haus in Almendares, einem heruntergekommenen Stadtviertel. Aber es gab keinen Frieden. Kaum zwölf Tage nach unserer Ankunft auf Kuba langten die Greifarme von Hitlers Reich über den Atlantik, uns zu gemahnen, wie knapp wir entkommen waren. Am 27. Mai lief die *St. Louis* in den Hafen von Havanna ein. Das war ja das Schiff, auf dem wir unsere Überfahrt gebucht hatten, bis mein Vater uns Plätze auf der *Iberia* besorgt und die Reisepapiere gefälscht hatte, die unsere neue Buchung garantierten. Die *St. Louis* war mit ein paar Dutzend Touristen und 907 deutsch-jüdischen Flüchtlingen an Bord gemächlich über den Atlantik geschippert. Sie alle hatten, durch eine Art legaler Bestechung, von kubanischen Bürokraten eine Ausschiffungsgenehmigung gekauft, wie sie unsere amerikanischen Verwandten für uns gekauft hatten. Ohne Vorwarnung erklärte nun der kubanische Staatspräsident Federico Laredo Bru diese Genehmigungen für ungültig. Seine Massnahme, vollkommen willkürlich, war eine Mischung aus politischem Hasardspiel und persönlicher Habgier, eine Kraftprobe zwischen ihm und seinem Haupt- rivalen Fulgencio Batista, ein feiger Reflex auf die fremdenfeindliche Stimmung auf der Insel mit der Absicht, sich zu bereichern, indem er verkaufte, was schon einmal verkauft worden war.

Wie fast alle übrigen deutschen Flüchtlinge in Havanna stürzten wir zum Hafen und starteten hinüber zur *St. Louis*, die fast

zum Greifen nahe vor Anker dümpelte. Ich besitze noch immer Onkel Siegfrieds lakonischen Taschenkalender für das Jahr 1939, zur Hälfte ohne Eintragungen, andere Tage mit der Bemerkung «nichts Neues» übergangen. Mag dieser Kalender ganz undramatisch sein, so zeigt er doch, dass auch er unter den Zuschauern war. «Bin zum Hafen gegangen», so lautet der Eintrag vom 28. Mai, dem zweiten Tag der Tragödie, die sich vor unseren Augen abspielte. «*St. Louis* Passagiere noch an Bord.» Einige der wohlhabenderen Flüchtlinge – zu denen wir nicht zählten – mieteten kleine Boote und umkurvten damit das Schiff und riefen Ermutigungen zu. Jüdische Hilfsorganisationen wurden rasch aktiv. Sie verhandelten mit den kubanischen Behörden, boten ständig höhere Auslösegelder an, und wurden, weil Hoffnung und Verzweiflung von Stunde zu Stunde wechselten, im ungewissen gelassen. «*St. Louis* Passagiere noch an Bord», notierte Onkel Siegfried unter dem 29. Mai. Dann, am 2. Juni, das Ende: «*St. Louis* mit tausend Passagieren nach Santo Domingo abgefahren.»

Auch nachdem die kubanischen Beamten ihre «endgültige» Entscheidung verkündet hatten, ging, solange das Schiff ziellos, immer noch auf eine Regelung hoffend, in der Karibik herumkreuzte, das Gefeilsche weiter. Letztlich war das ganze Warten vergeblich. Nachdem die amerikanischen Behörden den Vorschlag kategorisch zurückgewiesen hatten, der *St. Louis* das Einlaufen in einen beliebigen Hafen der Vereinigten Staaten zu gestatten, schien die Dominikanische Republik eine mögliche Lösung für die Zwangslage der Passagiere. Aber auch hier scheiterten die Verhandlungen, und die Passagiere mussten damit rechnen, zwangsweise nach Nazideutschland zurückgebracht zu werden. Die Aussicht auf ein Konzentrationslager war so wahrscheinlich wie unerträglich.

Es bedarf nur geringer Phantasie, sich die Verfassung der Flüchtlinge auf der *St. Louis* vorzustellen. Einige versuchten Selbstmord zu begehen; andere drohten damit, das Schiff zu sabotieren. Gustav Schröder, der Kapitän und ein «guter Deutscher», wenn es je einen gab, stand in ständigem Kontakt mit dem *Sabotagekomitee* und versuchte, die Rückkehr der *St. Louis* nach Hamburg so lange hinauszuzögern, wie er überhaupt konnte. In Absprache mit seinen Untergebenen verfiel er sogar auf den Plan, das Schiff an Englands Südküste auf Grund laufen zu lassen. Diese waghaf-

sige Massnahme erwies sich indessen als unnötig, da vier Länder – Grossbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande – sich anboten, jeweils ein Viertel der Flüchtlinge aufzunehmen. Wir verfolgten dieses wirre Hin und Her der Ereignisse mit gemischter Wut und bitterer Enttäuschung. Ich fand es besonders schmachlich, dass sich die Amerikaner weigerten, eine Handvoll Ausgestossener in Lebensgefahr zu retten. Meine Idealisierung der Vereinigten Staaten hatte also gleich zu Anfang meines Aufenthalts in der Neuen Welt ein paar ernstliche Schläge zu verkraften.

Für die 284 Passagiere der *St. Louis*, die in England landeten, bedeutete diese menschliche Geste die Rettung. Für die meisten anderen sollte sich die Rückkehr nach Europa als ein Todesurteil herausstellen: Nachdem die deutschen Truppen im Mai und Juni 1940 Westeuropa überrannt hatten, gehörten jene, die in Belgien, Frankreich oder den Niederlanden Zuflucht gefunden hatten, zu den Juden, die als erste von den siegreichen Nazis in die Vernichtungslager deportiert wurden. In den Annalen steht dies auf ewig als Schuldspruch über Habgier, Unnachgiebigkeit und politische Feigheit.

Angesichts dieser Ereignisse konnten meine Mutter und ich nur über die brillante Voraussicht meines Vaters staunen. Meine Gefühle glichen jenen, die ich ein Jahrzehnt früher empfunden hatte, als er den Türsteher der Scala bestochen hatte, mich nach meinen Essgewohnheiten zu fragen. Die Autorität meines Vaters war, sollte sie überhaupt je in Frage gestanden haben, vollauf bestätigt. Seine Entschlusskraft, sein Mut, seine Voraussicht, sein schöpferisches Misstrauen in seine ersten Vereinbarungen, sein Glück – jene Art von Glück, das nur denen zufällt, die es verdienen –, man nenne es, was man will: ihm allein war es zu danken, dass wir auf die *St. Louis* sahen, statt an Bord mitzureisen. Hätte ich überlebt, wenn auch wir Passagiere jenes Unglücksschiffes gewesen wären, um am Ende ein amerikanischer Bürger, ein Amerikaner mit Familie, ein amerikanischer Professor zu werden? Schon die Zahlen besagen, dass die Chancen dagegen gestanden hätten.

Fast sechzehn, als wir in Kuba ankamen, und, wie ich schon sagte, für mein Alter aussergewöhnlich seriös, wurde ich in die besorgten Gespräche der Erwachsenen voll einbezogen. Heute fällt es mir schwer, mir diese schwermütige Person überhaupt vorzustel-

len, denn ich denke, ich habe mich im Laufe der späteren Jahre dramatisch verändert. Aber Fotos aus jener Zeit und auch Bemerkungen von lebenslangen Freunden bestätigen meine Erinnerungen. Ich war, wie mir eine gute Freundin noch unlängst sagte, die blasseste Person, die sie je gesehen habe. Ich lachte selten, lächelte selten und schützte meine Erinnerungen, was ich am Gymnasium durchgemacht hatte, mein Tagesablauf als Lehrling im Zahnlabor, meine stille Verzweiflung, als ich erfuhr, dass England uns die Einreise verweigerte und vor allem die Kristallnacht, als ob sie Geheimnisse wären, deren Mitteilung dem, was mir allein angehörte, Gewalt antun könnte. Ich konnte ohne Weiteres verstehen, dass andere Flüchtlinge in einem fort von ihren Eltern, ihren Brüdern, Schwestern und Freunden sprachen, die noch immer in jenem grossen Gefängnis, genannt Deutschland, festsassen. Aber das gab niemandem das Recht, in meinen Erlebnissen unter Hitler herumzuschüffeln.

Meine Fixierung auf die Zukunft war vollkommen verständlich. Wie jedermann in unserer kleinen Gruppe war ich fest (und realistischerweise) davon überzeugt, dass ich die Vereinigten Staaten früher oder später meine Heimat nennen würde. Wie die osteuropäischen Juden, die sich 1946 und 1947 nach ihrer Entlassung aus den Lagern für Displaced persons «verbessert» hatten und in deutschen Städten wohnten, die ihnen verhasst sein mussten, sassen wir in Kuba, wie man so sagte, auf gepackten Koffern. Mein entschiedener Blick nach vorn war auch eine Form der Abwehr dessen, was ich hinter mir gelassen hatte – und wieder nicht hinter mir gelassen hatte. So wie ich alle anderen von meinen Erinnerungen fernhielt, so tat ich mein Äusserstes, auch mich selbst von ihnen fernzuhalten.

Zum Glück gab es Havanna für meine Unterhaltung. Grosse Teile der Stadt, hier und da mit vielstöckigen Gebäuden neuerer Bauart, hatten noch den Charme einer alten kolonialen Ansiedlung. Wenn ich an den wenigen blendend weissen Hotels vorüberging – allerdings nie hinein –, hauptsächlich für amerikanische Touristen gebaut, oder die Überreste aus der Zeit der spanischen Herrschaft betrachtete, konnte ich über beides nur staunen. Es machte mir Spass, lange am Hafen herumzuschlendern und mir die faszinierenden Exemplare der komplexen Rassenvermischung anzuschauen, die ich überall traf. Die Nachkommen

spanischer Siedler, mittelamerikanische Indios, Schwarze von den karibischen Inseln und chinesische Einwanderer waren hier zusammengekommen und verschmolzen – man sieht, dass ich nahezu alles auf Deutschland rückbezog! – und waren eine farbenprächtige Widerlegung des Nazismythos der «reinen» Rasse. Gewiss hatte die kubanische Gesellschaft ihre eigenen Farbhierarchien, aber kaum jemand hier konnte überzeugend behaupten, irgend etwas Reinrassiges zu sein.

Havanna war mithin die Art von Stadt, der Reiseführer gern das Allzweckadjektiv *pittoresk* zuerkennen. Für Spaziergänge war Vedado, das Stadtviertel, in dem die wohlhabenderen Flüchtlinge lebten, angenehmer als mein Almendares. Was mich in Vedado faszinierte, war das Nebeneinander schrecklicher Elendsquartiere und imposanter Besitzungen, vor lästigen Blicken durch abschreckende Mauern geschützt. Die Ärmsten auf Tuchfühlung mit den sehr Reichen: So etwas hatte ich noch nie gesehen, und es weckte in mir ein politisches Bewusstsein, das mir bis heute geblieben ist.

Während wir ungeduldig zu der nur wenige Dutzend Meilen entfernten amerikanischen Küste hinüberblickten, schnappte ich genügend Brocken Alltagsspanisch auf, um im Auftrag meines Vaters mit ambulanten Losverkäufern zu verhandeln. Die Lose gab es als Hunderterbögen, und die Verkäufer hatten einzelne Abschnitte als Kaufanreiz in ihr Hutband gesteckt. Begnügte man sich wie mein Vater mit nur ein oder zwei Losen, konnte man mit geringem Einsatz spielen, und gelegentlich brachten uns unsere Glückszahlen ein paar willkommene Peseten ein. Auch mit Bauern, mit Körben kleiner köstlicher und sehr preiswerter Ananas beladen, handelte ich: *Pinas*, so war ihr Ruf, *pinas de la tierra!*, mit jenem wunderschönen, liebevoll gedehnten Zungen-R, das nur wenigen Ausländern vergönnt war.

Zucker gab es reichlich, daher war Speiseeis über alle Massen billig, und als ein unverbesserlicher Schokosüchtiger fand ich diesen Umstand meinem Geschmack sehr entsprechend. Ich liebte es, in den Eisdieleen von Havanna zu sitzen; in meiner Erinnerung erscheinen sie als geräumige, angenehme und kühle Höhlen mit scheinbar endlosen Tresen, die für zwei Dutzend oder mehr Drehstühle Platz boten. In diesen prachtvollen Etablissements sah und ass ich zum ersten Mal Spezialitäten wie Eisbecher mit Früchten

oder Bananensplit – für mich bis dahin unbekannte Leckereien. Die barocken Glasschüsseln, auf denen dieser Gaumenschmaus serviert wurde – ausgekehlt und kunstvoll geschnörkelt steigerten mein Lustgefühl. Was das Auge für die Ästhetik des Glases angeht, war ich der Sohn meines Vaters. Ich muss gestehen, dass die Schokolade, die ich in grossen Mengen vertilgte, nicht die Qualität der Süssigkeiten hatte, die mein Vater für mich in Berlin gekauft hatte, aber es musste gehen – und es ging auch leidlich.

Das Verkehrsmittel, das uns vom Zentrum der Stadt nach Almendares brachte, bestärkte mich noch in meinem frisch entdeckten Radikalismus. Am Steuer von Havannas Autobussen sassenzerrlumpte Fahrer, denen nichts so sehr Spass machte, wie streunende Katzen oder Hunde zu überfahren, die sich zu Tausenden auf den Strassen herumtrieben. Die Briefträger waren nicht weniger abgerissen, und so war es wahrscheinlich, dass sie die Briefe, in denen sie einen Gegenstand von Wert vermuteten, stahlen, wie dass sie sie dem Empfänger zustellten. (Unsere amerikanischen Verwandten, die wir umgehend von dieser unorthodoxen Selbsthilfe unterrichteten, stellten sich mit ihren Postsendungen an uns darauf ein; sie legten einen einzelnen Scheck oder eine Zehndollar-Note in Briefe, die kurz genug waren, um keine Habgier zu wecken, aber auch undurchlässig genug, um das Geld zu verbergen.) Von den Amtsträgern waren lediglich die Soldaten gut ausgestattet; wie gesagt, protzten sie mit sauberer Khakiuniform, blitzblanken Stiefeln und ordentlichen Käppis und sahen schick aus, eine wandelnde Werbung für die Segnungen körperlichen Wohlbefindens und eines privilegierten Zugangs zur Macht.

Ich habe schon berichtet, dass Havanna mir glücklicherweise Unterhaltung bot. Ein ebensolches Glück war, dass nahezu alle Unterhaltung kostenlos war. Uns stand immer vor Augen, dass wir von der Freigebigkeit unserer Verwandten in den USA lebten. Obwohl wir uns nicht derart einschränkten, dass wir hungrig waren oder getragene Kleidung kauften – weder Onkel Alfred noch Aunt Grace hätte das gewollt –, war uns doch allzubewusst, dass Findigkeit in Geldangelegenheiten einem Flüchtling ausserordentlich gut anstand. So kam es, dass Ochsenfleisch, das billigste Fleisch, ein Hauptbestandteil unserer spartanischen Mahlzeiten wurde. Dank seines scharfen Geschmacks konnte es als Zutat für

eine kräftige Suppe wie auch als eigenes Gericht dienen. Wir assen es recht oft, viel zu oft: Seit ich Kuba verliess, habe ich Ochsenchwanz nie mehr ohne einen Anfall von Übelkeit essen, ja nicht einmal riechen können. Zu Hause in Berlin war es uns nie so schlecht gegangen, dass wir mit Ochsenchwanz hätten vorlieb nehmen müssen. Nachdem der Limbus Havanna hinter uns lag, war Ochsenchwanz für mich fortan eine ekelhafte Erinnerung an Armut und Abhängigkeit.

Unser Bemühen um ein sparsames Leben war um so mehr angezeigt, als den Flüchtlingen jegliche Arbeit verboten war, um Kubanern nicht Arbeitsplätze wegzunehmen. Unsere Enthalt-samkeit in Sachen Konsum war gleichermassen vom Pflichtgefühl und durch gesetzliche Beschränkungen erzwungen. Gleichwohl hatte unsere Abstinenz ihre Grenzen. Ich erinnere mich, dass mir mein Vater ein weisses Leinensakko kaufte: für diese Art von Notwendigkeit hatten wir Geld. Denn das Sakko war gewissermassen eine kulturelle Notwendigkeit: Von der Hitze versengt, pflegten wir Flüchtlinge uns bis auf die Hemdsärmel auszuziehen, nur um uns naserümpfend sagen lassen zu müssen, dass Herren auf Kuba Jacketts zu tragen hätten und dass wir Neuankömmlinge Gäste seien, die gut daran täten, sich den Gepflogenheiten unserer Gastgeber anzubequemen.

Eine andere Notwendigkeit hatte für mich eine persönliche Bedeutung: ärztliche Behandlung. Eines Tages, ich weiss nicht mehr wie, brach ich mir den Arm. Ich hatte erhebliche Schmerzen, und mein Vater schaffte mich schnell in eine Klinik. Vor uns eine lange Schlange; um rascher an einen Arzt zu kommen, bestach mein Vater einen Angestellten mit ein paar Peseten. Die Versorgung liess nicht lange auf sich warten, und ich war frei von Schmerz. Ich brauche kaum zu erwähnen, dass diese Episode meiner politischen Bildung weiterhalf – konnte die Macht des Geldes noch krasser vor Augen geführt werden?

Wirkliche Luxusgegenstände waren allerdings von vornherein ausserhalb unseres Horizonts, auch wenn die Grenzen zwischen dem, worauf wir ein Recht hatten, und dem, worauf wir verzichten mussten, einigermassen fliessend waren. Ich erinnere mich, dass ich ins *Fausto* ging, ein höhlenartiges Kino im Zentrum der Stadt. Dieser Vergnügungspalast besass einen Rang mit steil aufragenden Sitzreihen, auf dem man sich seinen Weg in fast völliger Dunkel-

heit bahnen musste; ein Sitzplatz dürfte hier sehr wenig gekostet haben. Im *Fausto* habe ich *Vom Winde verweht* gesehen, nicht ohne schmerzliche Regungen meines Gedächtnisses: Wie lag die Zeit schon lange hinter mir, gerade zwei Jahre, dass ich diesen Roman gelesen hatte – in Deutschland und auf deutsch!

Ein bestimmter Film (ich habe vergessen welcher), den ich mir gönnte, wurde zum Ärgernis meines Vaters, ich war in ein teures Kino gegangen, eines von der vierzig Centavos-Sorte, wo doch ein fünfzehn Centavos-Kino für mich ausgereicht hätte!! Ich glaube, das war das einzige Mal während unseres zweijährigen Aufenthalts in Havanna, dass mein Vater böse auf mich war. Vielleicht hat gerade deswegen dieses häusliche Donnerwetter, kurz wie es war, einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich wusste nur zu gut, dass mein Vater ein grosszügiger Mensch war, aber er zögerte immer, jeden Dollar, den er nicht selbst verdient hatte, auszugeben, und er wollte, dass ich ebenso diszipliniert wäre. Schliesslich hatten wir ja auch, um mit «unserem» Geld haushälterisch umzugehen, ein gewöhnliches, hingestrecktes, einstöckiges Haus in Almendares gemietet, das acht bis zehn Personen aufnehmen konnte. Wir hatten eine ordentliche vordere Veranda und ein grosses Wohnzimmer, dazu eine Anzahl kleiner Schlafzimmer; so kamen wir mit wenig Geld ziemlich lange aus. Zusammen mit meinen Eltern und mir wohnten dort noch einige entfernte Vettern. Meine Mutter musste das Haus allerdings bald wieder verlassen: Ihre Tuberkulose brach wieder auf, und sie war erneut zu einem Sanatorium verdammt.

Ein Zwischenfall, den ich zu Hause mitbekam, war kennzeichnend für unsere Notlage als Flüchtlinge. Einer aus unserer kleinen Sippschaft, Jacob Wolfsohn, der über Onkel Samuels Familienzweig entfernt mit uns verwandt war, erfand ein Pulver, um Küchenschaben auszurotten. In einem Land, in dem ein beständiger Krieg gegen Ungeziefer aller Art ausgefochten und regelmässig verloren wurde, in dem wir zum Selbstschutz unter einem Moskitonetz schliefen und in dem manche Schabenart sogar fliegen konnte, hätte eine solche Mixtur ihren Erfinder reich machen können. Jacob führte einige Experimente auf unserer Veranda durch, denen ich mit Spannung zusah; die Ergebnisse waren unerwartet: Die Schaben mochten sein Mittel und schienen sich ausserordentlich zu vermehren. Ohne rechtes Mitgefühl spotteten

wir, dass sein Pulver wohl ein Aphrodisiakum sein müsse. Ich muss gestehen, dass wir diesen Reinfluss allesamt ziemlich unterhaltsam fanden; womöglich habe ich mir sogar ein Lächeln gestattet. Aber Jacob Wolfsohns Pleite war nicht wirklich lustig, sie demonstrierte vielmehr unsere Hilflosigkeit in einem fremden Klima, nachdem man uns in Nazideutschland unseres Lebensunterhalts beraubt hatte.

Allerdings gab es etwas, was wir, zumal die jüngere Generation, tun konnten, ohne uns in Schulden zu stürzen: Wir konnten mit Freunden einen Tag am Strand verbringen. Dazu brauchte es nur einen Badeanzug, ein Handtuch und eine Busfahrt, alles drei war durchaus erschwinglich. Für den Unvorsichtigen hatte indessen ein solcher Ausflug kostspielige Lektionen eigener Art. Ich brauchte eine Weile – und eine spürbare Strafe –, bevor ich begriff, dass ich unter einem subtropischen Klima lebte. Selbst hinter den Wolken verborgen, konnte die kubanische Sonne mit ihrer heimtückischen Strahlung der Haut viel Schaden zufügen. Ich kann mich noch an einen spektakulären Sonnenbrand erinnern, den ich nach einem Tag am Strand im März 1940 – im März! – bekam, als der Himmel durchweg bedeckt war.

Während die Tage und Wochen in Havanna vergingen, hatte ich vor allem ein Ziel beständig vor Augen: mein Englisch zu verbessern. Dabei war mir ein bisschen Glück behilflich, ich erhielt ein Stipendium an der Havana Business Academy, einer kleinen Schule, weitgehend für Kubaner gedacht, die sich auf geschäftliche Verhandlungen mit Amerikanern vorbereiteten. Dort lernte ich, gestelzte Geschäftsbriefe zu schreiben – «In Händen Ihr wertiges Schreiben vom 13. d.M.» – und dergleichen mehr. Maschineschreiben war eine zweite wesentliche Fertigkeit. Wir wurden an Büromaschinen gesetzt, für 1939 schon einigermaßen veraltet, während aus einem Grammophon der rhythmische Lärm eines modernen Schlagers, des *Lambeth Walk*, ertönte. Um unsere Tippgeschwindigkeit zu steigern, pflegte der Lehrer das Lied in immer höherem Tempo zu spielen, und das heisst in einer ständig höheren Tonlage. Dieses Gedudel tat meinen Ohren weh; noch immer kann ich die Melodie summen, aber um meiner Seelenruhe willen unterlasse ich das dann lieber. Jedenfalls lernte ich recht ordentlich auf der Maschine zu schreiben. Ausserdem besuchte ich

einen Kurs in Kurzgeschichtenverfassen. Zu meinem Entsetzen habe ich unlängst eine Mappe mit der Aufschrift «Frühe Schriften» wiedergefunden, die einige Maschinenskripte enthielt, zu denen auch sentimentale Liebesgeschichten gehörten, die ich für diesen Kurs verbrochen habe.

All dies war irgendwie brauchbar, von weitaus grösserem Nutzen war dagegen ein höchst beliebter Englischkurs. Er wurde von einer lebhaften und überschwenglichen Südstaatenlady, soviel ich weiss aus Atlanta, abgehalten, die wir nur als Miss Jeannette kannten. Am Schluss jeder Stunde pflegte sie uns ein neues, vorzugsweise umgangssprachliches Wort zu präsentieren. Der einzige Brocken, den ich nach meiner Erinnerung auf diese Weise aufgeschnappt habe – und es gab viele andere –, war der Ausdruck *I was flabbergasted* (Mir blieb die Spucke weg), den ich nie benutze, an den ich aber manchmal mit liebevollen Erinnerungen an Miss Jeannette zurückdenke. Ich sollte festhalten, dass ich während dieser Schülerzeit an der Havana Business Academy meine erste Veröffentlichung zustande brachte, damals noch unter dem Namen Peter Fröhlich. Als Redakteur des vervielfältigten, zweisprachigen *Havana Business Herald*, eines internen Mitteilungsblatts mit einem zweifarbigen Hochglanzumschlag geschmückt, schrieb ich selbstgefällige Leitartikel, in denen ich die Errungenschaften unserer Schule anpries.

Diese Leistungen spiegelten sich in meinen Zensuren wider. Vor kurzem stiess ich zufällig auf ein Zeugnis der Havana Business Academy für die Monate Mai und Juni 1940. Auf schlechtem, grauem Papier von der Grösse einer Postkarte ist es ein Tribut an den liebenswerten Dilettantismus der Anstalt. Fast unweigerlich wurde mein Name falsch geschrieben – er taucht dort als FROELICH auf aber das übrige Zeugnis ist erfreulich: beinahe glatte Einsen in Kurzgeschichte, Handelslehre, Englisch und Kurzschrift (ich kann mich nicht erinnern, je einen solchen Kurs belegt zu haben). Auch in Betragen und Beteiligung waren die Noten eine Eins. Der brave Junge war zu einem braven jungen Mann herangewachsen.

Auch mein umsichtiger Onkel Alfred erleichterte mein Fortschreiten zur Beherrschung des Englischen, indem er für uns Abonnements der *Saturday Evening Post*, von *Collier's*, der *Liberty* und anderer Illustrierten bestellte. Es muss dies ein ausser-

gewöhnlicher Anlass für unsere kleine Familie gewesen sein: Am 6. Juni, drei Wochen nach unserer Ankunft in Havanna, vermerkte Onkel Siegfried in seinem Taschenkalender, dass die erste Nummer der *Time* eingetroffen sei und dass demnächst ein Einjahresabonnement von *Life* beginnen werde. Aus solchen Bruchstücken entstand das Mosaik meiner Bildung.

Die amerikanischen Wochenschriften boten unterschiedliche Kost, die ich allesamt probierte, aber hauptsächlich warf ich mich auf die Fortsetzungsromane. Ich schnitt die einzelnen Fortsetzungen aus und führte mir dann das Ganze zu Gemüte; Romane von heutzutage gering geschätzten Schriftstellern wie Octavus Roy Cohen und Clarence Budington Kelland. Die Zeitschrift *Time* war etwas ganz anderes. Sie war auf der Höhe des *Timespeaks*. Sie verknüpfte Wörter wie *cinemactress* (Filmschauspielerin), erfand Neologismen wie *newshawk* (Sensationsreporter), kennzeichnete Personen durch zwei Adjektive wie *fortyish, balding* (in den Vierzigern, schütter) und spielte mit der anerkannten Wortfolge der englischen Sätze wie in *cold ran the blood of the Finnish farmer* (ein Satz, mit dem Wolcott Gibbs in *The New Yorker* diesen betrüblichen Usus in unvergesslicher Manier karikierte). Ich glaube nicht, dass diese Absonderlichkeiten meinem Englisch dauerhaft Schaden zufügten; Mitte 1940 reichte mein Sprachniveau aus, um mich an den verbalen Pirouetten zu erfreuen, die *Time* einzigartig machten.

Ich war eindeutig auf dem Weg der Sprachbeherrschung und mehr und mehr in der Lage, den Berichten in Kubas englischsprachiger Zeitung *Havana Post* zu folgen und mich auf das Leben in den Vereinigten Staaten vorzubereiten. Die Sportseiten waren besonders aufschlussreich und verwirrend für mich. Amerikas Nationalsport schien etwas zu sein, das *Baseball* genannt wurde und das ich mit seinen Dutzenden von Regeln und seinen speziellen Ausdrücken schwer zugänglich fand. Aber auch in Havanna wurde ich rasch, was ich schon in Nazideutschland gewesen war: Anhänger einer Mannschaft, und zwar der New York Yankees. Obgleich die Yankees 1940 nicht in Höchstform waren, attestierten ihnen die Sportreporter eine Vielzahl herausragender Spieler. Ich lernte recht rasch, dass es eine selten gute Sache war, wenn eine Mannschaft mehrere *batter* mit einem Durchschnitt von mehr als dreihundert sowie mehrere *pitcher* mit zwanzig gewonnenen

Spielen pro Saison aufwies, und die Yankees hatten beides. Das waren die Gewinner, mit denen ich mich zusammenschließen würde. Alte Gewohnheiten sterben nur allmählich aus, ich nehme an, weil sie anhaltende Bedürfnisse bescheinigen.

Irgendwann im Laufe des Jahres 1940 verzeichnete ich, ohne mein bewusstes Zutun, einen Durchbruch, der mich hoch erfreute: Ich begann auf englisch zu träumen. Andere Familienmitglieder taten sich schwerer als ich, eine neue Sprache zu erlernen. Onkel Siegfried zum Beispiel quälte sich durch seine Lektionen, wenngleich sein Englisch später, in den Vereinigten Staaten, vollkommen zweckentsprechend war. Er war 48, für einen Anfänger ein ziemlich fortgeschrittenes Alter. Am 26. Juni 1939, einem Montag, vermerkt er seine erste Englischstunde, und gegen Ende der Woche hat er zwei weitere hinter sich. Aber es war nicht leicht für ihn. Am 3. Juli schreibt er in seiner prägnanten Art: «Heute English(sic!)Unterricht. Schon die ersten Schwierigkeiten.» Wer sich über die deutschen Flüchtlinge mokiert, sollte diese schlichten Bemühungen um eine neue Existenz unter Bedingungen, schwer genug, um die allermeisten Menschen zu zermürben, nicht gering erachten.

Ich habe schon gesagt, dass die Flüchtlinge ein Lieblingsthema hatten: die Aussichten für ihre Familienmitglieder, die noch in Deutschland waren. Im Laufe der Zeit kam ein zweites Thema hinzu, das sie nicht minder ausdauernd erörterten: die Liste. Für mich war dieses Thema leichter zu ertragen, zumindest deutete es voraus nach Amerika und nicht zurück nach Deutschland. Nach dem Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen schlossen amerikanische Konsulate in Europa und transferierten die Visa, für die eigentlich sie zuständig waren, an Konsulate in Ländern, die nicht vom Krieg betroffen waren. Mitte September waren Tante Hede und Edgar auf dem Weg in die Vereinigten Staaten, und Onkel Samuel folgte ihnen einige Monate später. Wann unsere Namen auf der Liste erscheinen würden, stand völlig in den Sternen.

Die Konsulatsangestellten in Havanna luden nicht einzelne Familien vor, sondern alle paar Wochen gaben sie eine Reihe von Namen bekannt und forderten dreissig oder vierzig Familien auf,

auf dem Konsulat zu erscheinen, um sich dem Einwanderungsritual zu unterziehen. Die Aufnahme in die Vereinigten Staaten erfolgte nicht automatisch, die Hürden konnten also nicht höher sein. Ein paar Flüchtlinge, die sich die um die Liste entstandenen Spannungen zunutze machten, errangen für Augenblicke flüchtigen Ruhm, indem sie mit wissender Miene verkündeten, wann die nächste bekanntgegeben würde. Sie kannten jemanden, der jemanden kannte, der mit einer Konsulatssekretärin befreundet war, und diese hatte den Auftrag, für den nächsten Montag oder Donnerstag eine Liste zu erstellen. Sie genossen grosses Ansehen, diese Wahrsager. Unsere Bereitschaft zu glauben war zu stark, als dass wir nicht nach jedem Strohalm gegriffen hätten, auch dem nachweislich schwächsten.

Leider gingen manchmal Wochen ins Land, ohne dass es irgendeine Liste gab, gewiss nicht für uns. Dann, im Januar 1941, kamen auch wir dran, aber für meine Eltern und mich war dieser lang ersehnte Augenblick ebenso ein Anlass zur Besorgnis wie zur Erleichterung. Die Tuberkulose meiner Mutter war so virulent wie eh und je; der Aufenthalt im Sanatorium hatte keine Besserung ihres Zustandes gebracht. Wie sollte sie durch die ärztliche Pflichtuntersuchung kommen? Tuberkulose war als extrem ansteckende Krankheit ein Grund für eine Zurückweisung, und die Konsulatsmediziner waren nachdrücklich darauf hingewiesen worden. Von meinen häufigen Besuchen bei meiner Mutter wusste ich, dass Tb leicht zu erkennen ist. Allein der tuberkulöse Husten, trocken, kurz und anders als gewöhnlicher Husten, ist ein verräterisches Zeichen.

Was konnten wir anderes tun, als mit meiner Mutter im Konsulat zu erscheinen? Wären mein Vater oder ich je zum Beten aufgelegt gewesen, hätten wir in diesem Augenblick gebetet. Statt dessen konsultierten wir den Arzt, bei dem sie in Behandlung war, und dieser gab ihr Spritzen, die ein Wohlbefinden vortäuschen sollten, während sie selbst dieses eine Mal Rouge auflegte, bis sie blühend aussah, zumindest für einen zufälligen Betrachter. Ein Arzt, der mit einem Stethoskop ausgerüstet ist, ist jedoch kein zufälliger Betrachter. Wir ergaben uns in die Prüfung, die uns bevorstand, und fanden uns auf dem Konsulat ein. Der Doktor untersuchte uns drei und liess meine Mutter ohne ein Wort durchgehen. Ich musste an den Berliner Briefmarkenhändler denken, der zuglassen hatte,



Abb. 11: Meine Eltern in Havanna im März 1941. Ich war bereits seit zwei Monaten in den Vereinigten Staaten, wo ich auf sie wartete. Der weisse Leinenanzug meines Vaters war fast ein Muss in der Hitze.

dass die prachtvolle Sammlung meines Vaters ausser Landes kam. War dieser Arzt einer von jenen ausgebrannten, vom Suff verblödeten Exilanten aus Europa, die einige von Graham Greenes Romane bevölkern? Oder war er ein onkelhafter Wohltäter, der eine Familie nicht trennen wollte? Es ist dies eines der grossen Rätsel in meinem Leben, das ich nie entwirren werde. Was es damit auf sich hatte, meine Mutter bekam ihr Visum am selben Tag, wie mein Vater und ich das unsrige erhielten. Die letzte Hürde für unsere Einreise in die Vereinigten Staaten war beiseite geräumt.

Unsere Visa waren vier Monate gültig; der Arzt meiner Mutter empfahl daher, dass sie bis zum Anfang des Frühjahrs mit meinem Vater auf Kuba bleiben solle, um sich nicht dem strengen amerikanischen Winter auszusetzen. Weiter schlug er vor, dass wir ein Sanatorium ausfindig machen sollten, in das sie umgehend eingeliefert werden könnte. Wir folgten seinem Rat; Onkel Alfred traf

die nötigen Vorbereitungen, und sobald meine Eltern im April in den USA eintrafen und ihre Stippvisite bei den Verwandten gemacht hatten, bezog meine Mutter ein Bett im National Jewish Hospital in Denver. Damals, vor dem Smog, als Dunst noch Dunst bedeutete, galt Denver als eine Stadt mit besonderer Heilwirkung für Patienten mit Lungenkrankheiten. Selbstverständlich würden wir sie begleiten.

Nachdem dieser Punkt geklärt war, gab es nichts, was mich noch in Kuba hielt. Tante Hede und Onkel Samuel hatten dank eines grosszügigen Darlehens unserer amerikanischen Verwandten in Atlanta einen kleinen Laden aufgemacht, ganz ähnlich demjenigen, der ihnen in Berlin während der Kristallnacht demoliert worden war, und ich würde bis zur Ankunft meiner Eltern bei ihnen hinterm Laden wohnen können. Wenn ich vom Sommer 1937 an rechne, als wir unsere ersten Pläne zur Emigration fassten, bis zu dem Zeitpunkt, da ich in den USA landete, hatte meine Odyssee viereinhalb Jahre gedauert. Am 10. Januar 1941 setzte ich zum ersten Mal in Key West meinen Fuss auf amerikanischen Boden. Berlin schien weit weg, aber das war eine Illusion. Noch jahrelang sollte ich Splitter davon aus meiner Haut zupfen, als ob ich mich in Scherben zerbrochenen Glases gewälzt hätte.

Meine ersten Jahre in den Vereinigten Staaten waren ereignisreich und formten mein Leben auf ganz unerwartete Weise. Da es das Hauptziel dieses Berichts ist, nachzuzeichnen, wie Berlin in den Händen der Nazis auf mich wirkte, möchte ich bei dieser Eingewöhnungsphase nur insoweit verweilen, als sie ein Licht auf die entferntere Vergangenheit wirft. Ich kann dennoch mit Bestimmtheit sagen, dass diese Zeit, gerade durch die Zunahme prosaischer Begebenheiten wie Schule, Arbeit, neue Freundschaften, spürbar die Belastungen von mir nahm. Ich habe 1976 einen skizzenhaften, autobiographischen Essay geschrieben, der den Titel trägt: «Zu Hause in Amerika». Der Titel traf voll zu, denn seinerzeit fühlte ich mich schon seit gut 35 Jahren in Amerika heimisch. Viel schneller und viel gründlicher, als ich es für möglich gehalten hätte, tat Amerika sein Bestes, mir das Gefühl zu geben, dass ich dazugehörte. Aber dies brachte mich nicht in Versuchung, mein selbstauferlegtes Schweigen zu brechen. Es war nicht nötig, mit meiner Familie über meine Gefängniszeit im

Nazireich zu sprechen, sie wusste natürlich über alles Bescheid. Auch die anderen Flüchtlinge wussten davon. Und ich dachte, dass Fremde, die ich traf und von denen einige gute Freunde wurden, auch ohne die fragwürdige Kolportage von Anekdoten aus meiner problematischen Lebensgeschichte würden auskommen können.

Wenigstens war dies meine Rationalisierung. Es kam mir nicht in den Sinn, dass ich meine Vergangenheit aus intimen und irrationalen Gründen an meine Brust drückte. Ich kultivierte eine masochistische Vertiefung in meine vorwiegend melancholische Gemütsverfassung, ja sogar etwas Vergnügen daran. Nicht dass ich ein Geheimnis um das mir von den Nazis aufgezwungene Judentum oder um mein Herkunftsland oder die Gründe für meine Flucht gemacht hätte. Aber mein vorrangiger Wunsch war, ein guter Amerikaner zu werden. Mein Vetter Hanns hatte kurz nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten gegen Ende 1938 seinen Vornamen in Jack verändert und den Familiennamen mit Gay übersetzt. Die Amerikaner, entdeckte er, fanden den Namen Fröhlich schwer zu buchstabieren und unmöglich auszusprechen. Und ausserdem wollte Hanns – oder vielmehr Jack – seinem Geburtsland, so entschieden er konnte, zugunsten des Landes seiner Zukunft den Laufpass geben. Wir begrüßten seine Entscheidung und machten sie sogleich nach: Mein Vater Moritz wurde zu Morris, ich übersetzte meinen zweiten Vornamen Joachim mit Jack, und alle drei übernahmen wir den Familiennamen, den mein Vetter gewählt hatte. Ich wurde Peter Gay.

Vieles, was mein Vater und ich in unserer amerikanischen Lehrzeit taten, taten wir mit einem Blick zurück auf das Regime, das uns fast umgebracht hätte. Im Mai 1941, wir hatten uns gerade in Denver niedergelassen, beantragten wir die Staatsbürgerschaft, eine Geste, ebenso antideutsch wie proamerikanisch, Emblem für unsere Wut wie für unsere Hoffnung. Uns war es ernst damit, wir wollten eine weitere Bindung an Deutschland so gründlich und rasch wie möglich kappen. Mein Vater und ich bezogen eine winzige, nicht unfreundliche Wohnung, nur ein paar Busstationen vom Krankenhaus meiner Mutter entfernt, so dass wir sie jeden Tag bequem besuchen konnten. Unser erster und für lange Zeit auch einziger Luxus bestand in einem tragbaren Grammophon, für das wir einige unsere Lieblingklassiker erstanden, mit behut-

samem Tempo; unsere Armut machte uns besonders wählerisch, was die Schallplatten betraf, die wir kauften.

Wichtiger war, wir mussten an meine Schullaufbahn denken. Nach Verhandlungen zur Klärung meiner ziemlich zusammenhanglosen Ausbildung auf zwei Kontinenten wurde ich zum Herbst zum Eintritt in die oberste Klasse an der East High School zugelassen, wo ich für den Schulabschluss des Jahrgangs 1942 nur noch zwei Kurse zu belegen haben würde. Meine Amerikanisierung machte also rasche Fortschritte. Sehr zum Erstaunen und unter leiser Missbilligung meines Vaters stellte ich diese Fortschritte noch dadurch recht deutlich unter Beweis, dass ich eine Begeisterung für Schlagermusik an den Tag legte, die ich auf Kuba durch Radiosendungen entwickelt hatte und der ich nunmehr leichter frönen konnte. Er mochte sich noch so sehr bemühen, meine Schwärmerei für meine neu entdeckten Stars – vor allem Glenn Miller und Artie Shaw – konnte er nie verstehen. Für mich aber, so sehr ich mich an ihrer Musik freute, waren vor allem sie eine Art Ausweis, ein Bestandteil meiner neuen Identität.

Gewiss gab es noch einige Verbindungen nach Deutschland, die wir weder zerreißen konnten noch wollten. Es gab keine Möglichkeit, Post von Tante Esther oder von Emil Busse zu bekommen. Wir hatten aber ein Hilfsmittel, mit dem wir herauszubekommen versuchten, was herauszubekommen war: Wir abonnierten den *Aufbau*, die Bibel für alle Flüchtlinge aus Deutschland, der 1934 als monatliches Nachrichtenblatt von einem deutsch-jüdischen Verein in New York gegründet worden war. Die zunehmende gesellschaftliche Isolierung der Juden in Deutschland verhalf dem *Aufbau* zu einer neuen Existenzberechtigung. Er wurde für ihre besorgte und verzweifelt treue Leserschaft zu einem Organ für wichtige Nachrichten. Im April 1939 wurde der hervorragende Journalist Manfred George Chefredakteur, und ein halbes Jahr später, drei Wochen nach der Kristallnacht, wandelte er den *Aufbau* in ein Wochenblatt um. Ab diesem Zeitpunkt gab es mehr Nachrichten, als er unterbringen konnte.

George zog eine Reihe namhafter Mitarbeiter heran und brachte politische und Feuilletonartikel, die für deutsche Juden in den USA von brennendem Interesse waren. Später veröffentlichte er unerlässliche Namenslisten vermisster Juden und, begreiflicherweise weniger häufig, von Juden, die in dem vom Krieg verheerten

Europa wiederaufgefunden wurden. Auf diese Weise war der *Aufbau*, weltweit die Rettungsleine für deutsche Juden, die Einrichtung, die mehr deutsch-jüdische Familien einander näher brachte als irgend etwas sonst. Mein Vater las die Zeitung, wie praktisch alle Flüchtlinge, von der ersten bis zur letzten Seite.

Ich hatte andere Hinweise, dass ich meine Vergangenheit nicht einfach ablegen konnte, vielleicht weniger bedeutsam als die Seiten des *Aufbau*, aber kaum weniger ergreifend. Ein bezeichnendes Vorkommnis ist mir all diese Jahre im Gedächtnis geblieben. Ich hatte unbeschreibliches Glück mit meinen zwei Lehrern an der East High School, George Cavanaugh und Helen Hunter. Cavanaugh, der dort Staatsbürgerkunde unterrichtete, brachte Interesse für mich auf und empfahl mir eine für einen Schüler, zumal für einen Neuankömmling, ungewöhnliche Lesekost – Bücher wie etwa Thurman Arnolds sarkastische Zergliederung Amerikas während der Weltwirtschaftskrise *The Folklore of Capitalism*. (Ich besitze immer noch ein Exemplar mit einer Widmung des Autors für «Peter Gray» aus der Zeit, als Arnold zu einem Vortrag in Denver war.) Miss Hunter war Englischlehrerin und genauso verständnisvoll und, wie sich noch zeigen wird, für mein Leben noch bedeutsamer als Cavanaugh.

Das Vorkommnis, das ich meine, fand in einer ihrer Unterrichtsstunden statt: Es machte klar, dass der Abgrund zwischen mir und den «wirklichen» Amerikanern noch gross klaffte. Unsere Aufgabe war es, eine lange Brieferzählung von Kressmann Taylor aus dem Jahre 1938, «Address Unknown», zu lesen und zu diskutieren. Diese Erzählung wurde damals überaus gelobt; Whit Burnett, der Herausgeber der Zeitschrift *Story*, in der sie zuerst erschienen war, nannte sie «vollkommen». Ihr Protagonist ist Max Eisenstein, ein in San Francisco lebender Kunsthändler deutsch-jüdischer Abstammung. Im Einleitungsbrief an seinen deutschen Freund und Partner Martin Schulze äussert er eine nicht versiegende Sehnsucht nach seinem fernen Vaterland, nach dessen Landschaften und Speisen. Schulze, der Ende 1932 nach München zurückgekehrt ist, war politisch so etwas wie ein fortschrittlicher Liberaler, der aber mit der Machtergreifung der Nazis rasch von deren Ideologie entflammt war und den Briefwechsel mit Eisenstein abbrechen möchte. Dieser schreibt ihm aber weiterhin und bittet seinen alten Freund, seine begabte und schöne jüngere

Schwester Griselle, eine Schauspielerin, die Schulze einst geliebt hatte und immer noch zu lieben behauptet, zu beschützen. Zu unerschrocken und auch zu sorglos, um vor der Gefahr zurückzuweichen, hat sie Wien verlassen, wo sie immer noch in Sicherheit ist, um in Berlin in einem neuen Stück aufzutreten. Eisenstein sorgt sich um sie: Einer seiner Briefe an sie war mit dem unheilverkündenden Vermerk «Adressat unbekannt» zurückgeschickt worden.

Tatsächlich ist sie noch am Leben, ist allerdings denunziert worden und steht kurz vor der Verhaftung. Auf der Flucht taucht sie, verfolgt von Braunhemden, an Schulzes Tür auf, aber er schickt sie weg. In einem überaus verletzenden Brief – «Ein neues Deutschland wird hier gestaltet. Schon bald werden wir unter unserem glorreichen Führer der Welt grossartige Dinge vorführen» – teilt er dem Bruder mit, dass sie nicht weit von seinem Haus getötet wurde und dass er ihr Schreien gehört habe, bis sie still geworden sei. Rasend ob der Gefühllosigkeit seines früheren Freundes beschliesst Eisenstein, seine Schwester zu rächen. Er schickt ihm Briefe, die noch dem dümmsten Zensor verdächtig vorkommen müssen. Dunkel schreibt er, dass er «11 Reproduktionen von Picasso, 20 mal 90, an Filialgalerien» geliefert habe, Mitteilungen, die wie verschlüsselte, subversive Botschaften klangen. Nach dem Erhalt von zwei oder drei solcher Schreiben fleht Schulze Eisenstein an, ihm keine weiteren mehr zu schicken; sie hätten ihn und seine Familie bereits ernsthaft kompromittiert, und Ärgeres könne nicht ausbleiben. Aber der trauernde, unversöhnliche Bruder lässt nicht locker, bis einer seiner Briefe an Schulze mit dem knappen, auf den Umschlag gestempelten Vermerk «Adressat unbekannt» zurückkommt.

Die Frage im Unterricht war keine literarische, sondern eine ethische Frage: Hatte Eisenstein das Recht, so zu handeln? Die überwältigende Mehrheit meiner Klassenkameraden neigte dazu, ihn wegen seiner Rachsucht zu tadeln. Was hätte Schulze tun können, er hatte das Haus ersichtlich voller Verwandter, ein Arzt befand sich am Krankenbett seiner Frau, ein Trupp von Nazimördern war dicht auf Griselles Spur? Er war schon drauf und dran, ein Ausgestossener in seiner Gesellschaft zu werden; einer Jüdin zu helfen, zumal einer gejagten Jüdin, würde den Rest seines Ansehens, das ihm noch geblieben war, zunichte machen. Ich

verwahrte mich entschieden gegen diese grossmütige Interpretation: Selbstverständlich war der Bruder im Recht! Aus der Sicht von heute kann ich meine Argumente nicht mehr wiedergeben, aber meine unzweideutigen Gefühle bleiben mir im Gedächtnis: Was immer einem Deutschen, zumal dieser Sorte von Deutschen, aber letzten Endes jedem Deutschen, an Übel widerfuhr, verdiente keinerlei Kritik. Ich versuchte nicht, mein Urteil mit detaillierten Geschichten über meine Jahre unter den Nazis zu begründen. Meine Haltung war der Triumph der Erfahrung über die Barmherzigkeit. Sie machte mich darauf aufmerksam, falls solche Erinnerung nötig war, dass ich, anders als meine Klassenkameraden, die allesamt liebenswerte Naivlinge waren, immer noch in meine Vergangenheit verstrickt war.

Den ganzen Krieg hindurch blieb mein Hass auf Deutschland und die Deutschen auf diesem Höhenflug. Ich schätzte meine Unnachgiebigkeit und legte sie mir als Folgerichtigkeit aus, als einfache, selbstverständliche, gut begründete Antwort auf die Barbarei der Nazis. Ich begrüßte die alliierten Bombenangriffe auf Hamburg und Köln und alle anderen Städte in Deutschland. Nicht einmal der massive Luftangriff auf Dresden oder gar meine «Heimatstadt» Berlin störte mich im mindesten. Hatten nicht die Deutschen massenhaft getötet, egal wohin sie kamen? Hatten sie nicht die Stadt Rotterdam und die Kathedrale von Coventry rücksichtslos in Schutt und Asche gelegt? Hatten ihre Richter nicht im Anschluss an die Kristallnacht die Angriffe auf Juden voller Zynismus für rechtens erklärt? Und hatten sie nicht einfach weggesehen, als KZ-Wächter Häftlinge ermordeten? Hatte nicht das Regime Berufsverbrechern freie Hand über das Land gegeben? Waren sie nicht selbst die schlimmsten und zügellosesten Verbrecher? Hatten sie nicht das Leben von Millionen Juden in Deutschland und dem restlichen Europa ruiniert? Hatten sie nicht, wie wir damals noch annahmen, Tausende von ihnen getötet? Während des Krieges wussten wir natürlich nicht, wie schrecklich die Bilanz ihres Massenmords wirklich war; aber was wir wussten, war schlimm genug, um meine Überzeugung zu stützen, dass Eisenstein richtig gehandelt hatte. Zudem hatte ich einen strategischen Grund für meine gehässige Einstellung. Ich war überzeugt, dass dieser Krieg überhaupt nur mit ununterbrochenen und drastischen Aktionen gegen die deutschen Horden,

die geschworenen Feinde der Kultur, zu gewinnen war. Jahre später, als ich mit Busse über diese Zeit sprach, hörte ich mit Interesse, dass er jeden Luftangriff auf deutschen Boden begrüsst hatte, gleich ob sein Leben dadurch in Gefahr gebracht wurde oder nicht. Da seine Landsleute nicht fähig und nicht willens schienen, sich aus eigenen Kräften von Hitler zu befreien, müssten es die Engländer, Franzosen, Amerikaner und Russen an ihrer Stelle tun. Diese Art der Argumentation hatte ich voll geteilt, nur für mich waren Nachrichten über Luftangriffe auf Deutschland mehr als ein willkommener Hinweis darauf, dass die Alliierten entschlossen waren, den Kampf bis zum Ende durchzufechten. Sie waren auch die Befriedigung eines starken Wunsches, meines übermächtigen Verlangens nach Rache.

Beim Angriff der Japaner auf Pearl Harbor war ich noch Schüler an der East High School. Am Tag darauf hörte ich zusammen mit den Lehrern und meinen Schulkameraden in der Aula die Rede Präsident Roosevelts an die Nation, in der er für uns den 7. Dezember 1941 als einen Tag erklärte, der als Tag der Niedertracht fortleben werde. Mir wurde der Gegensatz zwischen diesem feierlichen Augenblick, in den ich, ohne jegliches Wenn und Aber, einbezogen war, und der Feier irgendeines Nazierfolgs in meinem Goethe-Gymnasium vor Augen geführt, von der ich ausdrücklich ausgeschlossen worden war. Aber das Ende meiner Schulzeit stand bevor; im Januar 1942 musste ich abgehen und eine Arbeit annehmen, um meinem Vater zu helfen, nicht weiterhin auf finanzielle Unterstützung angewiesen zu sein.

Meinen ersten Arbeitsplatz bekam ich in der Versandabteilung der Imperial Cap Factory, die ungefähr vierzig Arbeiter beschäftigte und nichts anderes als Armeemützen herstellte. In einer Zeit hektischer Aufrüstung war jede verkäuferische Geschicklichkeit überflüssig, denn wir wurden von Armeestützpunkten im ganzen Land mit Aufträgen förmlich überschwemmt. Besitzer und Leiter der Firma war ein Anhänger der Christian Science namens Epstein, ein schwächlicher Mann mit schmuckem Schnurrbart, der ständig an einer Zigarre kaute und unter einem nervösen Husten litt. Den ganzen Tag stand ich an meinem Arbeitstisch, hörte Baseballübertragungen im Rundfunk und verpackte die Aufträge. Mein Lohn betrug zwölf Dollar die Woche; ich bekam vier Dollar mehr, als der Mindestlohn um vierzig Cent pro Stunde angehoben

wurde. Als Mr. Epstein erkannte, dass ich nicht für den Job eines einfachen Packers geschaffen war, brachte er mich im Büro unter, um ihm bei der Aktenablage und der Korrespondenz zu helfen. Meine Lehrer an der Havana Business Academy wären stolz auf mich gewesen.

Unterdessen erwies sich die Tätigkeit meines Vaters als Vertreter von Herstellern für Sport- und Freizeitjackets nur als leidlich erfolgreich, zumindest am Anfang. Mit seinem kleinen, schwarzen Gebrauchtauto, einem Ford, klapperte er Colorado ab und, eifrig bemüht, sein bruchstückhaftes Englisch in Abendkursen aufzupolieren, versuchte er sich an einer Anstalt der Erwachsenenbildung der Stadt Denver, die den fast poetischen Namen *Opportunity School* trug. Aber die Möglichkeiten, die er für sich selbst zuwege brachte, reichten nie ganz aus. Er tat sein Bestes, doch auf unmerklichem und schleichendem Wege hatte Hitler ihn zu einem gebrochenen Mann gemacht. Wie tapfer sein Auftreten auch war, wie energisch er sich auch weigerte, ein Überlebender genannt zu werden (dies sei ein Ehrentitel, meinte er, der nur denen zustehe, die in den Lagern gelitten hätten), so war auch er ein Opfer. Als er am 18. Januar 1955 starb, wurde als Todesursache Arterienverkalkung genannt. Aber es ist keineswegs sentimental, wenn man sagt, dass er an gebrochenem Herzen starb.

Ende 1942, als mein Vater widerstrebend erkennen musste, dass es ihm als reisendem Vertreter nicht gelang, einen zufriedenstellenden Lebensunterhalt zu verdienen, trat er ebenfalls in die Imperial Cap Factory ein und bediente die riesigen, halbautomatischen Dampfpresen, mit denen das Material für die Mützen ausgeschnitten wurde. Es war in mehr als einer Hinsicht eine anstrengende Tätigkeit; der Bedienungsmann musste die scharfkantigen Formen steuern, die mehrere Filzschichten so durchschneiden mussten, dass, da der Stoff teuer war, möglichst wenig Schnittabfall entstand. Und es war auch körperlich eine mühselige Arbeit, zumindest für meinen fast fünfzigjährigen Vater. Die Hebel der Maschine alle paar Minuten herunterzuziehen ging fast über seine Kräfte. Sein ganzes Leben war er robust genug gewesen, vollgepackte Koffer zu tragen, aber diese Arbeit erwies sich als eine unerträgliche Strapaze. Ich sah, wie er sich mit einer Aufgabe abmühte, für die er nie geschaffen war; aber er stand an seiner Presse ohne ein einziges Wort der Klage, seine einzige Befriedigung hatte

er darin, dass er seine Selbstachtung bewahrte. Wenn ich ihn mir jetzt vergegenwärtige, denke ich an all jene, die auf den deutschen Flüchtlingen herumgehackt haben, länger, als mir in der Erinnerung lieb ist – «Warum seid Ihr nicht früher weggegangen?» und «Warum war Euch nicht klar, dass Ihr vielleicht die Deutschen geliebt habt, die Deutschen aber nicht Euch?» –, und ich könnte sie mit Freuden erwürgen.

Dann im Dezember 1942 – was mich betraf: glücklicherweise, wie sich herausstellen sollte – wurden wir beide, mein Vater und ich, von Imperial Cap entlassen, weil wir die Aktion der nichtorganisierten Arbeiter zur Bildung einer Gewerkschaft unterstützt hatten. Mr. Epstein warf mir mangelnde Loyalität vor: War ich nicht von der Arbeiterschaft in die Betriebsleitung aufgestiegen, als er mich in seine winzige Büromannschaft aufnahm? Technisch hatte er recht, auch wenn mein Wochenlohn auf nur zwanzig Dollar gestiegen war. Aber ich sah keinen Interessenkonflikt: Ich war der Ansicht, dass die Arbeiter überarbeitet und unterbezahlt waren – was war denn mit meinem Vater? –, und ich hielt es für meine politische Pflicht, ihre Kampagne zur Verbesserung ihrer Situation zu unterstützen. Auch dies wurde zu einem Teil meiner Erziehung zum Amerikaner. Die Arbeit, die ich dann wenig später, im Frühjahr 1943, als Angestellter bei einem Grossvertrieb für Zeitschriften im Raum Denver und Umgebung fand, war besser bezahlt und weniger anstrengend.

Ohne Arbeit, griff mein Vater eine Idee wieder auf, die er zuerst Mitte der dreissiger Jahre ausgeheckt hatte: Er würde versuchen, aus seiner Briefmarkensammlung Kapital zu schlagen und sich als Briefmarkenhändler zu etablieren. Das harmlose Steckenpferd, mit dem mich meine Eltern in Berlin bekannt gemacht hatten, als ich etwa neun Jahre alt war, sollte jetzt einem weitaus dringlicheren Unternehmen zugute kommen. Von Anfang an half ich nach der Arbeit aus und verbrachte ungezählte Stunden über den Transaktionen meines Vaters: Ich tippte Briefe an Händler und Sammler, klebte kleine Sammelbücher zusammen, die zur Ansicht verschickt wurden, setzte Kleinanzeigen auf, die in Sammlerzeitschriften erscheinen sollten und assistierte bei kleinen Auktionen per Post, die wir von zu Haus aus veranstalteten. Wir erzielten tatsächlich etwas Gewinn aus den Investitionen, die mein Vater während unserer letzten Jahre in Berlin getätigt hatte.

Unsere gemeinsamen Bemühungen schlugen jedoch fehl; wir hatten den nötigen Sachverstand, aber nicht das nötige Kapital. Ich habe hin und wieder gedacht, dass, wenn mein Vater gewollt hätte, unsere amerikanischen Verwandten ihm vielleicht unter die Arme gegriffen hätten, wie sie für Tante Hcdes Laden in Atlanta das nötige Geld gegeben hatten. Aber es lag ihm einfach nicht, um solche Hilfe zu bitten. Hatten sie nicht unser Leben gerettet?

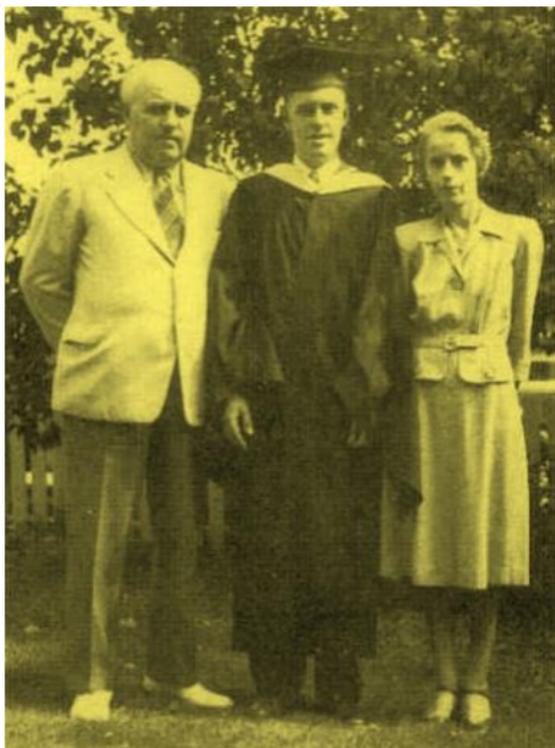
Keine dieser Widrigkeiten beeinträchtigte meine Amerikanisierung. Meine erotische Weiterbildung dagegen verlief immer noch schleppend und war mit psychischen Hemmungen verbaut. 1942 war ich eine Zeitlang mit Mr. Epsteins Tochter befreundet (wie war doch ihr Vorname? Ruth?) und nahm dies als einen weiteren positiven Beweis von Amerikanismus: der Angestellte aus der Verpackungsabteilung geht mit der Tochter des Chefs! Der gesellschaftliche Egalitarismus, den ich für typisch amerikanisch hielt, wurde auch keineswegs dadurch zu Fall gebracht, dass sie mich mit einem Soldaten «betrog», der in Lowry Field stationiert war. Ich dachte, ich könnte schon verstehen, dass sie mir den Laufpass gab. Mein Verlangen nach Frauen war womöglich noch drängender als je zuvor, aber ich fand bei meinen Verabredungen auf einen Kaffee oder in einem der Vergnügungsparks, die bei den jungen Leuten in Denver beliebt waren, heraus, dass ich irgendwie einige Angstsymptome meiner Mutter angenommen hatte: ein lähmendes Gefühl der Übelkeit, wenn ich mit einem Mädchen im Restaurant, im Theater oder Konzertsaal sass. Allein der Gedanke ans Ausgehen bereitete mir Höllenqualen, schon Stunden bevor ich das Haus verliess. Diese Symptome einer tiefsitzenden Störung verschwanden erst nach Jahren; es war, als ob meine sexuellen Bedürfnisse zu zügellos waren, um gefahrlos mit ihnen umzugehen. Mein Zwischenfall in Kuba mit dem homosexuellen Soldaten hatte mein Selbstvertrauen nicht gerade gestärkt, und so bewahrte ich mir meine Unberührtheit bis nach meinen Jahren am College.

Trotz dieser Rückschläge erlebte ich 1943 als ein vielversprechendes Jahr. Meine Mutter war nach einer Reihe von drei Operationen aus dem National Jewish Hospital nach Hause gekommen. Sie hatte sich einer Behandlung, genannt Thorakoplastik, unterzogen, bei der Teile mehrerer Rippen entfernt werden, um die

tuberkulöse Lunge kollabieren zu lassen und auf diese Weise die Ausbreitung der Krankheit anzuhalten. Zuvor waren weniger invasive Techniken an ihr ausprobiert worden und gescheitert; von diesen Operationen trug sie bleibende Spuren davon. Indessen ging es ihr so gut, wie es jemandem in ihrem Zustand gehen kann, bis sie 1977 einem anderen Leiden erlag.

Mit ihrer Rückkehr war unsere Familie wieder vollständig, und wir mussten uns nach einer etwas grösseren Unterkunft umsehen. Wir begnügten uns mit einer Wohnung, die unserer Mittellosigkeit entsprach, mit einem mässig grossen Wohn-Esszimmer, einer winzigen, fensterlosen Ecke, die durch einen Vorhang vom Rest der Wohnung abgetrennt war und meinen Eltern als Schlafzimmer diente und an den Raum erinnerte, der ihnen in der Schweidnitzer Strasse 5 zur Verfügung gestanden hatte, nur viel kleiner; mit einer puppenstubenhaften Küche, freilich gross genug, meiner Mutter zu erlauben, mir unendlich viele Schüsseln mit Schokoladenpudding zu machen, sowie einem offenen Raum zwischen Küche und elterlichem «Schlafzimmer», breit genug, um einen Schreibtisch, ein kleines Bücherregal und eine Schlafcouch aufzunehmen – mein Reich.

Im gleichen Jahr liessen wir vor Gericht unseren Namen ändern. Wie schon gesagt, nahmen wir den Familiennamen Gay nach unserer Ankunft in den USA inoffiziell an, und wir wussten, dass wir mit unserer Vereidigung als amerikanische Staatsbürger, ein glückliches Ereignis, das uns im späten Frühjahr 1946 bevorstand, uns jeden Namen hätten aussuchen können, den wir wollten. Aber es war sehr kennzeichnend für meinen Vater, dass er die Namensänderung rechtskräftig regeln wollte. Das bedeutete, dass wir bei einem Gericht in Denver einen Antrag stellen mussten. Das Gehör meines Vaters liess bereits nach, was ihn im Englischunterricht nur um so härter ankam, aber ein ortskundiger Rechtsanwalt paukte mit ihm die korrekten Antworten auf die Fragen, die der Richter stellen würde. Auf die Frage, ob er jemals Kommunist gewesen sei, antwortete mein Vater wahrheitsgemäss «nein». Auf die weitere Frage, ob er je vorgehabt habe, die Regierung der Vereinigten Staaten zu stürzen, antwortete er, wiederum wahrheitsgemäss, «nein». Als der Richter ihn schliesslich fragte, ob er beabsichtige, ein guter Bürger zu werden, antwortete mein Vater, da er die Frage nicht hörte und zufrieden war mit der Aufnahme,



*Abb. 12: Abschlussexamen an der Universität Denver, Juni 1946.
Zu beiden Seiten meine stolzen Eltern.*

die seine früheren Antworten gefunden hatten, erneut mit «nein». Sein Rechtsanwalt murmelte etwas, und der Richter liess die Antwort durchgehen. Wieder einmal hatte jemand in einer Position der Stärke davon Abstand genommen, sie gegen uns einzusetzen. Es gab noch Anstand, dachte ich, und wir waren seine bevorzugten Nutzniesser.

Mein Vater tat sein Bestes, um ein guter zukünftiger Bürger zu sein. Wenn er mit jammernden Flüchtlingen zusammentraf, die er verächtlich «die Beiunskis» nannte, kannte er keine Nachsicht. Dieses unschöne Epitheton war auf die boshaften Vergleiche gemünzt, wie sie unter einer Anzahl deutscher Juden verbreitet waren, die sich an die Vereinigten Staaten nicht angepasst hatten: «Bei uns in Deutschland war alles besser», sagten sie. Obgleich mein Vater normalerweise kein Prediger war, pflegte er kleine Vorträge zum Thema Dankbarkeit zu halten. Die Emigranten sollten froh sein, dass sie noch lebten und in den gastfreundlichen, demokrati-

schen Vereinigten Staaten untergekommen seien. Solche Attacken auf eine verächtliche Sehnsucht nach einem Höllenverlies waren wie Musik in meinen Ohren.

Noch ein Ereignis aus dem Jahre 1943 brachte mir riesige Freude: Im Sommer erhielt ich ein Stipendium für die Universität Denver. Dadurch war ich in der Lage, meinen Tagesjob aufzugeben und zu guter Letzt – ich war immerhin schon zwanzig – doch noch das zu machen, was sich meine Eltern immer für mich erhofft hatten, zu studieren. Mein Vater verkaufte erneut Herrenkleidung und hatte damit etwas mehr Erfolg. Wir waren uns einig, dass ich abends und an den Wochenenden weiter arbeiten würde, um den Ausfall meines Einkommens wettzumachen. Dementsprechend verkaufte ich bei Cottrell, dem Herrenaustatter, Krawatten, arbeitete als Eisverkäufer in der Purity Creamery und als Schuhverkäufer in einem Schuhgeschäft. Aus letzterem wurde ich wiederum entlassen: Ich stand an der Kasse, aber mein Chef war enttäuscht über meinen mangelnden Einsatz beim Verkauf seiner Artikel. Offenkundig war dem Sohn meiner Mutter, der nach ihrer Vorstellung ein zweiter Walter Lippmann werden sollte, nicht sonderlich wohl in der Welt des Handels, in der ihre Familie immer gearbeitet hatte.

Hier ist, von einigen Höhepunkten abgesehen, nicht der Ort, den Verlauf meines Grundstudiums an der Universität Denver in anekdotischen Einzelheiten auszubreiten. Dass das Studium für mich eine ausserordentliche Gelegenheit war, in meiner Erziehung zum Amerikaner voranzukommen, ist zu offensichtlich, um eines ausführlichen Kommentars zu bedürfen. Es gab einen glücklichen Zufall, dank dessen ich an der Uni zugelassen wurde und den ich nicht unterschlagen möchte. Es ist nur eine Episode unter vielen, die mir das Gefühl gaben, so vollkommen und so schnell zu meinem neuen Land zu gehören, aber keine war so bewegend wie diese. Eines Tages, im Frühjahr 1942, während ich beschäftigt war, Mützen für Mr. Epstein zu verpacken, erhielt meine Mutter im National Jewish Hospital Besuch von einer hinkenden älteren Dame, die sie nie zuvor gesehen hatte. Sie stellte sich als Helen Hunter vor, meine vormalige Lehrerin, und sagte, dass es doch schade wäre, wenn jemand, der, begabt wie ich, ohne Abschluss die High School verliesse. Eines Tages würde ich vielleicht studie-

ren wollen, und was wäre dann mit mir? Sie fuhr fort, dass sie einen Plan ausgearbeitet habe, dem der Direktor der East High School schon zugestimmt hätte: Sie würde mit mir ein privates Seminar abhalten, das, sollte ich mich dabei bewähren, als Abschlussprüfung ausreichen würde. Ich suchte sie mehrere Male auf, und sie liess mich Referate über Shakespeare schreiben. Eines, an das ich mich besonders deutlich erinnere, fusste auf der Frage: «War Hamlet geisteskrank?» Ich hatte keine Ahnung von Freud oder dem diagnostischen Begriff der *Neurose*, ein Zwischenstadium zwischen Geisteskrankheit und geistiger Gesundheit. Mein Urteil, das sich eng an Hamlets Selbstdarstellung anschloss: Er war ein zutiefst verstörter junger Mann, der berechnete Gründe für seine Depression und die Vortäuschung einer geistigen Umnachtung hatte, dem es aber gelang, seine geistigen Fähigkeiten völlig unter Kontrolle zu halten. In den Augen von Miss Hunter reichte das aus, und ich erhielt in Abwesenheit meinen Abschluss zusammen mit dem Jahrgang 1942.

Die Atmosphäre an der Universität von Seiten der Professoren wie auch meiner Kommilitonen war sogar noch herzlicher, als ich gehofft hatte. Aber ich schwieg mich weiterhin über meine Jahre unter den Nazis aus, auch gegenüber meinen neuen Freunden, und verschmähte es, meine Deutschkenntnisse bei der Wahl der Themen für Semesterarbeiten auszuspielen. Stattdessen suchte ich mir entlegene Gegenstände und frönte meiner Lust an spielerischer Alliteration bei einem Referat mit dem Titel «Persia, Pawn of the Powers» (Persien, Faustpfand der Grossmächte), in dem ich die Abhängigkeit des Iran von den grossen imperialistischen Staaten vor dem Ersten Weltkrieg untersuchte. Und in einer Arbeit über einen verdientermassen unbekanntem spanischen Theoretiker, der Franco und den Faschismus rechtfertigte, tischte ich in meinem ungestümen Eifer, amerikanisches Englisch zu sprechen, das wenige Spanisch auf, das ich behalten hatte.

Allerdings wurde ich immer wieder davon überrascht, wie hartnäckig meine deutsche Vergangenheit in mir weiterlebte. Eines Tages, im Anschluss an ein Seminar über die Geschichte der politischen Ideen bei Dr. Pollard, einem meiner Lieblingsprofessoren, ergab sich eine freundschaftliche, aber ernsthafte Diskussion mit ihm. Thema war das Recht des Genies, die Grenzen des guten Geschmacks und der Moral zu überschreiten. Ich nannte

Wagner als Beispiel für eine wichtige Figur des Kulturlebens, der man den Antisemitismus mitnichten nachsehen dürfe, gleich wie grossartig Wagners Musik sei. Pollard, ein liebenswürdiger Mann, der mehr murmelte, als er sprach, war anderer Meinung: Dem Genie, behauptete er, stehe völlige Freiheit von den Beschränkungen zu, die unbedeutendere Menschen einengen.

Mein Englisch machte in jenen zweieinhalb Jahren zwischen unserer Ankunft auf amerikanischem Boden und meinem Eintritt in die Universität Riesenfortschritte. Und während meines ersten Studienjahres hatte ich eines Tages eine einmalige Gelegenheit zu beweisen, dass sich mein Studium ordentlich bezahlt machte und ich im Englischen sicher war. Ich belegte einen Rhetorikkurs, bei dem alle Studenten vor versammelter Mannschaft einen kurzen Vortrag halten mussten. Als ich an der Reihe war, unterbrach mich Dr. Paul, ein Schmalspur-Professor 'iggins, und fragte: «Sie sind kein gebürtiger Amerikaner, nicht wahr?» Ich räumte das ein. «Lassen Sie mich raten», sagte er, und dann tippte der arme Kerl auf Südengland, wo ich nie gewesen war.

Dann, im Sommer 1945, beendete ich mein Schweigen. Es war, als ob ich unbewusst die richtige Zeit, den richtigen Ort und die richtige Gesellschaft abgewartet hätte. Meine Leistungen an der Universität Denver waren tadellos, und meine glatten Einser verhalfen mir zu einem weiteren Stipendium, diesmal für ein internationales Sommerseminar in Salisbury in den Hügeln im Nordwesten von Connecticut, ein irdisches Paradies. Das Institute of World Affairs, das dort schon seit mehr als zwanzig Jahren bestand, war von einer strengen, altmodischen, weisshaarigen, philanthropischen Dame namens Maudc Miner Hadden gegründet und finanziert worden, die an vielen unserer Sitzungen teilnahm. Wenn sie nicht in der Nähe war, machten wir uns undankbarerweise lustig über sie, zum Teil, denke ich, weil wir ein bisschen Angst vor ihr hatten. Ihr Idealismus war aufrichtig, und ihre Methode, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen, war, muss ich gestehen, äusserst zweckmässig: Sie brachte ungefähr dreissig Studenten aus aller Welt – unser Seminar bestand schliesslich alles in allem aus 36 Personen – für sechs Wochen zusammen, verteilte sie auf Arbeitsgruppen, die sich dann jeweils mit Gastvorträgen auseinandersetzten, die zumeist von Politologen mit dein Fachgebiet Internationale Beziehungen gehalten wurden.

Es gab eine Menge Gesprächsstoff. Der Krieg in Europa war Anfang Mai zu Ende gegangen, der Krieg in Asien zog sich noch hin, und eine amerikanische Landung in Japan, die zwar alle fürchteten, weil sie viele Menschenleben kosten würde, stand in Aussicht. Aber noch während wir in Salisbury waren, warfen die Amerikaner die Atombombe auf Hiroshima ab – zwei Tage lang, notierte ich damals, sprachen wir über nichts anderes –, und Japans Widerstand brach schliesslich zusammen. Unterdessen waren die Vereinten Nationen, die so angelegt waren, dass sie die verhängnisvollen Fehler des Völkerbundes vermeiden sollten, in ihrem Gründungsprozess, und es wurde heftig – und mit diesem oder jenem Gast auch kontrovers – über ihre Überlebenschancen und mögliche Handicaps diskutiert.

Der Sommer, mit seinen unermüdlichen Diskussionen über eine sich ständig ändernde Welt und der Nähe, in der wir zueinander lebten, führte zu Freundschaften, von denen einige ein Leben lang hielten. Mir brachte er sogar die Liebe. Sie war eine bezaubernde, zierliche und energische Schönheit vom Colby College in Maine, jedermanns Liebling wegen ihrer unbeirrbar guten Stimmung, ihrer Gabe zu unparteiischer Kameradschaft und ihrer unbefangenen Intelligenz. Ich brauchte nicht lange, um zu kapieren, dass sie meine Gefühle nicht erwiderte, aber dies tat unserer Freundschaft keinen Abbruch.

Meine Kameraden hielten mich für zu ernst und sagten mir das auch offen und, ich meine, in aller Herzlichkeit. Offenkundig war ich das Nazigift noch nicht wieder losgeworden. Allerdings gewann ich in den Diskussionen unter uns oder mit den Gastrednern eine gewisse Autorität. Ich scheute mich nie, Fragen zu stellen, und bemühte mich, den Stachel meiner jeweiligen Kritik durch eine Pose des Zögerns zu mildern. Die höfliche und unverbindliche Formel «Ich frage mich ...», meine Lieblingseinleitung, wurde in unserem Sommerlager fast sprichwörtlich für eine Technik, bei der in einem Samthandschuh meine, nun ja, eiserne Faust verborgen war.

Wir waren auf unserem Hügel in Salisbury weit weg von der Zivilisation, also machten wir unsere eigene. Benzin wurde immer noch rationiert und war knapp, so dass jeder Gedanke an mehr als einen oder zwei gemeinsame Ausflüge ausgeschlossen war. Wir erfanden aber etwas, was für uns mehr als nur ein Ersatz war:

Joseph Bailey, der Leiter unseres Seminars, ein vitaler und unendlich liebenswerter Mann, der Mitglied der Pädagogischen Fakultät von Harvard war, las uns jeden Abend vor. Er hatte eine Erzählung Mark Twains ausgewählt, *The Mysterious Stranger*, die vom Teufel handelt, der die Erde aufsucht und die Menschen zutiefst enttäuschend findet. Keiner von uns hatte das Buch gelesen, aber es schlug uns alle in Bann, und Uncle Joe (wie wir ihn nannten), der sichtlich ein erfahrener Vorleser war, pflegte immer in einem Augenblick höchster Spannung aufzuhören und uns mit der Ankündigung ins Bett zu schicken, dass die Fortsetzung am nächsten Abend folgen werde.

Ein anderer selbstverständlicher Zeitvertreib in jenem Sommer bestand in einer gelegentlichen Diskussionsrunde. Und etwa zur Halbzeit unseres Aufenthaltes wurde eine solche Runde durch drei junge Leute, die aus Österreich, Luxemburg und Deutschland vor Hitler geflohen waren, zu einem Abend der Erinnerungen. In dieser sympathischen Atmosphäre sprach ich, sieben Jahre nach dem Ereignis, zum ersten Mal und mit anschaulichen Details über die Kristallnacht. Der Rahmen war genau der richtige: inmitten von Kommilitonen, die mir ans Herz gewachsen waren, jungen Männern und Frauen, denen die Welt, in der ich aufgewachsen war, vertraut war, konnte ich ungezwungen reden. Es war ein denkwürdiger Akt der Selbstbefreiung.

Es muss belastender und die Wirkung auf mich sichtbarer gewesen sein, als mir bewusst war: Nach der Sitzung machte meine Freundin aus Colby mit mir einen langen Spaziergang in der vom Mondlicht beschienenen Landschaft und unterhielt mich mit Belanglosigkeiten, damit ich wieder festen Boden unter die Füße bekäme. Das war eine hilfreiche, für sie sehr typische selbstlose Geste, und ich war dankbar. Für mich aber war an jenem Tag das Wichtigste, dass ich mein langes Schweigen gebrochen hatte. Es war, als ob ein bedrohlicher Damm endlich geborsten war und ich nun ungehindert meine Gefühle über meine deutsche Vergangenheit überdenken konnte.

Zehntes Kapitel

Auf Bewährung

Das Jahr 1945 brachte den Frieden und zugleich Entsetzen, ein noch grösseres Entsetzen als zuvor. Um die Zeit, als ich mein Schweigen brach, im Hochsommer, waren aus Europa Nachrichten über die Todeslager und die Mordtaten der Nazis an Millionen herübergedrungen. Die alliierten Truppen, die die Lager im Westen befreit, und ihre russischen Verbündeten, die Auschwitz besetzt hatten, fanden oberflächlich ausgehobene Massengräber, Leichenberge, Unmengen von Schuhen und Koffern und – vielleicht noch entsetzlicher – Tausende von lebenden Skeletten. Wir mussten erfahren – und diese Erkenntnisse wurden zum Teil erst nach Monaten oder Jahren deutlich –, dass die Nazis ihre Tötungsorgien bis zum Ende fortgesetzt hatten, sogar als ihnen klar war, dass der Krieg unwiderruflich verloren war. Nachdem sie gezwungen wurden, ihre Gaskammern in Polen aufzugeben, schickten sie ihre ausgehungerten und erschöpften Opfer auf Todesmärsche, wenn sie sie nicht einfach erschossen. Und einige der Mörder hatten mit klinischer Sachlichkeit im Dienste, wie sie sagten, der Wissenschaft getötet.

Eine tragisch hohe Anzahl von Überlebenden konnte sich der Freiheit und fachkundigen Pflege nicht lange erfreuen. Sie starben durch die Lager: Unterernährung, Typhus, Misshandlungen, tödliche Indifferenz ihrer Würde als Mensch gegenüber, Verlust des blossen Willens zum Leben. Einige bekannte Überlebende begingen viele Jahre später Selbstmord, ungeachtet der Liebe, zu der sie inspirierten, und der neuen Karriere, die sie schufen, unfähig, ihre Verzweiflung loszuwerden. Es war, als ob die Bestialität, die sie erlitten hatten, die Welt zu einem Ort gemacht hatte, untauglich für ein Leben. Mit dem anschaulichen Wort von Jean Amery, eines Auschwitz-Überlebenden, der sich das Leben nahm, waren die Lager der *anus mundi*, der Arsch der Welt. Die Fotografen und Filmemacher, die die siegreichen alliierten Armeen auf ihrem

Vormarsch begleiteten, haben einiges von diesem Inferno festgehalten; fronterfahrene Soldaten, durch jahrelange Kämpfe abgehärtet und scheinbar immun gegen Überraschungen, wurden übermannt von dem, was sie sahen.

Ein nur zu typisches Beispiel war das Sklavenarbeitslager von Ohrdruf unweit von Buchenwald, das am 4. April von George Pattons Divisionen befreit wurde. Für Patton war es das erste, wie er es nannte, «Schreckenslager». Vor allem fiel ihm die teuflische Konstruktion der Folterinstrumente auf, die so angelegt waren, dass den Opfern möglichst viele Leiden zugefügt wurden. Die Folterbänke waren so angebaut, dass der Gefangene bis zum äussersten gequält werden konnte, ohne ihn zu töten, wenigstens nicht sofort. Sogar die Gehängten – in den ersten Monaten des Jahres 1945 sollen in Ohrdruf an die viertausend Menschen so umgekommen sein –, wurden so aufgehängt, dass ihr Tod langsam eintrat. Ihr Sterben konnte bis zu fünfzehn Minuten dauern. Patton stimmte dem Vorschlag General Walton Walkers zu, die Stätte in all ihrer ungeschminkten Scheusslichkeit dem Bürgermeister des Ortes vorzuführen. Der Bürgermeister kam mit seiner Frau, und auf dem Nachhauseweg begingen beide Selbstmord. Es hätten mehr sein können.

Die Berichte wurden von Monat zu Monat grässlicher, sie waren beinah ungläublich, aber die Beweise waren eindeutig-Juden, die in den Dörfern Polens zusammengetrieben und umgebracht wurden, nachdem sie gezwungen worden waren, ihr eigenes Grab auszuheben; Zigeuner und Homosexuelle, die der kranken Wahnvorstellung rassischer Reinheit geopfert wurden; russische Kriegsgefangene, die kaltblütig abgeknallt wurden. Noch schlimmer war, wenn möglich, dass nicht alle Barbaren fanatische Parteigänger der Nazis oder Berufsverbrecher waren. Unter denen, die durchaus Spass an diesen Massenmorden fanden, waren, nach dem Wort des Historikers Christopher Browning, «gewöhnliche Männer». Auch waren die Deutschen keineswegs die einzigen Unmenschen: Österreicher, Polen, Ukrainer, Litauer, Letten, Kroaten taten mehr als ihren Teil, die Welt von diesem Ungeziefer zu reinigen, dem Juden, den sie beneideten und verachteten. Die Berichte über den mörderischen Antisemitismus in Osteuropa überraschten uns, ehrlich gesagt, kaum. Schliesslich waren es Polen, die sich nach dem Krieg massive Pogrome erlaubten und dabei Juden ermorde-

ten, die irgendwie überlebt hatten und sich nun «nach Haus» zurückwagten. Aber Deutsche? Auch nach dem, was meine Eltern und ich bis 1939 erlebt hatten, erschütterte uns das grosse Aufgebot mordlustiger Sadisten unter ihnen. Wir, die glücklich Davongekommenen, wollten das nicht glauben, wollten nichts davon hören, aber trotz ausgeklügelster Abwehrmanöver hörten wir zu.

Viele dieser Tatsachen wurden in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, gleich nach der Kapitulation der Deutschen eingeleitet, bekräftigt und vor der Welt ausführlich dargelegt. Manche der Urteile waren schwer verständlich: Franz von Papen, der mehr als andere Politiker der sterbenden Weimarer Republik Hitler an die Macht gehievt hatte, wurde freigesprochen. Andere bekamen Urteile, die verdient waren. Göring entzog sich dem Henker, indem er Gift nahm, aber Joachim von Ribbentrop, der frühere Sektvertreter, der zum Aussenminister aufgestiegen war, Feldmarschall Wilhelm Keitel, Hitlers Mann in der Wehrmacht, Alfred Rosenberg, der höchst einflussreiche Rassentheoretiker der NSDAP, Hans Frank, der das besetzte Polen mit beispielloser Brutalität regiert hatte, Wilhelm Frick, einer von Hitlers glühendsten Anhängern und als Innenminister für die Durchsetzung der Rassengesetze verantwortlich, Arthur Seyss-Inquart, der österreichische Nazi, der den Anschluss seines Landes an das Deutsche Reich bewerkstelligt hatte und sich auf seine Weise als Reichskommissar der besetzten Niederlande auszeichnete, Ernst Kaltenbrunner, ein weiterer Österreicher, der in hohe Stellungen der «inneren Sicherheit» aufrückte, General Alfred Jodi, einer der engsten Berater Hitlers, Fritz Sauckel, der nach längerer Karriere in der Partei für die Sklavenarbeit verantwortlich war, und schliesslich, wenn auch keineswegs an letzter Stelle, Julius Streicher – ich habe ihn bereits erwähnt, aber gern erwähne ich ihn in diesem Zusammenhang nochmals – wurden gehängt. Damals vernahm ich dieses Urteil mit grosser Befriedigung, wie es mir noch Befriedigung bereitet, diese Namen hinzuschreiben. Vor meinem geistigen Auge sah ich und sehe noch die Schlinge straffer, straffer werden. Andere führende Nazis wurden in späteren Prozessen zum Tode verurteilt, und die Russen, die wenig rechtliche Skrupel hatten, die Urteile zu verschleppen, erwiesen sich als ausserordentlich tüchtig, wenn auch nicht immer um Differenzierung bemüht.

Es wäre fleischfressenden Tieren gegenüber ungerecht, den Naziführern und Massen militanter Anhänger, die versuchten, die neue Naziordnung zu verwirklichen, das Etikett eines «wildes Tiers» zu verleihen. Tiere töten aus Instinkt und Hunger und haben nicht den Vorteil, Kant zu studieren oder den Katechismus zu lernen. Die Abgründe der menschlichen Natur, wie sie im Holocaust zutage traten, hätten sogar Freud unsicher gemacht. Es war Aggression in ihrer hässlichsten und zügellosesten Form, verqu coast mit Machtstreben und, noch perverser, bei vielen Mördern mit sexueller Erregung. Wenn ich diese ungeheuerliche Katastrophe auf die enge Welt meiner Familie zurückführte, was ich gelegentlich tat, überfiel mich ein Schauer für meine Eltern und mich. Fast wären auch wir dabei gewesen! Ich wiederhole, was ich schon früher gesagt habe: Ich lehne es ab, mich einen Überlebenden zu nennen. Aber immer noch erlebe ich Augenblicke, in denen ich mein Leben als ein erstaunliches Geschenk empfinde.

Die grauenhaften Geschichten, allesamt wahr, bedeuteten, dass wir Tante Esther und Tante Recha beinahe bestimmt nie wieder sehen würden. Einige Zeit später – ich weiss nicht mehr wann – erfuhren wir, dass Onkel Siegfried den Krieg überlebt hatte; als Mann einer nichtjüdischen Frau, die sich weigerte, sich von ihm scheiden zu lassen, wurde er erst im Januar 1945 verhaftet und konnte dem Transport in ein Vernichtungslager entkommen. Noch erstaunlicher war, dass Onkel Moritz lebend durch den Krieg gekommen war. Auf dem Weg in den Tod irgendwo im Osten in einem jener berüchtigten Viehwaggons war er aus dem Zug gesprungen und hatte sich ein Bein gebrochen. Er wurde in ein Krankenhaus gebracht und scheint den Rest des Krieges dort zugebracht zu haben. Er wusste nicht mit Sicherheit, wann sie Tante Esther abgeholt hatten, meine liebliche, schwermütige, blonde Tante, die in der Schule die Germania gespielt hatte. Er wusste auch nicht, wo sie ermordet worden war. Dafür wusste er etwas über Tante Recha, was ihr Schicksal empörender machte, als undurchdringliches Unwissen. Irgendwann im Jahre 1941, als die Nazis immer noch ein paar Juden aus Grossdeutschland herausliessen, hatte sie eine Einreiseerlaubnis nach Grossbritannien als Hausgehilfin, während ihr Sohn Michael nach Palästina ausreisen sollte. Wegen irgendeines bürokratischen Durcheinanders bekam er nicht gleich die erforderlichen Papiere, und seine Mutter be-

schloss zu warten, bis die Verwicklung geklärt sein würde. Sie wurde geklärt, aber inzwischen war ihre Genehmigung für England abgelaufen, und so wurde sie bloss ein weiteres statistisches, bloss ein weiteres anonymes Opfer des Tausendjährigen Reiches, das unbekannt irgendwo begraben liegt.

Wie berührte dies alles mich? Eine ausführliche Darstellung wäre überflüssig und banal; um es bündig zu sagen, ich war in einem Zustand zwischen Hass und Entsetzen. Darum war mein Gefühl, in Amerika zu Hause zu sein, durch meine neuen Freunde und meine neue intellektuelle Heimat, für mich um so notwendiger: ich empfand es wie eine aufregende Widerlegung jener Anschauung von der menschlichen Natur, die mir in meinen Jahren in Nazi-Berlin aufgenötigt worden war. Ungeachtet meiner Selbstschutzvorkehrungen weigerte ich mich nicht, über das, was in den Todeslagern geschehen war, zu sprechen. Ich schrieb sogar darüber. Von Herbst 1944 bis zur Abschlussprüfung Anfang Juni 1946 verfasste ich für den *Denver Clarion*, das Wochenblatt unserer Universität, einen regelmässigen Beitrag zu innen- und aussenpolitischen Themen. Als Franklin Roosevelt am 12. April 1945 starb – als ich an jenem Nachmittag von der Uni nach Hause kam, weinte meine Mutter um ihn –, schrieb ich den Nachruf für den *Clarion*. Es schien den Herausgebern, und natürlich mir, die natürliche Wahl zu sein.

Ich bin unlängst auf einige meiner journalistischen Ergüsse für den *Clarion* gestossen – der zukünftige Walter Lippmann meiner Mutter – und ich muss gestehen, dass sie überzogen ernsthaft, sogar moralisierend und zu selbstbewusst waren. Jede Woche löste ich die Probleme der Welt in sechshundert Wörtern. Im Rückblick erstaunt es mich, dass die Herausgeber des *Clarion* meine Kolumne nicht herausnahmen und dass sich meine Kommilitonen nie bei mir über sie beschwerten. Vielleicht machten sie sich nie die Mühe, sie zu lesen. Ich nannte die Kolumne *The Gay Outlook* – ich brauche wohl kaum jemanden darüber aufzuklären, dass ein solcher Titel damals keine besonderen Assoziationen weckte.

Jedenfalls schrieb ich in einem Beitrag von Ende November 1945 in tiefem Mitgefühl über die «sechs Millionen» von Hitler ermordeten Juden und über die «zwei Millionen, die noch am

Leben sind», von denen viele «noch in Konzentrationslagern dahinvegetieren». Auch jetzt noch, setzte ich hinzu, «nach der Befreiung, begehen jeden Monat Tausende von Juden Selbstmord; sie empfinden tiefe Bitterkeit darüber, dass sie wirklich das vergessene Volk sind». Unterdessen, klagte ich an, zeige die Welt eine «zynische Gleichgültigkeit» für die verzweifelte Notlage der Überlebenden. Die Lösung bestehe zweifellos in der Übernahme des Vorschlags von Präsident Truman, dass Juden, die ein Bleibeland suchten, in Palästina aufgenommen werden müssten. Streng ging ich mit dem Versuch von Obstruktionspolitikern ins Gericht, diese naheliegende und menschliche Lösung zu hintertreiben: Die englischen Politiker, die mit Flüchtlingen vollgestopfte Schiffe zurückschickten, hätten jüdisches Blut an ihren Händen; die nationalistischen Araber, die sich über die Wünsche ihrer palästinensischen Brüder hinwegsetzten, Juden ins Land zu bringen, die schliesslich «Wunder vollbracht» hätten; und, wie immer ausgewogen, die «fanatischen Zionisten», die auf einem rein jüdischen Staat bestanden. Obwohl ich kein Zionist war, weder fanatisch noch gemässigt, war ich durchaus bereit, nachsichtig über ihre terroristischen Taten zu sein. Ich erklärte mir das mit einem Hinweis darauf, dass «die Juden den Betrug der Engländer satt haben».

Am meisten fällt mir an dieser Kolumne auf, wie wenig ich über die Lage der Juden in Europa wusste. Das hielt mich nicht davon ab, eine entschiedene Meinung über sie zu vertreten. Etwas von dem hätte ich auch heute schreiben können, besonders das über die «zynische Gleichgültigkeit» der Welt den Juden gegenüber, obschon ich vermutlich mittlerweile zu einer ausgewogeneren Bewertung kommen würde, da ich heute besser informiert bin als 1945. Was mich allerdings, ungeachtet aller Veränderungen, die ich heute vornehmen würde, am meisten beeindruckt, das ist die grundsätzliche Kontinuität meiner Einstellung. Ich hatte nicht vergessen, dass die Amerikaner den Flüchtlingen von der *St. Louis* das Asyl verwehrt hatten, und ich habe es bis heute nicht vergessen. Und mochte ich auch streng mit den Alliierten sein, mein Urteil über die Deutschen war strenger.

Diese kompromisslose Ablehnung meinen früheren Landsleuten gegenüber folgte mir zur Columbia University, wo ich mich 1946 für mein Abschlussstudium immatrikulierte. Im ersten Kapitel

dieses Berichts habe ich von meiner unvermindert antideutschen Einstellung in jenen Jahren erzählt, die sich in meiner Abneigung gegen Franz Neumanns «sentimentale» Fürsprache für ein Deutschland zeigte, das in der Nachkriegszeit den steinigen Weg eines demokratischen Wiederaufbaus eingeschlagen hatte. Wie ich schon sagte, das Aufbaustudium zwang mich wieder, deutsche Quellen zu lesen und zu erforschen, wovon ich nie geglaubt hätte, dass ich es je wieder tun würde. Am Ende handelte sogar meine Dissertation, die ich 1951 beendete und im folgenden Jahr als Buch veröffentlichte, von einem Deutschen, dem Journalisten und sozialdemokratischen Theoretiker Eduard Bernstein. Allerdings war Bernstein sowohl als Jude wie als Marxist ein Aussenseiter in der deutschen Gesellschaft gewesen. Es war mir nicht bewusst, aber ich hatte unmerklich den ersten Schritt zur Versöhnung getan.

Ich habe schon mehrmals angedeutet, wie steil mein Weg werden sollte: 1950, als ich am Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam über Bernstein forschte, war ich deutschem Boden nah. Es wäre ein leichtes gewesen, mein früheres Vaterland zu besuchen, aber ich machte keine Anstalten, und in Amsterdam hörte ich eine Geschichte, die meine Überzeugung, dass Hitler eine Clique von mordgierigen Geisteskranken befehligt habe, ebenso verrückt wie mörderisch, noch bekräftigte. Das Institut, das in einem geräumigen Reihenhaushaus an der Keizersgracht untergebracht war, wurde Mitte Mai 1940, unmittelbar nach dem Durchmarsch der deutschen Armeen in einem Blitzfeldzug durch die Niederlande, beschlagnahmt. Die Bibliothekare wurden vertrieben, und die Nazis übernahmen das Haus. Nach der Befreiung Amsterdams stürzten die holländischen Institutsangestellten zu ihrem Gebäude und fanden es völlig leer. Sogar das zuvor täglich benutzte Teeservice war weg. Im chaotischen Nachkriegseuropa setzten sie, gegen alle Hoffnung, eine Anzeige in sozialistische Zeitungen und Zeitschriften und verbreiteten ihr Anliegen unter Buchhändlern. Eines Tages kamen zwei Hamburger Arbeiter an einem verlassenen Lastkahn vorbei und kletterten an Bord. Sie fanden dort Holzkisten, sorgfältig verpackt und fast alle unberührt – die Bibliothek des Instituts. Mitten in einem gewaltigen Krieg, nach der Landung der Alliierten, als Nazideutschland seine gesamten Kräfte für das schiere Überleben anspannte, hatte das irrwitzige Programm der Errichtung eines riesigen

Museums – in Wirklichkeit eines Mausoleums in dem die Wirkungsbreite des internationalen Judentums und des Marxismus ausgestellt werden sollte, nach wie vor höchste Priorität. Für solche Geistesverwirrung gibt es kein rationales Alibi.

Berichte dieser Art – der Strom von Nachrichten über Opfer und Überlebende, die Nürnberger Prozesse – bestärkten mich noch in meinem Widerstand gegen eine weniger emotionale Verurteilung Deutschlands. In den Jahren danach beobachtete ich Nachkriegsdeutschland mit dem scharfen Blick eines eifrigen und nachtragenden Bewährungshelfers. Und es gefiel mir gar nicht, was ich da sah. Musste Konrad Adenauer, der als Bundeskanzler versuchte, sein Land in den demokratischen Westen zu integrieren, wirklich die Dienste eines Hans Globke in Anspruch nehmen, der mit seinen Kommentaren zu den Nürnberger Rassegesetzen beträchtliche Berühmtheit erlangt hatte und bis zum Ende der Nazierrschaft im Innenministerium tätig gewesen war? Konnte das Berliner Philharmonische Orchester keinen anderen Dirigenten als Herbert von Karajan finden, zweifellos ein betörender Musiker, aber einer, der der Partei nicht nur einmal, sondern zweimal beigetreten war?

Und in mir vertrauteren Gebieten stellte sich die ärgerliche Frage, ob die deutschen Universitäten wirklich weiterhin Professoren beschäftigen mussten, die es sich in Hitlers Reich gemütlich gemacht hatten? Die Wendigkeit dieser Chamäleons war nichts weniger als verblüffend. Im Laufe der Jahre habe ich ein paar pikante Beispiele gesammelt, von denen der Literaturhistoriker Hermann August Korff eines meiner schönsten Exempel ist. Seine hoch angesehene und weithin zitierte vierbändige Gesamtdarstellung *Der Geist der Goethezeit*, die zwischen 1927 und 1957 erschien, umfasste die Nazizeit. Auf dem Boden der Tatsachen widmete er den dritten Band, der von der deutschen Frühromantik handelt, *Den Helden unseres Freiheitskampfes* und datierte ihn *Leipzig, am Tage der Einnahme von Paris, 14. Juni 1940*. Als der Band im Jahre 1949 praktisch unverändert wieder erschien, ersetzte Korff die alte Widmung durch eine neue, die an seine Frau erinnerte: *Der Unvergesslichen*. Und als Datum der Erstauflage figurierte jetzt kurz und knapp «Leipzig, Juni 1940».

Ebenso widerwärtig, wenn auch auf ganz andere Weise, war das Verhalten schuldgequälter Deutscher gegenüber den wenigen Ju-

den, die zurückkehrten, oder den kaum zahlreicheren, die die Nazis zu Hause überlebt hatten, indem sie sich versteckt hielten oder sich tarnten. 1945 gab es etwa 15'000 Juden im Lande verglichen mit einer halben Million 1933, und sie wurden von den nichtjüdischen Deutschen mit einer Art schmieriger Zuvorkommenheit behandelt, mit auffälliger Bewunderung für alles, was Juden sagten, taten oder glaubten. Mit tiefer Ironie verspotteten jene, denen diese Behandlung galt, diese neuentdeckte Liebe für alles Jüdische, gleich wie ehrlich, als «weissen Antisemitismus».

Es war kein Wunder, dass meine Weigerung, in den 50er Jahren einen Fuss nach Deutschland zu setzen, und ebenso die Gespanntheit bei meinem kurzen Besuch im Jahre 1961, den ich schon etwas ausführlicher beschrieben habe, verständlich, fast unvermeidlich schienen. Allmählich allerdings, nicht durch eine dramatische Umkehr, sondern in einer Folge privater Reaktionen, begann ich ein wenig aufzutauen. Ich kann sie nicht alle aufzählen, aber als bedeutsame Augenblicke in meinem Leben verdienen drei oder vier Ereignisse hier Erwähnung. Das erste war zweifellos das Wiederauftauchen des elterlichen Silbers, des wertvollen Tafelbestecks, das wir Emil Busse anvertraut hatten. Er hatte einige Schwierigkeiten, uns zu finden – wir hatten ja nicht nur unsere Adresse, sondern unseren Namen gewechselt –, aber durch alle Widrigkeiten des Kriegs hatte er treu darüber gewacht und es uns geschickt, sobald er unsere Adresse hatte. Der Schmuck meiner Mutter, sollte sich herausstellen, war von einem Hausmädchen gestohlen worden, was aber zählte, war, dass wir von ihm zurückerhielten, was er so leicht für sich hätte behalten können.

Hier war ein «guter Deutscher», und seine Geste brachte mir in Erinnerung, wie mutig er im Herbst und Winter 1938 zu meinem Vater gestanden hatte. Ich fand zudem in den spärlichen Unterlagen meines Vaters eindeutige Belege dafür, dass Busse nicht der einzige war. Unter den wenigen Briefen, die mein Vater glücklich gerettet hatte, war einer vom 28. Juli 1938, von dem Geschäftsführer eines grossen Glaswarenlieferanten, mit dem mein Vater über Jahre geschäftlich zu tun gehabt hatte. (Die Unterschrift ist ein unleserliches Gekritzeln.) Offensichtlich hatte mein Vater den Briefschreiber von seiner Absicht unterrichtet, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, um ein neues Leben aufzubauen. «Sämt-

liche unserer Herren», so lautete seine Antwort, «bedauern es ganz ausserordentlich, dass Sie aus der Firma ausscheiden und dass Sie die Verhältnisse zu diesem Schritt gezwungen haben. Wir alle schätzen ausserordentlich Ihre zielbewusste und von Fachkenntnissen unterstützte Tätigkeit, die sicher nicht zuletzt dazu beigetragen hat, Ihre Firma hochzubringen.» Und er fügte hinzu: «Wir bedauern sehr, Ihre Tätigkeit in der Zukunft vermissen zu müssen», und gab der Hoffnung Ausdruck, dass er sich mit meinem Vater über dessen Pläne auf der nächsten Leipziger Messe würde persönlich aussprechen können. Und er unterzeichnete «mit herzlichen Grüßen».

Im Kontext der damaligen Zeit erweist sich dieser Brief als ein bemerkenswertes Dokument. Er trägt einen Poststempel von Ende Juli 1938, nachdem mein Vater im Eilverfahren aus seiner Firma herausgeworfen worden war und als durch die antisemitische Politik der Regierung noch vor der Kristallnacht jedes offene Zeugnis einer Verbindung zu einem Juden von den Behörden nicht gern gesehen wurde, wenn nicht gefährlich war. Gewiss zeigte er etwas von der Vorsicht, an die sich Briefschreiber gewöhnt hatten: es waren die «Verhältnisse» und nicht die Naziverfolgungen, die meinen Vater in die Emigration trieben. Gleichwohl liess der Verfasser keinen Zweifel daran, dass er nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte Geschäftsführung sprach. Mit der Aussicht auf eine persönliche Unterredung bei der nächsten Leipziger Messe zeigte er sich genauso blind für die unmittelbare Zukunft wie mein Vater. Es waren also nicht nur Juden, die die Beschleunigung der Verfolgungsmassnahmen durch die Nazis nicht voraussagen konnten. Für Juden sollte es keine Leipziger Messe mehr geben.

Mag seine Hoffnung auf ein privates Gespräch mit meinem Vater naiv gewesen sein, so deutete der Briefschreiber an, dass er vertraulich über etwas reden wollte, was auch der beherzteste Brief nicht ohne Gefahr enthalten konnte. Auch die Art und Weise, wie er seinen Brief abschloss, war bezeichnend. Im Nazireich gab es für Briefe drei verschiedene Schlussformeln: «Heil Hitler» verriet begeisterte Zustimmung für das Regime und war selbstverständlich äusserst beliebt; «Mit deutschem Gruss» drückte eine weniger hoch gestimmte Loyalität zum Naziregime aus, obwohl noch im Rahmen des Akzeptierten; «Mit herzlichen Grüßen» indessen war eine altmodische, vertraute, nichtideologische

Wendung, und ein Briefschreiber konnte kaum ein beredteres Zeichen seiner politischen Unzuverlässigkeit dem Regime gegenüber geben.

Das war nicht alles. Ein paar weitere Briefe aus dem Besitz meines Vaters, die aus der Nachkriegszeit stammen, belegen, dass zumindest einige seiner alten Bekannten von Eintracht Frankfurt ihn immer noch als ihren Freund betrachteten. Einer hatte Jahre im Konzentrationslager Dachau gesessen, weil er unpassende Bemerkungen gemacht hatte, nachdem er von dem Tod seines Sohnes an der Front erfahren hatte. Ein zweiter schrieb meinem Vater, in einem zynischen Rückblick, dass er «ab 1939», obwohl er damals schon 33 Jahre alt war, «Soldat spielen musste». Auch Onkel Siegfried korrespondierte mit alten Freunden in Berlin. Und so wurden abgebrochene Verbindungen allmählich wiederhergestellt.

Dann kam die «Wiedergutmachung». Beginnend mit dem Jahr 1952, versprach die Bundesregierung unter Konrad Adenauer drei Milliarden DM für Israel und zahlte Millionen Entschädigung an einzelne Juden, die wegen Eigentumsverlusten, ruinierten Betriebe und zerstörter beruflicher Karrieren Ansprüche an das Hitlerregime geltend machten. Ich habe schon erwähnt, dass weder mein Vater noch meine Mutter etwas gegen diese Zahlungen einzuwenden hatten. Für sie waren sie kein Blutgeld, sondern Gelder, die man ihnen schuldete. «Peter», schrieb mir meine Mutter im Februar 1958, «sollten wir das Geld bekommen, werden wir es gerne nehmen.» Ich muss gestehen, dass diese Pensionen für meine Eltern und mich eine beachtliche Hilfe waren; dadurch reduzierte sich die Last meines Beitrags zu ihrem Haushalt, die für mich um so stärker wurde, je mehr sich der Gesundheitszustand meines Vaters verschlechterte und meine Mutter nur ein paar Groschen damit verdiente, dass sie für einen Juwelier Perlen aufreichte. 1959 bekam dann sogar ich, nach einigem bürokratischen Hader, eine gewisse Wiedergutmachung. Mir wurden wegen meiner abgebrochenen und verspäteten Ausbildung 5'000 DM zuerkannt. Ich hatte diesen Anspruch nicht erfunden, denn obwohl ich Seminare im Eiltempo durchlief und mein Grundstudium nach drei Jahren abschloss, war ich 23, als ich meinen Bachelor-Abschluss machte.

Die öffentlichen Gesten und privaten Bekundungen des guten Willens bedeuteten etwas für mich, aber sie nötigten mich zu keiner Neubeurteilung. Ich war wie ein Stückeschreiber mit einer Idee für ein historisch-psychologisches Drama, für das er sich schon mehrere Nebenrollen und einen Protagonisten, Emil Busse, ausgedacht hat, für das ihm aber noch zuverlässige Informationen und ein paar Hauptrollen fehlten, die Busses zentraler Rolle gewachsen waren, damit das Stück klappte. Wenn es wirklich wahr wäre, dass wir Flüchtlinge mit unseren hohen moralischen Ansprüchen, Liebe zu Musik und Literatur und der Bürgertugend harter und unablässiger Arbeit das wahre Deutschland mit uns genommen hätten, dann gäbe es vielleicht auch noch wahre Deutsche in der Heimat, nicht als vereinzelte Märtyrer, sondern als Bürger in beträchtlicher Anzahl. Die Tragikomödie, die mir vorschwebte, durfte nicht das Melodram bleiben – gute Deutsche im Ausland, böse Deutsche zu Hause –, mit dem ich so lange gelebt hatte.

Während des Universitätsjahres 1963/64 wurde dann schliesslich vieles, allerdings eher zufällig zurechtgerückt. Ich hatte ein Forschungsstipendium am Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Palo Alto erhalten und nahm meine Familie – meine Frau und drei Stieftöchter – für die Dauer meines Stipendiums mit zu einem sonnigen Aufenthalt in Nordkalifornien. Eine Sammlung meiner Aufsätze über die französische Aufklärung stand vor der Veröffentlichung, und ich plante, eine Gesamtdarstellung der nicht auf Frankreich begrenzten Aufklärung in Angriff zu nehmen. Unter den Stipendiaten befanden sich sechs Historiker, die eine anregende Gesellschaft darstellten, nicht zu vergessen den brillianten Philosophen Carl «Peter» Hempel, den ich schon acht Jahre zuvor in Princeton kennengelernt hatte und der sich erneut als ein genialer Lehrmeister der Logik historischer Forschung erwies.

Es waren indes die Brachers, die für die nötigen Komplikationen sorgten, dank deren ich aus meinen festgefügtten Reaktionsmustern gegenüber meinem Geburtsland ausbrechen konnte. Karl Dietrich Bracher kam nach Palo Alto mit dem wohlbegründeten Ansehen eines Wissenschaftlers, der den Weg der Nazis an die Macht in unübertroffener Manier analysiert hatte. Seine Bücher *Die Auflösung der Weimarer Republik* (1955) und *Die nationalsoziali-*

stische Machtergreifung (1960) avancierten rasch zu Standardwerken. Und das zu Recht; sie zeichnen sich durch ein unbestechliches historisches Fachwissen aus, getragen von einer zwingenden Verpflichtung zu Zurückhaltung, gerade deswegen so wirkungsvoll, weil sie nicht predigt, sondern die Wahrheit aus den Tatsachen und verantwortungsvollen Deutungen sichtbar werden lässt.

Bracher war als einfacher Soldat zur Wehrmacht eingezogen worden und geriet während des Afrikafeldzugs in Gefangenschaft. Er brachte mehr als zwei Jahre in einem Kriegsgefangenenlager in Kansas zu, und diese Erfahrung mit der amerikanischen Demokratie, verstärkt durch einen Studienaufenthalt in Harvard nach dem Krieg und gepaart mit seiner Abscheu vor jeglichem Totalitarismus, entschied über die Richtung, die er als Historiker einschlagen sollte. Ich fand dies allein lehrreich genug, aber seine Frau Dorothee erwies sich, mehr durch ihre Familiengeschichte als durch ihre expliziten Lehren, für mich als eine noch verbindlichere Quelle. Sie war die Tochter von Rüdiger Schleicher, dessen Frau eine Bonhoeffer war. Die Bonhoeffers, ob Juristen oder Pfarrer, waren unorthodoxe Christen, die ihre Religion ernst nahmen. Während der Monate ihrer Drangsalierung im Gefängnis, unter der Folter und den Tod vor Augen, fanden sie immer wieder Stärkung in Bibelstellen. Sie verabscheuten Hitler und seine Bande aus ästhetischen, politischen und schlicht menschlichen Gründen, und da sie kein Ende sahen, solange Hitler am Leben war, beschlossen sie nach langem Zögern, sich an Plänen zu dessen Ermordung zu beteiligen. Der Tod des Führers wurde für sie zu einem Glaubensgrundsatz.

Dieser Glaube zerstörte den Zirkel der Verschwörer. Das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 schlug fehl, und die Verschwörer wurden entdeckt. Schleicher, ein pflichtbewusster Beamter, aber konsequenter Nazigegner, dessen Anteil an den Attentatsplänen marginal gewesen war, wurde verhaftet, zum Tode verurteilt und, während die russischen Truppen zum Sturm auf Berlin ansetzten, am 23. April 1945 erschossen. Sein Schwager Klaus Bonhoeffer wurde am gleichen Tage hingerichtet. Einen weiteren Schwager, Hans von Dohnanyi, hatte das gleiche Schicksal bereits am 9. April getroffen, der Tag, an dem auch der geistige Führer der Gruppe, Dietrich Bonhoeffer, ermordet worden war.

Im Verlauf unseres Jahrs am Forschungszentrum hatten wir mit dem Ehepaar Bracher gesellschaftlichen Umgang und waren gute, wenn auch nicht enge Freunde geworden. Bis zum Tage ihrer Rückreise nach Deutschland wussten wir nichts über diese Geschichte. Aus irgendeinem Grunde – wir brachten sie mit dem Auto zum Flughafen – fingen sie an zu erzählen, und ich erinnere mich, dass ich gedacht – vielleicht sogar gesagt – habe: Wie denn, Sie haben ja mehr Familie durch diese Barbaren verloren als ich! Dies mag als Reaktion eigenartig klingen, als ob die Feststellung, dass es auch gute Deutsche gab, auf irgendeinem quantitativen Vergleich beruhe, als ob sich das Schicksal von Millionen Menschen auf das Zählen von Leichen reduzieren lasse. Ich möchte das nicht verteidigen, ich kann nur sagen, wie ich es damals empfand. Ich muss bereit fürs Zuhören gewesen sein.

Nach Deutschland wagten wir uns in den folgenden drei oder vier Jahren noch nicht; dann aber begannen wir, das Land zu besuchen, bis es so etwas wie eine Gewohnheit wurde. Wir machten eine Autotour zu deutschen Museen, wir besuchten das Ehepaar Bracher in Bonn, wir forschten in deutschen Archiven. Und wir fuhren häufig nach Berlin, blieben manchmal mehrere Monate, mit Empfindungen, die sich auffällig vom schwierigen ersten Versuch im Jahre 1961 unterschieden. Schliesslich fühlten wir uns in meiner Geburtsstadt mehr oder weniger zu Hause, obschon ich das «mehr oder weniger» betonen möchte. Und wir entdeckten Emil Busse Ende der sechziger Jahre wieder, als wir länger in Berlin waren, und mir plötzlich einfiel, mich nach ihm zu erkundigen. Viel war geschehen, mehr als ein Jahrzehnt war vergangen, seit wir zuletzt von ihm gehört hatten, aber warum nicht versuchen? Es gab nur einen Emil Busse im Telefonbuch, und ich schrieb ihm: «Sind Sic der Emil Busse, der ...?» Am nächsten Tag kam ein aufgeregter Telefonanruf: Er war es.

In den nächsten Tagen taten wir kaum anderes als reden oder besser: zuhören. Denn Busse war und ist ein fesselnder Erzähler: genau, flüssig und glaubhaft. Er erzählte uns, was ihm, dem Nazi-gegner, der versuchte, seine politischen Prinzipien zu bewahren und zugleich sein Leben zu retten, während des Krieges widerfahren war. Entschlossen, nicht auf alliierte Soldaten zu schießen, weil er sie ja schliesslich als seine Freunde und als potentielle Befreier von der Tyrannei der Nazis betrachtete, entzog er sich



Abb. 13: Emil Busse im Jahr 1945 in Freienwalde, wo er sich von seiner Anti-Nazi-Karriere als eingebildeter Kranker erholt.

darum, solange er konnte, der Einberufung, indem er in die Polizei eintrat. Als aber die Wehrmacht, nachdem sie an der Ostfront grosse Verluste erlitten hatte, nach weiterem Kanonenfutter suchte, konnte er der Zwangseinziehung zum Militär nicht länger entgehen. Er beschloss daher, eine fortschreitende Krankheit vorzutäuschen: Er würde an lähmenden Ischiasschmerzen leiden. Aber um das auch überzeugend zu tun, musste er zunächst herausfinden, wie Ischias schmerzt und wo, denn ein Arzt, der jemanden untersucht, der diese Krankheit zu haben behauptet, weiss, dass sie nicht den ganzen Körper in gleicher Weise befällt. Busse erkundigte sich daher bei einem politisch zuverlässigen Freund, der für Ischias anfällig war. Nachdem alles vorbereitet war, zog er sich allmählich die Symptome zu, die, wie er jedem sagte, zunehmend schmerzten. Die Militärärzte, die hinter Simulanten, die sich vor dem Militärdienst drücken wollten, her waren, untersuchten ihn immer wieder, aber Busse war überzeugend. Er ass wenig, wenn

überhaupt, er nahm ab, er bewegte sich unter grössten Mühen, er nahm es sogar auf sich, im Krankenhausbett inkontinent zu sein. Nichts half, nicht einmal die modernsten Medikamente. Ein wirklich schwerer Fall!

Aber Ischias, wenn auch noch so ernst, geht schrittweise auch wieder zu Ende. Der Krieg dauerte und dauerte, und so fand es Busse Ende 1944 klug, eine gewisse Besserung zuzulassen. Anfang 1945, als die deutschen Truppen im Rheinland einen Gegenangriff einleiteten, wurde er für gesund erklärt. Daraufhin erfolgte ein neuer Einberufungsbefehl, und Busse entschloss sich zu seiner heroischsten und schmerzhaftesten Tat: Er goss sich kochendes Wasser über seine Oberschenkel. Als ihn ein Militärarzt wegen seiner Unvorsichtigkeit anbrüllte, erklärte er den Unfall zu einem dummen Missgeschick: Er habe Wasser für ein Bad heiss machen wollen, und immer noch durch die gerade überstandene Krankheit geschwächt, sei er ausgerutscht. Wir hörten ihm zu, wir glaubten ihm, und wir bewunderten ihn.

Keine dieser Geschichten, von Bracher zu Busse, führte zu meiner bedingungslosen Kapitulation. In Deutschland war ich ostentativ und fast trotzig ein Amerikaner; ich fand mich als lautstarken Patrioten, fast als Chauvinisten wieder. Nichts brachte mich mehr auf (und tut es noch), als wenn Deutsche die Vereinigten Staaten des Materialismus und der Kulturlosigkeit bezichtigten. Die müssen gerade reden! Meine neue Einstellung bedeutete auch nicht, dass ich den Deutschen über den Weg traute. Für mich waren sie auf Bewährung. Während des Wintersemesters 1974/75 wurde ich als Gast an die Münchener Universität eingeladen, und zugleich erhielt ich ein einjähriges Forschungsstipendium am Wolfson College in Oxford. Wir beschlossen, dass wir das Jahr gleichmässig teilen würden, zuerst in München und danach in Oxford. Aber Ruth und ich waren uns auch einig, dass wir unter den Deutschen nur so lange bleiben würden, wie es keinen Anlass zum Arger gäbe. Beim ersten Anzeichen von antisemitischem Verhalten ihrerseits, beim ersten Anzeichen von Unbehagen unsererseits, würden wir sofort nach Oxford fliehen. Aber die Menschen, auf die wir stiessen oder denen wir im Bus zuhörten, die Berichte, die wir in den Zeitungen lasen, gaben uns keinen Anlass zu antideutschen Gefühlen, für die wir ja jederzeit empfänglich waren. Wir blieben bis Januar.

Auch meine wissenschaftlichen Interessen weiteten sich aus. Zwar hatte ich schon meine Dissertation über einen Deutschen geschrieben, aber das war gefahrlos. Eduard Bernstein war, wie gesagt, Jude und zugleich Marxist. Aber in den zwei Bänden über die Aufklärung, die ich 1966 und 1969 veröffentlichte, erhielten auch Kant, Lessing und Wieland den ihnen gebührenden Platz, und in meiner fünfbändigen Untersuchung über das Bürgertum des 19. Jahrhunderts, die zwischen 1984 und 1998 erschien, schenkte ich deutschen Psychologen, Politikern, Malern, Schriftstellern und Literaturkritikern soviel Aufmerksamkeit wie ihren englischen, französischen oder amerikanischen Kollegen.

Ich zähle diese Veröffentlichungen hier nicht auf, um mich mit meinen Schriften zu brüsten, sondern um zu verdeutlichen, dass ich nach langem Kampf doch dahin gekommen bin, Deutschland und die Deutschen als einen Teil der Geschichte der modernen westlichen Zivilisation zu integrieren, die zu meinem Lieblingsjagdrevier geworden ist. Zugleich integrierte ich Deutschland in meine Selbstwahrnehmung, wenn auch keineswegs so vollständig. Sogar meine Arbeiten zur Kulturgeschichte Deutschlands und Österreichs zeigen Spuren meiner früheren Empfindungen, obwohl dies, möchte ich denken, ihrer Wissenschaftlichkeit nicht schadet. 1967 bat man mich um einen längeren Aufsatz zur Kultur der Weimarer Republik, der als Einleitung für ein umfangreiches Sammelwerk über den Einfluss deutscher Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten dienen sollte. Mir ist immer noch im Gedächtnis, dass ich alles andere beiseite schob und diesen Aufsatz in einem Zug und mit starker Anteilnahme niederschrieb – er erschien 1968.

Mein Buch über die Weimarer Zeit, *Die Republik der Aussenseiter*, geriet am Ende zu einer Elegie auf ein gescheitertes Experiment. Ich kann meine Interpretation der kurzen Geschichte dieser ersten deutschen Republik als akkurat, sogar (wie ich hoffe) auch instruktiv bezeichnen, aber über ihr liegt unverkennbar eine Atmosphäre der Trauer. Mein Schlussparagraph wurde überschattet von einer Reihe von Selbstmorden: Max Liebermanns bejahrte Witwe, Walter Benjamin, Stefan Zweig und andere hochbegabte Schriftsteller. Am 30. Januar 1933, so mein Kommentar, «war Adolf Hitler deutscher Reichskanzler. Die Männer von Weimar zerstreuten sich und nahmen den Geist von Weimar mit in das

Fabelreich der inneren Emigration, in den Tod im Vernichtungslager, in den Selbstmord: Selbstmord in einer Berliner Wohnung, wenn es an die Tür geklopft hatte, Selbstmord an der spanischen Grenze, in einer Pariser Mietwohnung, in einem schwedischen Dorf, einer Stadt in Brasilien oder in einem Hotelzimmer in New York. Andere aber entführten den Geist von Weimar ins Leben, in grosse Karrieren und dauerhaften Einfluss in Laboratorien und Krankenhäusern, in Presse, Theater und Universitäten und gaben diesem Geist im Exil seine wahre Heimat.» Dies ist nicht die kühle Prosa eines distanziereten Beobachters.

In der Freud-Biographie, die ich 1988, zwei Jahrzehnte später, veröffentlichte, spürte ich erneut, als ich mich mit den beiden letzten Jahren seines Lebens befasste, jene Erinnerungen wachrufende Erregung. Meine Familie und ich hörten im März 1938 über Radio Strassbourg, dass die Österreicher Hitler begeistert begrüsst und den Überfall auf ihr Land mit antisemitischen Ausschreitungen, fröhlichen Plünderungen und nicht minder fröhlichen Morden gefeiert hatten. Ich war diesen Ereignissen allerdings nicht weiter nachgegangen, bis ich über das Leben Freuds forschte. Ich las Zeitungen, Memoiren, Historiker, und es kam mir zu vertraut vor, wie eine grossangelcgte Kostümprobe für das, was ich am 10. November 1938, als ich durch die Stadt am Morgen nach der Kristallnacht radelte, miterlebt hatte. Ich war nicht bereit, denen zu verzeihen, die kein Verzeihen verdienten.

Doch war der Wandel meiner Einstellung gründlich, der, als er eintrat, eine rein private Angelegenheit blieb, von der nur einige meiner engsten Freunde wussten. Immerhin bestanden Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Naziregimes noch starke Vorbehalte gegen Deutsche in den Vereinigten Staaten, und ich hatte nicht die Erwartung, dass meine innere Reise allgemeine Zustimmung finden würde. Ich hatte recht. An dieser Stelle muss ich ein Erlebnis einschalten, von dem ich bereits im Vorwort zu *Freud, Juden und andere Deutsche*, einer Sammlung von Essays aus dem Jahre 1978, berichtet habe. Zwei Jahre zuvor hatte ich zwei Artikel mit dem Titel «Nachdenken über die Deutschen» für die Gastkolumnenseite der *New York Times* geschrieben. Ich berichtete in aller Kürze die Beweggründe, die ich in diesen Memoiren ausführlicher beschrieben habe, und schloss mit der Bemerkung, dass mit Blick auf meine Freundschaften zu Deutschen und der

ständig wachsenden Zahl Deutscher, zu jung, um irgend etwas mit den Nazis gehabt zu haben, die Formulierung, dass nur ein toter Deutscher ein guter Deutscher sei, nicht mehr die meine war. Als Antwort erhielt ich ein gänzlich unerwartete Flut von Erwidern. Darunter waren Einladungen zu einer Diskussion über meine neuentdeckte Objektivität. Mehr als 75 Briefe und Postkarten flatterten ins Haus, die einen beifällig, die anderen ablehnend. Ein böswilliger Witzbold abonnierte in meinem Namen eine Reihe von Zeitschriften, und es kostete mich einige Zeit, aus diesen unfreiwilligen Verpflichtungen herauszukommen.

Besonders bemerkenswert war die Bandbreite der Meinungen. Diejenigen, die meine Botschaft verstanden hatten, lobten mich für meinen vernünftigen Standpunkt über die Deutschen (bezeichnenderweise gehörten in diese Kategorie deutsche Flüchtlinge, wie ich einer war) oder sie verurteilten mich wegen meines Vrats. Die anderen (und es gab nicht wenige) bewunderten meine öffentliche Äusserung, dass nur ein toter Deutscher ein guter Deutscher sei, oder sie verachteten mich. Dabei lernte ich etwas, was ich eigentlich vorher hätte wissen müssen: Lesen ist weitgehend ein Rorschachtest. Es ist entmutigend, aber wahr: Wir bekommen aus Texten im Grossen und Ganzen das heraus, was wir hineingetan haben.

Ich bin manchmal gefragt worden, ob ich in meinen Arbeiten irgendeine Kontinuität festgestellt hätte, irgendeinen Faden, der mein erstes, 1952 veröffentlichtes Buch mit dem letzten, das bis jetzt erschien, verknüpft. Diese Frage tritt im Allgemeinen zusammen mit dem Gemeinplatz auf, dass alle Autoren nur ein Buch schreiben. Ich muss bekennen, dass ich solche Einseitigkeit in meinen Arbeiten nicht erkennen kann, ausser dass sie von dem anhaltenden Wunsch getragen werden, etwas herauszufinden oder zu erklären. Aber das ist etwas, das jeder seriöse Historiker braucht, und es unterscheidet mich nicht von meinen Kollegen. Auf Einladung anderer habe ich geschrieben, wenn ich meinte, etwas zu sagen zu haben, was noch nicht gesagt worden war, oder aber ich schrieb aus eigenem Antrieb, wenn ich dachte, dass die vorhandene Literatur einer Korrektur bedürfe. Nie habe ich Korrekturen um ihrer selbst willen vorgenommen; Dinge klarzustellen schien mir nie, wie für Hamlet, eine verdammenswürdige Bosheit zu

sein. Meine Hinwendung zu einem psychoanalytischen Ansatz, mit dessen Hilfe der Historiker tiefer zu graben vermag als mit anderen Hilfsdisziplinen, hat lediglich meine ständige Neugier nach der Vergangenheit unterstützt. Falls dieser oder jener es notwendig findet, einen Bezug zwischen meinen Arbeiten und meinen sechs Jahren unter den Nazis herzustellen, dann wäre meiner Meinung nach eher die Verschiedenartigkeit meiner Interessen als ihre Einseitigkeit einschlägig. An ihnen zeigt sich, wenigstens für mich, dass es mir im Laufe der Jahre weitgehend gelungen ist, mich von dem Gift in meiner Vergangenheit freizumachen und meinen eigenen Weg einzuschlagen.

Manche Emigranten – wir alle kennen sie – haben ihr Leben unter den Nazis, äusserlich dem meinen sehr ähnlich, unaufhörlich und ohne Ausweg verfolgt. Für sie wurde allein das Ringen mit dem Holocaust ein Beruf. Es ist ein geläufiges Phänomen auch unter Berufshistorikern, die die deutsche Vergangenheit erforschen, manchmal zurück bis zu Luther, erste Anzeichen für den Nazismus oder entscheidende kausale Voraussetzungen, die Hitler vorhersehbar, geradezu unausweichlich werden liessen, zu finden. Ich verstehe dieses Interesse, aber ich teile es nicht. Nach meinem Urteil ist es im Grunde unhistorisch. Aber diese Achtung vor der Komplexität, darauf muss ich bestehen, hat nicht meine Entschlossenheit beeinträchtigt, reine Schurkereien zu erkennen und zu verurteilen, wenn ich sie sehe.

Einem Einwand gegen die Professionalität meiner Einstellung, den ich ernst nehmen muss, vermag ich indessen mit meinem Zugeständnis, dass ich die schärfste Zurückweisung der Nazis nicht nur dulde, sondern unterstütze, nicht zu begegnen. Wenn mancher Emigrant von dem Holocaust wie besessen war, war ich nicht vielleicht besessen von dem Bemühen, ihm aus dem Wege zu gehen? Ich glaube das nicht, muss aber anerkennen, dass andere mich so sehen könnten. Es ist nur allzu bekannt, dass wir unsere eigenen kümmerlichen Richter sind, und die Person, die wir im Spiegel zu sehen bekommen, mag eingebildete wie reale Charakterzüge tragen. Es ist wahr, ich muss es gestehen, dass ich mit Bedacht vermieden habe, mich mit dem Massenmord an den europäischen Juden näher zu befassen. Filme, die von ihm handelten, sogar bedeutende Filme wie *Shoa*, habe ich mir nicht angesehen. Als wir Mitte der 80er Jahre eine Gelegenheit zum Besuch von

Auschwitz hatten, fuhr meine Frau allein hin. Wir alle haben unsere Abwehrmechanismen, die uns durchs Leben helfen, und diese sind nun mal meine. Ich bin nicht stolz darauf, ich sehe aber auch keine Notwendigkeit, mich dafür zu entschuldigen. Meine harte Arbeit zeigt gewiss, dass ich mich nicht in den Hedonismus geflüchtet habe, um meine Vergangenheit auszulöschen. Freud hat gesagt, dass die wirkungsvollste – oder besser: die am wenigsten wirkungslose – Methode, mit dem Elend umzugehen, die Arbeit ist, und ich kann bestätigen: Freud hat recht.

Was sagt uns all dies über Berlin und über mich? Tatsächlich sind nach dieser langen Schilderung meine Gefühle nicht unzweideutig genug, um so dogmatisch zu sein, wie mancher Leser mich vielleicht haben möchte. Ich habe, wie man so sagt, keinen Schluss anzubieten. Als ich vor gut zehn Jahren in Tel Aviv war und beim Essen die Rede auf mein nichtjüdisches Judentum kam, fragte mich ein kluger israelischer Schriftsteller, ob ich, wenn ich im Radio den Namen Israel höre, gleich lauter stelle? Das war eine gute Frage. Auf das Thema, dem ich in diesem Bericht nachgegangen bin, angewendet, würde sie lauten: Bin ich noch ein Berliner? Präsident Kennedy formulierte, als er 1962 meine Geburtsstadt besuchte, den stürmisch umjubelten, unsterblichen Satz «Ich bin ein Berliner». An dieser Formulierung ist viel pedantische Kritik geübt worden, vielleicht wäre die Wendung «Ich bin Berliner» idiomatischer gewesen, und sein Ausspruch hätte auch so verstanden werden können, dass er sich zu einem Berliner Pfannkuchen erklärt habe. Ich finde diese Krittelei lächerlich, die entscheidende Frage ist jedoch, was kann ich legitimerweise über mich selbst aussagen? *Bin* ich ein Berliner, oder *war* ich ein Berliner?

Wenn ich mich so vorsichtig ausdrücke, wie ich es muss, würde ich sagen, dass ich kein Berliner in dem Sinne mehr bin, wie ich es vor 1933 war, und ich werde es nie wieder sein. Das heisst nicht, dass das Wort Berlin in mir nichts Besonderes mehr anklingen lässt. Ich bin noch ein Fan von Hertha BSC; ich bedauere noch das abenteuerliche Bauen in der Stadt, das dabei ist, ihre einzigartige Atmosphäre auszulöschen; ich werde noch böse, wenn über die Stadt hergezogen wird, wie erst vor kurzem, als ich in der *New York Review of Books* einen mürrischen und, wie mir schien,

schlecht informierten Artikel über Berlin las. Wenn es um Berlin geht, bin ich so etwas wie ein Konservativer. Wenn ich jetzt über den Potsdamer Platz gehe, wo kapitalistische Riesenkonzerne wie Daimler-Benz und Sony eine massive Eigenwerbung in die Höhe ziehen, die dem horizontalen Charakter der Stadt widerstreiten, dann habe ich das Gefühl, die Umgestaltung ihrer Identität erblickt zu haben, und das betrübt mich einigermassen. Und ich würde es zutiefst bedauern, wenn ich meine Berliner Freunde nicht wiedersehen könnte. Ich habe Freundschaft immer hochgeschätzt, und zumindest zwei aus meinem engsten Berliner Freundeskreis sind mir so nah, wie all die, die ich das Glück gehabt habe in Amerika zu Freunden zu gewinnen.

Heute, da ich diese Zeilen schreibe, ist der 27. August 1997. In der *New York Times* von heute Morgen steht ein Artikel über die hochangesehene und einflussreiche deutsche Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann. Ihre Verbindung zu Goebbels Propagandaministerium zwischen 1940 und 1942 war schon seit mehreren Jahren bekannt, jetzt aber hatte Christopher Simpson, ein amerikanischer Wissenschaftler, sie beschuldigt, nicht nur bei dem Regime mitgemacht, sondern ihre Forschungsarbeit geschönt und deren Ergebnisse frisiert zu haben, um dem Dritten Reich zu dienen. Dr. Noelle-Neumann hat diesen Behauptungen energisch widersprochen und gesagt, dass sie vielmehr für die Regierung tätig gewesen sei, um «von innen gegen die Nazis zu arbeiten». Ihre beleidigenden Aussagen über die Juden während der Kriegsjahre – die Juden übten eine totale Kontrolle aus und zerstörten so die Glaubwürdigkeit der amerikanischen Presse – habe sie nur, so macht sie jetzt geltend, «auf Befehl» geschrieben. Um die Verwirrung komplett zu machen, erhielt der Beförderungsausschuss an der American University, an der sich Dr. Simpson um eine Professur beworben hatte, eine Reihe «gleichlautend unflätiger» Briefe, in denen der Bewerber verunglimpft wurde, weil er es gewagt habe, eine Koryphäe der Meinungsforschung anzugreifen. Hat Noelle-Neumann diese Briefe begünstigt oder veranlasst, oder sind sie ohne ihr Wissen oder ihre Billigung verschickt worden?

Mein Wissen ist auf das beschränkt, was über diese Geschichte in der Zeitung stand, aber meine Meinung steht schon fest. Noelle-Neumann ist schuldig, bis sie für unschuldig befunden wird. Ist dieses Urteil gerecht? Ist es objektiv? Ist es wissenschaftlich?

Gewiss nicht. Es zeigt nur, dass der Peter Fröhlich der Jahre 1938 und 1939 in dem Peter Gay des Jahres 1997 noch immer lebendig ist. Werde ich meine Meinung ändern? Schon möglich. Wer weiss? Schliesslich ist mein Gelehrtenleben noch nicht zu Ende. Aber welchen Forschungsprojekten meine Neugier künftig auch gelten mag, es ist wahrscheinlich, dass Berlin – die Stadt, die Erinnerung, das gehegte und gehasste Objekt meiner Ambivalenz – darin irgendwelche Spuren hinterlassen wird. Wir Historiker wissen, dass es riskant ist, Voraussagen über zukünftige Ereignisse zu machen; fast ebenso riskant ist es, vorauszusagen, welches geschichtliche Werk man noch schreiben wird. Vieles hängt davon ab, worauf sich das Interesse des Historikers richtet, mehr noch, was seine Leidenschaft weckt: eine gesellschaftliche Klasse, ein kriegerisches Geschehen, eine historische Persönlichkeit, eine zuvor geringgeschätzte, vernachlässigte oder falsch verstandene Idee. Schliesslich sind die Historiker, ungeachtet der wohlbekanntenen Grenzen, die ihnen die fehlbare menschliche Natur auferlegt, der Wahrheit verpflichtet, um es altmodisch auszudrücken, sie sind darauf verpflichtet, die Realitäten zu verstehen, die die Vergangenheit hinterlassen hat. Und so muss mein Schlusswort ohne eine Prognose auskommen. Wie die Deutschen am Ende jeder Folge eines Zeitungsromans sagen: Fortsetzung folgt.

Danksagung

Meine Hauptdankesschuld gebührt Gladys Topkis, der es gelang, die Sperre meiner Vorbehalte zu durchbrechen, und die Hemmungen, die über meiner privaten Lebensgeschichte lagen, zu lockern. Schreiben war mir immer eine liebe Beschäftigung. Die Nacherzählung meiner Qualen in Deutschland indessen, diese Forschungsreise über eine Zeitspanne von sechs Jahren in meine Welt und zu mir selbst, die «unerfreulich» zu nennen ein zahmer Ausdruck wäre, erwies sich indessen von allen Aufgaben, die ich mir bis dahin selbst gestellt hatte oder die mir übertragen worden waren, als die am wenigsten erheiternde. Darum war Gladys' Mischung von Entschiedenheit und Liebenswürdigkeit bestimmend für meinen Entschluss, und ich bin ihr sehr dankbar. Nicht nur drängte sie mich, dieses Buch zu schreiben, sie arbeitete daran als Lektorin mit jenem Geschick für kleine nicht minder als für grosse Sujets, das man von ihr kennt.

Gladys war in guter Gesellschaft. Auch andere Freunde wiesen mir den richtigen Weg: Henry und Jane Turner, Al und Ruth Burstein, Bill und Shirley Kahn. In Berlin waren die lehrreichen wie herzlichen Gespräche mit Gaby Katwan von grossem Nutzen für mich. Ihr tiefes Verständnis für die Spannungen zwischen Phantasie und Wirklichkeit und ihre blendenden Anregungen halfen mir, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Klaus Schulz leistete erhebliche Nachforschungsarbeit, die meiner selektiven Erinnerung auf die Sprünge half und meine nicht minder selektive Amnesie in Grenzen hielt. Doron Ben-Atar ermutigte mich immer wieder während dieser Zeit. Es war gut, für die Durchsicht des Manuskripts Dan Heaton zu Seite zu haben, denn er verstand meine Liebe zum Fussball und meine Passion für Arsenal London vollkommen.

Einige Verwandte, vor allem mein Vetter Jack Gay, antworteten freimütig auf meine zuweilen unbequemen Fragen. Mein Dank gilt auch Paul Kwilecki für den anregenden Briefwechsel, den wir miteinander führten, sowie Corner Gay (Edgars Witwe) und

Christine Kohnke, die einige unschätzbare Familienunterlagen fanden und mir zur Verfügung stellten.

Meine Dankeschuld und die meiner Eltern an Emil Busse ist selbstredend unübersehbar. Seine Bereitschaft, seine Erinnerungen aufzufrischen, stets mit grosser Präzision, Anschaulichkeit und Verlässlichkeit, war so entscheidend für mein Buch, wie seine Hilfe in jenen hoffnungslosen Tagen von 1938/39 – auf eine freilich noch folgenreichere Weise – entscheidend für unser Überleben war. Meine Frau Ruth, die keine historische Ausbildung hat, aber trotzdem eine authentische Historikerin des modernen Judentums ist, hat auch diesmal wieder jede Fassung des Manuskripts gelesen und dadurch, dass wir mein alles überwucherndes Thema unablässig diskutierten, sehr dazu beigetragen, mich selbst zu verstehen.

Kulturgeschichte

Peter Gay

Die zarte Leidenschaft

Liebe im bürgerlichen Zeitalter
1987. 526 Seiten mit 20 Abbildungen. Leinen

Peter Gay

Kultur der Gewalt

Aggression im bürgerlichen Zeitalter
1996. 861 Seiten. Leinen

Peter Gay

Die Macht des Herzens

Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich
1997. 571 Seiten. Leinen

Peter Gay

Bürger und Bohème

Kunstkriege des 19. Jahrhunderts
Aus dem Englischen von Ulrich Enderwitz, Monika Noll
und Rolf Schubert
1999. 438 Seiten. Leinen

Jan Assmann

Das kulturelle Gedächtnis

Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen
1. Auflage dieser Ausgabe in der bsr. 1999. 344 Seiten. Paperback
Beck'sche Reihe Band 1307

Harald Heinrich

Lethe

Kunst und Kritik des Vergessens
2., durchgesehene Auflage. 1997. 317 Seiten. Leinen

Verlag C. H. Beck München

Zeitgeschichte, Biographien, Lebenszeugnisse

Dietrich Bonhoeffer/Maria, von Wedemeyer
Brautbriefe Zelle 92

Herausgegeben von Ruth-Alice von Bismarck und Ulrich Kabitz
1. Auflage dieser Ausgabe in der bsr.
1999. 328 Seiten mit 30 Abbildungen. Paperback
Beck'sche Reihe Band 1312

Saul Friedländer

Das Dritte Reich und die Juden

Band 1: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939
Aus dem Englischen von Martin Pfeifer
2., durchgesehene Auflage. 1998. 458 Seiten. Leinen

Saul Friedländer

Wenn die Erinnerung kommt

Aus dem Französischen von Helgard Oestreich
2. Auflage. 1998. 192 Seiten. Paperback
Beck'sche Reihe Band 1253

Ruth Gay

Geschichte der Juden in Deutschland

Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg
Aus dem Englischen übertragen von Christian Spiel
Mit einer Einleitung von Peter Gay.
1993. 280 Seiten mit 294 einfarbigen Abbildungen und 20 in Farbe. Leinen

Helmuth James von Moltke

Briefe an Freya 1939-1945

Herausgegeben von Beate Ruhm von Oppen
2., durchgesehene und erweiterte Auflage.
1991. 693 Seiten mit 10 Abbildungen und 1 Faksimile. Leinen

Freya von Moltke

Erinnerungen an Kreisau

1930-1945
19. Tausend. 1997. 138 Seiten mit 20 Abbildungen. Leinen

Verlag C.H. Beck München